Nf (8) 14 (2)
8°
Heilbronn
28 A 15

Die

Heiligen

nach den

Volksbegriffen.

Zweiter Band.

PASSAU

Zweyte Auflage.

Leipzig, 1813.

198 699 526

Staatl. Bibliothek Passau

Auch der höchste Gesetzgeber hat unaufhörlich gegen die Pharisäer geeifert, welche die andächtige Frömmigkeit dazu dienen liessen, tausend aberglaubische Gebräuche zu unterhalten, die sie an die Stelle der wesentlichen Vorschriften des Gesetzes unterschoben. Sie bildeten sich zum Exempel ein, sie ehreten Gott, wenn sie sich äusserlich zeigten, daß sie öffentlich betheten um gesehen zu werden, und sich mit langen Gebethen aufhielten, wobei sie sich ihrer Almosen und ihrer Fasten rühmten, und eine verstellte Mine annahmen, auch nicht einmal erlaubeten, an dem Sabathtage die unumgänglich nothwendigsten Geschäfte zu verrichten. So waren die Aberglaubigen des alten Testaments beschaffen, denen zum Unglücke die falschen Andächtigen, und die falschen

Frommen nachgefolget sind, welche durch ihre Säucheley, und durch ihre willkührliche Unwissenheit das neue Gesetz entehren. Vergebens sagt man ihnen mit den Aussprüchen der tridentinischen Kirchenversammlung, daß die Vermittelung der Heiligen nur gut und löblich ist, daß in den verehrungswürdigsten Bildern keine wirksame Kraft steckt. Vergebens führet man ihnen Gott selbst an, der uns die deutlichste Erklärung giebt, daß nicht alle die, welche ihn anruffen, selig werden; daß man weiter nichts als ein übertünchtes Grab ist, wenn man blos allein einen äusserlichen Schein der Frömmigkeit besitzet; daß, wenn unsere Absichten böse sind, alle unsere Handlungen gleichfalls böse seyn werden; sie vergessen Christum um sich nur mit seinen Dienern zu beschäf-

schäftigen; sie wenden sich an Bild-
säulen in dem Vertrauen, als hätten
diese an und für sich selbst die Macht
sie zu erhören, sie plappern eine
Menge Gebether her, ohne im min-
desten aufmerksam darauf zu seyn,
und sie denken, daß Gebräuche,
welche nur die äusserste Schaale des
Gesetzes sind, zu ihrer Rechtferti-
gung und zu ihrer Seeligkeit hinrei-
chend seyn — dieß sind die Wirkun-
gen der übel verstandenen Andächte-
ley, oder vielmehr des Aberglau-
bens. Ein solcher Andächtler und
Aberglaubiger sieht mit einer Wuth,
die er für einen wahren Eifer hält,
alle diejenigen an, welche das Un-
glück haben die geoffenbarten Wahr-
heiten nicht zu glauben — Er ist es,
der sich mit falschen Wundern, mit
falschen Legenden nähret, und
überall Lärm bläßt, wenn man sie

nicht

nicht glaubt; welcher ohne Gnade jeden verdammet, der in solchen Sachen, die den Glauben nichts angehen, nicht seiner Meynung ist; welcher die Finsternisse für das Licht hält; und welcher fürchtet man werde verführen, wenn man erleuchten will; der sich endlich einbildet, er thue ein Gott angenehmes Werk, wenn er einen Unschuldigen verfolgt, oder übel von dem Nächsten urtheilet.

Pabst Klemens XIV. Rede über den Aberglauben.

Inhalt

des zweyten Bandes.

I. Die Träume.

II. Der Postwagen.

III. Das Gespräch im Klostergange.

IV. Der Pfarrer in der Bauernstube.

V. Die Spitalweiber.

VI. Die Zunftfähne.

VII. Der Wirt beim blauen Herrgott.

I.

Die Träume.

Pfarrer. Wie sieht denn er aus, Meßner! fehlet ihm etwas?

Meßner. O mein Gott! mir fehlt nichts.

Pfar. Soviel ich merke, würde es schlecht mit ihm stehn, wenn er etwelche Nächte nacheinander wachen müßte. Heut kann er sich schon wieder ausschlafen. Die heutige Nacht muß ein Kirchenprobst wachen. Es kömmt nur noch auf zween Täge an; dann bekommen wir schon die eisene Sakristeithüre, die uns gegen ferneres Einbrechen der Diebe verwahren wird.

Meß. Ja, ja! verwahren. Eine eisene Thüre verwahret uns noch nicht vor allem.

Pfar. Ich wüßte nun nicht, warum wir nicht hinlänglich verwahret seyn sollten. Bei

der Kirchenthüre ist keiner im Stande einzubrechen. Die Fenster sind mit starken eisenen Gittern versehen. Nur die einzige äussere Sakristeithüre, weil sie hölzern und schon alt war, konnte so leicht erbrochen werden.

Meß. Ist alles recht. Der Zechprobst solle nur heut Nacht wachen. Er wird's schon sehen.

Pfar. Was wird er sehen? Er wird das sehen, was der Meßner gesehen hat.

Meß. Wenn der Zechprobst das sieht, was ich gesehen habe; so haben wir heut Nacht ein Specktackel. Entweder läuft er unter solchem Lärmen und Schreien davon, daß das ganze Dorf bei der Nacht in Schrecken kömmt; oder er stirbt an der Stelle.

Pfar. Träumt der Meßner; oder ist er närrisch? Hat er etwa einige gesehen, die Lust gehabt hätten, nochmal einzubrechen; und heut die Paramenten auch abzuholen, nachdem sie gestern das Opfergeld geholet haben? Da wer-

de ich gleich abhelfen; unsere Nachbarn sind schon so gut, daß sie uns zween starke Knechte zur Wache noch mitgeben.

Meß. Ich sage euer Hochwürden, hundert Bauernknechte laufen davon, wenn sich das alles wieder sehen läßt, was ich gesehen habe.

Pfar. Nun erwarte ich schon nichts anderes, als etwas närrisches zu hören. Was wird er denn sonst gesehen haben?

Meß. Bei meiner Treu! das ist gewiß nichts närrisches, was ich gesehen habe.

Pfar. Höre ers; sein gesehen haben wird mir schon zu viel. Was hat er gesehen?

Meß. Die habe ich gesehen, die eure Hochwürden aus der Kirche daraus haben wollen.

Pfar. Die ich aus der Kirche daraus haben will? Hunde, schreyende kleine Kinder, Muthwillen treibende Jungen, und auch Erwachsene, die mit Geschwätz, und Uppigkeit

die

die Leute in der Andacht stören; die sind die einzigen, die ich gern für immer aus der Kirche hinausgebracht sähe. Ausser seinem eigenen Pommerl aber, den er der Wachbarkeit halber ungezweifelt wird bei sich gehabt haben, hat er in der Nacht sonst von allem dem, was ich aus der Kirche daraus haben will, gewiß nichts sehen können.

Meß. O mein Gott, o mein Gott! Wenn man eine Sache nicht verstehen will — — Nun ich wünsche, daß es einen guten Ausgang nehme. Ich habe keine Schuld; das habe ich heut Nacht oft genug gesagt; ich wasche meine Hände.

Pfar. Und ich werde ihm den Kopf waschen. Ist er wirklich närrisch; oder will er seinen Pfarrer zum Besten haben? Für das erste wird der Bader, und für das zweyte der Richter ein Mittel, welches gleich recht angreift, herzugeben wissen.

Meß. Es ist von allem dem nichts nöthig, und es ist auch nicht nöthig, daß eure Hoch-

würden Herr Pfarrer zörnen; Ich bin schon still.

Pfar. Mit dem ist mir aber jetzt auch nicht gedient. Nachdem er einmal gesagt hat, er habe heut Nacht so etwas erschreckliches gesehen; so will ich nun wissen, worinn das bestanden.

Meß. Aber ich bitte euer Hochwürden um Gotteswillen! — Es hilft doch nichts, wenn ich es auch sage. Eure Hochwürden glauben das nicht, was man sagt; und lassen sich auch nicht von dem abbringen, was sie einmal beschlossen haben.

Pfar. Was glaube ich nicht; und von was lasse ich mich nicht abbringen? Heraus mit der Sprache.

Meß. Nun eure Hochwürden haben ja einmal beschlossen, daß alle heilige Statuen, die in unserer Kirche sind, noch diese Woche hinausgebracht werden sollen.

Pfar. Ja! das ist beschlossen, und bleibt beschlossen; denn es ist einmal der landesfürstliche und bischöfliche Befehl; und ich habe schon in mehreren Predigten und Christenlehren gezeiget, daß das vorlängst hätte seyn sollen.

Meß. Nun da haben wir's schon; was hilft also mein Reden?

Pfar. Was haben denn aber unsere Kirchenstatuen für einen Zusammenhang mit dem, was er schreckbares heut Nacht gesehen haben will?

Meß. Nicht gesehen haben will, sondern gesehen hat. Und das steht in einem solchen Zusammenhange mit dem Entschlusse, unsere Heilige aus der Kirche hinauszuwerfen, daß es freilich gut wäre, wenn ich bei euer Hochwürden einen Glauben fände. Aber dazu ist gar keine Hofnung.

Pfar. Das, was ich ihm längst vorgesagt habe, nämlich, daß er noch einmal ein Narr wer-

werden wird, scheint mir bei ihm wirklich schon eingetroffen zu seyn.

Meß. Nein, nein! meine Vernunft habe ich schon noch, Gott sey Dank!

Pfar. Nun wenn er mir etwas vernünftiges sagen wird; hat er nicht zu sorgen, daß er nicht bei mir Gehör finden werde.

Meß. Versprechen mir nur eure Hochwürden, keinen Heiligen aus unserer Kirche hinauszuwerfen; so sage ich vom Herzen gern alles, was ich heut Nacht gesehen und gehöret habe; und ein Glück für unser ganzes Dorf, wenn mir eure Hochwürden glauben, und ihr Versprechen halten. Sonst weis ich nicht, was geschehen wird.

Pfar. Was wird denn geschehen? Meine Pfarrkinder, Gott sey Dank! haben so guten Unterricht von der wahren reinen Andacht; so guten Willen, die Befehle der Vorgesetzten zu vollziehen; und so viel Liebe für mich, daß die Statuen ganz mit Ruhe und Zufriedenheit hinaus

aus kommen werden. Die Kirche wird gemalen, mit wenigeren, aber lehrreicheren Bildern gezieret, und dann gefählt sie gewiß allen meinen Pfarrkindern mehr, als sie jemanden Vernünftigem bis jetzt gefahlen konnte. Sie sah ja einem Krammerladen, oder einer Werkstätte eines Bildhauers mehr, dann einer Kirche gleich. Und bei der Menge der Bilder und Statuen noch soviel darinn angebrachte unschicktliche Vorstellungen, die bei einigen nur Spötterei, bei anderen aber nichts als eine verderbliche aberglaubische Andächtelei hervorbrachten. Unsere heilige Kirche will, und hat es in mehreren ihren Gesetzen den Seelsorgern eingeschärfet, nicht nur unschickliche, sondern auch solche Bilder sogleich hinwegzuräumen, wo man merket, daß das Volk auf eben dieselben eine abergläubische Andacht richte, und zu dem Bilde selbsten ein besonderes Vertrauen trage.

Meß. Soviel auf unsere Pfarrgemeinde ankömmt, da sind freilich wenige mehr darunter, die sich über die Hinwegräumung unserer Kirchenbilder aufhalten. Aber auf die Heiligen kömmt es an; ob sie ebenso mit Hinausschaffung

ih=

ihrer Bilder zufrieden sind. Da wird es übel aussehen.

Pfar. Sorge sich der Meßner nicht; mit den Heiligen bin ich schon längst hierinn übereingekommen. Ihnen selbst war es immer mißfällig, daß man mit ihren Statuen und Bildern Mißbräuche trieb. Sie, nicht ihre Statuen und Bilder, müssen der Gegenstand der Verehrung seyn, und auch diese Verehrung muß sich hauptsächlich auf die Nachahmung ihrer Tugenden beziehen, die man aus den wenigsten Statuen und Bildern lernet.

Meß. Eure Hochwürden verzeihen; haben sie schon geredet mit den Heiligen?

Pfar. Es ist nicht nothwendig, daß man mit Verstorbenen zur Rede komme. Genug, daß so viele Heilige bei ihren Lebzeiten hierüber geredet; daß sie hierüber uns so schöne Schriften unterlassen; daß unsere heilige Kirche in ihrer Lehre von der Verehrung der Heiligen schon so vieles geredet hat, und noch redet. Genug, daß Vernunft, Glauben, und

Sittenlehre dahin gehen, daß wir um alles Gott durch seinen Sohn bitten; daß wir die Heiligen nur zur Vereinigung ihres Gebethes mit dem unsrigen anruffen; daß wir die Heiligen hauptsächlich nur durch Nachahmung ihrer Tugenden verehren; daß wir in der Art des Gottesdienstes, und in der Ehrenbezeugung gegen die Heiligen äusserlich und innerlich (weil die äusserliche Religion mit der innerlichen zusammpassen muß) einen himmelweiten Unterschied beobachten; und daß wir leblose Statuen und Bilder nicht zum Gegenstande unseres Vertrauens machen sollen. Mit diesen Grundsätzen sind die Heiligen so gewiß verstanden, als sie sonst keine Heiligen wären. Hat aber der Meßner einmal mit einem Heiligen geredet, und von ihm etwas anderes gehöret; so muß er mich und jeden anderen, bevor man ihm glauben solle, hierinn überzeugen.

Meß. Das ist doch wunderlich, was eure Hochwürden von der Lehre der Kirche sagen; und durch so viele Jahrhunderte ist das nämliche in den Kirchen gewesen, was jetzt abgeschaft wird.

Pfar.

Pfar. Ich merke schon, er versteht unter der katholischen Kirche die aus Stein gebauten Kirchen, worinn freylich viele Mißbräuche vorgiengen.

Meß. Lassen wir das gut seyn. Aber bei diesen gebauten Kirchen waren ja auch Seelsorger, es waren Bischöfe. Ich bin schon so gescheid, daß ich einsehe, daß bei den Kirchen nicht die Kirchenmäuer allein, und das Holz und das Eisen, was dabei ist, sondern auch die Pfarrer und Bischöfe zu verstehen seyn.

Pfar. O mein Meßner! Handlungen einiger Seelsorger und Bischöfe machen noch die wahre Kirchenlehre nicht aus.

Meß. Eure Hochwürden haben doch so lange, bis der Befehl zur Säuberung der Kirchen kund gemacht worden, nichts abgeändert?

Pfar. Kann mir der Meßner beweisen, daß ich hierinn jemals etwas gebilliget, angerühmet, oder wohl gar empfohlen habe, was auf

das Zutrauen zu Bildern und Statuen, oder auf eine unächte abergläubische Verehrung der Heiligen hinausgeht? Habe ich nicht vielmehr in allen meinen Predigten und Christenlehren auf das Wesentliche unserer heiligen Religion, auf das Vertrauen und Bitten zu Gott, und auf eine reine Andacht gedrungen? Volksmeinungen schonen, und nicht sogleich das abändern, wozu die Gemüther noch nicht hinlänglich vorbereitet sind, heißt noch nicht Mißbräuche billigen, anrühmen, und empfehlen. Aber Gott sey Dank! die Gemüther der meisten unserer Pfarrkinder sind nun durch einen langwierigen Unterricht dergestalt bereitet, daß ich die anbefohlene Abänderung nach meinem Wunsch vornehmen kann. Seelsorger und Bischöfe, die aus dieser Ursache nur in sich hielten, ohne die Mißbräuche zu billigen, anzurühmen, und zu empfehlen; und die übrigens immer ihre Lehren auf Verbreitung und Empfehlung der wesentlichen, wahren, und reinen Andacht einrichteten, giengen alle bescheiden vor. Aber leider haben einige die Mißbräuche selbst angerühmet, und anempfohlen, und wollen solche noch nicht fahren lassen, da

schon

schon die meisten Stimmen zur Zurückführung des reinen Gottesdienstes, und sogar Befehle vorhanden sind. Unter diese will ich nicht gehören, sondern ich halte mich an das, was befohlen ist, und was in der Lehre der allgemeinen Kirche vorlängst enthalten war. — Aber sage er mir nur einmal das, was er so schreckliches gehört und gesehen hat, und was mich von meinem Vorsatz sollte abbringen können.

Meß. Eure Hochwürden glauben mir es nicht, wenn ich es auch sage. Und was hilft's hernach?

Pfar. Das kann er nicht wissen, ob es nicht hälfe; und sage er mir nur einmal, was er gehört und gesehen hat.

Meß. Versprechen mir euer Hochwürden Herr Pfarrer, daß, wenn ich alles getreu erzähle, sie die Heiligen nicht aus der Kirche hinauswerfen wollen?

Pfar. Das verspreche ich ihm auf meine Ehre, daß ich keine Heilige hinauswerfen lassen werde.

Meß. Aber auch nicht hinaustragen?

Pfar. Ich verspreche, daß auch kein Heiliger hinausgetragen werden solle. Also fange er über diese Versicherung seine Erzählung an. Den Speisgang haben wir verrichtet; und durch die halbe Stunde, die wir noch bis in den Pfarrhof zu gehen haben, kann ich ihn leichter anhören, als zu Hause.

Meß. Nun, weil's eure Hochwürden Herr Pfarrer einmal hören wollen; so hören sie es also. Acht Uhr Abends war es, da ich gestern von ihnen aus dem Zimmer gieng. Ich gieng nur meinen Hund zu holen, der sehr wachbar ist; nahm ihn mit mir; nahm auch meine Legende der Heiligen zu mir, damit ich bei der Nacht was zu lesen habe; gieng durch die Sakristei in die Kirche, und setzte mich nahe neben der Sakristeithüre, damit ich auf die Kirche und Sakristei sehen konnte, in den Stuhl unter

der

der Statue der heiligen Ottilia, wo eine Lampe brennet, die mir auch Licht zum lesen gab. Ich saß so eine Weile —

Pfar. Und fieng mit gesenktem legendenvollem Kopfe zu schlafen an, und träumte —

Meß. Bitte um Verzeihung; da müßte ich auch was davon wissen. Ich war hell munter; und auf einmal läutete sich die Sakristeiglocke, wie sie sonst geläutet wird, wenn eure Hochwürden zum Hochamt herausgehen, von selbsten.

Pfar. Wie ich sagte, er schlief und hernach träumte er. — Die Sakristeiglocke wird sich selbst läuten!

Meß. Haben nicht bei der Seligsprechung des heiligen Antonius von Padua alle Glocken zu Lisabon von selbsten zu läuten angefangen? (wie Ribadeneira schreibt) Ist nicht das nämliche beim Tode des heiligen Abten Wunibald geschehen? Hat sich nicht das nämliche beim Tode der heiligen Fina zugetragen? ohne daß

ich

ich noch mehrere Heilige dahernenne, bei welchen sich ebendasselbe nach ihrem Tode begeben hat.

Pfar. In der Legende steht es freilich bei mehreren Heiligen so haargleich beschrieben; aber ein Glaubensartickel ist es nicht. Nun was weiter?

Meß. Das können sich eure Hochwürden einbilden, daß ich erschrack. Ich wollte aufspringen; aber es waren schon die zween Engel vor meiner, die eure Hochwürden aus dem alten Freüdhofe samt dem grimmigen Tod haben hinwegnehmen lassen. Beide hielten mich; und der eine sagte: Hast du gelesen, daß zween Engel den Wütrich, der die heilige Menas und Hermogenes martern ließ, vom Kopfe bis zun Füssen wie einen Hund unbarmherzig geprügelt, und solang auf ihn zugeschlagen haben, bis er seinen verfluchten Geist aufgab? Wir werden dir das nämliche erfahren lassen, wenn du dich nur rührest. Bleibst du aber bei allem dem, was du jetzt hören und sehen wirst, still und unbeweglich sitzen; so bist du auch si-

cher, daß dir nichts geschieht. Da saß ich gleichwie versteinert mausstill und unbeweglich.

Pfar. Höre er's; der Traum, wenn er ihn nicht zum Narren macht, ist mir recht unterhaltlich.

Meß. Mein Gott! sagen eure Hochwürden nur nichts von einem Traume. Wer könnte denn schlafen, wenn einen zween Engel so schreckbar halten, von Prügeln bis zum Seelausfahren reden, und einem mit ihren Flügeln immer um das Gesicht herumfahren. Ich habe oft geglaubt; ich kann's nicht aushalten, so hat mich das Herumwädeln der englischen Flügel gekitzelt.

Pfar. Nun, was geschah denn weiter?

Meß. Ganz still und unbeweglich, und in vollen Sorgen, daß ich nicht von dem einen oder dem anderen Engel, oder wohl gar von beiden zugleich etwa doch Stösse bekommen möchte, blinzte ich durch ihre Flügel hervor, und da sah ich, wie alle Statuen, die aus

um=

unserer gesperrten Nebenkirche hinaus geräumt wurden, und zwar erstens die sechs Engel, die vorher bei dem heiligen Grabe standen, mit Windlichtern bei der Sakristei herauskamen; auf diese folgten die Statuen, die in eben dieser gesperrten Kirche an den Wänden mit denen dabei brennenden Ampeln hiengen, nämlich die Statue des heiligen Leo, nach dieser die Statue des heiligen Luzian, sodann die Statue des heiligen Sabinianus; darnach die Statue des heiligen Simachus; hinter dieser Statue kam die Statue des heiligen Dionis; nach dieser die Statue der heiligen Osita. Alle sechs trugen ihre Köpfe unter dem Arm, wie sie solche nach ihrer Enthauptung in die Hände genommen haben, und wie sie nun dergestalt vom Bildhauer ausgeschnitzet sind.

Pfar. Mein lieber Meßner! er hätte sicher seinen Kopf auch gleich unter den Arm nehmen sollen.

Meß. Die Statue der heiligen Osita nahm den Pontifikantensessel ein; die Statue des hei-

heiligen Dionis setzte sich rechts; die Statue des heiligen Simachus links auf die Assistentensessel, die übrigen auf die Sessel der Leviten und Ministranten. Die Statue desjenigen Engels, der vorhin bei unserem Todtenkämmerl den Armenseelenglückshafen hielt, wo man nämlich die Zettel heraushob, um zu sehen, für welche arme Seele man bethen müsse, diese Statue stand als Zeremoniarius neben ihnen; und die Statuen der sechs Engel mit den Windlichtern nahmen die Plätze ein, auf welchen bei unseren Hochämtern die sechs Bauern mit rothen Mänteln und mit ihren Windlichtern dastehen.

Pfar. Die lächerlich bemäntelten Bauern werde ich auch mit nächstem abschaffen. Die Mäntel können für Kleidungen in das Armeninstitut taugen, und der Kirche werden die Kösten hierauf sowohl, als auf die Windlichter künftig ersparret. Gott verlangt nicht, soviel Kerzen und Windlichter. — Aber es ist wahr, ich hätte seine Erzählung nicht unterbrechen sollen.

Mes.

Meß. Die Statue der heiligen Osita sagte sodann zu allen denen Statuen, die den Kopf unter dem Arm tragen: Wollen sie nicht allerseits ihre Köpfe ablegen? die Köpfe inkomodieren uns nur; legen wir die Köpfe hinweg. Hierauf rufte sie den Zeremoniarius, und sagte: Ist kein Tisch da? Der Zeremoniarius deutete auf den Kredenztisch. Hierauf gab sie ihm ihren Kopf, und befahl ihm, auch den übrigen heiligen Statuen ihre Köpfe abzunehmen so, wie ich den Gästen, die bei euer Hochwürden speisen, immer vor der Tafel die Hüte abnehmen muß. Der englische Zeremonius legte die mit vielen Verbeugungen übernommenen sechs Köpfe auf den Kredenztisch.

Pfar. Weiß er, was ein Traum ist?

Meß. O! das weiß ich gut; aber das war wirklich kein Traum.

Pfar. Im Traume geschieht nichts, als eine theilweise Zusammstückung von mehreren Gegenständen, die man vorher durch die Sinne eingenommen? Er las immer und immer in

seinen Legenden, die ich ihm schon so gutmeynend widerrathen habe, von diesen Heiligen ohne Köpfe, von geflügelten Engeln mit Windlichtern, von verschiedenen Wundern und sonderbaren Begebenheiten der Heiligen, von ihren Zusammkünften in den Kirchen, und dergleichen. Er sah auch auf den Bildern und Statuen der Heiligen dieses und jenes, was sich schon die Phantasie der Maler und Bildhauer zusammgestücket hat; und da kam ihm nun im Traume alles untereinander. Ich wünsche aber, daß es ihm nicht auch bei Tage, und wenn er wacht, eben so fortwährend untereinander kömmt; sonst wird er gewiß ein Narr. Glaubt er nicht, daß schon mehrere durch das Legendenlesen zu Narren geworden? Was das tolles ist, sechs Köpfe auf dem Kredenztische!

Meß. Es waren wohl sieben Köpfe darauf.

Pfar. Er sagte ja nur von sechsen; kömmt noch ein siebenter auch dazu; und woher dieser?

Meß.

Meß. Wie der siebente Kopf dahin gekommen, sah ich ehe, als die Statue der heiligen Osita, die es nicht beobachtete, wie sich die Statue des Soldaten von des Hunenkönigs Totila seinem Regimente zum Kredenztisch hinschlich, und den geschnitzten Kopf des heiligen Martyrers Laurianus unter die anderen Köpfe hineinschob.

Pfar. Dieser Heilige unterscheidet sich also von den übrigen, daß er seinen Kopf nicht selbst unter dem Arm trägt, sondern von einem anderen tragen läßt. War also sein Leib nicht dabei?

Meß. Sein Leib blieb ja dort, wo er enthauptet wurde. Nur der leblose Kopf, wie er schon herabgeschlagen war, und die Soldaten aus Schrocken davon liefen, rief ihnen nach: Vergeßt mich nicht mitzunehmen, und mich eurem König, wie er es verlangt hat, zu überbringen. Worauf die Soldaten zurückgekehret, und ihn mit sich genommen.

Pfar. Mich wundert's, daß die Soldaten, die gleich nach der Enthauptung schon aus Furcht und gähem Schrocken davon liefen, sodann durch den redenden leblosen Kopf nicht noch in grösseren, ja in äussersten Schrocken dergestalt gesetzet wurden, daß sie vielmehr stärker davon — als zurückliefen.

Meß. Natürlicher Weise geschieht das freylich nicht, was bei Mirakeln geschieht. Daß ich also euer Hochwürden Herrn Pfarrer weiter sage; so hat die Statue der heiligen Osita diesen siebenten Kopf nicht gleich bemerket. Auf einmal aber entdeckte sie denselben durch einen Hinblick auf den Kredenztisch; winkte dem Zeremoniarius. Dieser mußte sogleich bei den Köpfen nachsehen, und Raport darüber erstatten, welcher dann also lautete; der geschnitzte, Kopf des heiligen Laurianus habe sich hieher bringen lassen, um die übrigen Statuen, die auch ohne Kopf sind, angenehm zu überraschen; und er hoffe, der von dem ersten Meister in der Bildhauerkunst so schön gearbeiteten heiligen Osita werde diese Uiberraschung nicht minder wohlgefählig seyn. Die Statue der heiligen

Osita machte ihm von ihrem Pontifikantensessel herab alsogleich mit ihrer Hand ein recht gar schmeichelhaftes Kompliment, welches die Statuen der heiligen Dionis, Simachus, Luzian, Leo, und Sabinianus auch thaten.

Pfar. Das Kompliment hat nur mit der Hand gemacht werden können; denn lächeln konnten sie nicht, weil sie den Kopf nicht bei sich hatten.

Meß. Die Köpfe lächelten schon für sich untereinander auf dem Kredenztische. Es gieng aber bald ernsthafter zu. Die Statue der heiligen Osita fieng auf ihrem Pontifikantensessel folgendermassen zu reden an.

Pfar. Es wäre natürlicher gewesen, wenn ihr Kopf auf dem Kredenztische zu reden angefangen hätte. Der Kopf ist ja der Haupttheil.

Meß. Ich bitte um Verzeihung; die Köpfe dieser Heiligen hätten alle, wie sie abgeschlagen waren, so liegen bleiben müssen, wenn der

Leib

Leib sich nicht selbst in Bewegung gesetzet, sie mit den Händen aufgehoben, und davon getragen hätte. Man liest auch weder bei Ribadeneira, weder in einer anderen Legende, daß sie zum reden die Köpfe wieder auf den Rumpf gesetzet haben. Ribadeneira, der doch sonst alles auf das ausführlichste beschreibt, macht nicht die mindeste Meldung, daß der heilige Simachus, da er seinen abgeschlagenen Kopf in die Hände nahm, in die nächste Kirche gieng, und knieend vor dem Altar das heilige Abendmahl empfieng, hiezu den Kopf wieder auf den Rumpf gesetzet habe. Meinetwegen können aber auch die Köpfe unter ihren Armen sonst hervorgeredet haben. Dermal haben diese Statuen alle ohne Kopf geredet.

Pfar. Nun, was sagte dann die Statue der heiligen Osita ohne Kopf?

Meß. „ Sie wissen allerseits, wie ich noch
„ als ein Kind, da mich die heilige Edita
„ mit einem Buch zu der heiligen Modovena
„ geschicket, wegen der durch die Winde ein-
„ gerissenen hölzernen Brücke in einen Fluß

„ gefallen, darinn ersäufet, nach drey Tagen
„ aber auf das Gebeth der heiligen Modove=
„ na, und auf ihr Ruffen Osita! Osita!
„ sogleich mit der Antwort: Da bin ich
„ meine Gebieterinn! da bin ich! wieder
„ lebendig und sammt dem Buch frisch und ge=
„ sund aus dem Wasser hervorgekommen bin.
„ Sie können sich vorstellen, was ich für ei=
„ nen Schrocken beim Hinabfallen gehabt
„ habe. Einen grösseren Schrecken hatte ich,
„ da mich mein Herr Vater an Sigerus den
„ morgenländischen Sachsenkönig verheurathete,
„ und dieser, da ich schon seine Ehegattinn
„ war, mich (wie es Pater Ribadeneira mit
„ mehrerem recht auferbaulich beschreibt) in
„ das innerste Zimmer lockte, und dort mit
„ aller Gewalt mich wegen meiner ausbündi=
„ gen Schönheit um mein jungfräuliches Klein=
„ od bringen wollte. Zum Glück kam ein un=
„ gewöhnlich grosser Hirsch an das Thor des
„ königlichen Schlosses. Dieser verursachte so=
„ gleich einen Auflauf, und es wurde auch
„ gleich alles dem König gemeldet. Der Kö=
„ nig, dem die Jagd über alles war, ließ
„ mich auf der Stelle stehen, und eilte lieber

„ dem

„ dem Hirschen nach; dergestalt, daß er ihn
„ durch etwelche Täge in den Wäldern verfolg=
„ te. Noch grössere Angst hatte ich, da ich
„ in währender Zeit, in welcher der König
„ auf der Jagd war, zu mir gottesfürchtige
„ Mönche rufen, durch dieselbe (wie sie sich
„ dann sogleich willig hiezu anerboten) mir
„ die Haare abschneiden, das geistliche Kleid
„ anlegen, und den gesegneten Weihel auffse=
„ tzen ließ, und sodann aus dem königlichen
„ Schlosse in das Kloster entwich. Ich dachte
„ nichts anders, als der König, wenn er von
„ der Jagd nach Haus kömmt, werde mich
„ mit Gewalt wieder aus dem Kloster reissen.
„ Allein Gott sey Dank! meine Angst ver=
„ schwand, als er mich nicht nur mit Ruhe
„ im Kloster ließ; sondern mir zu Liebe das
„ Kloster noch dazu herrlich baute, und dassel=
„ be mit königlichen Gütern reichlich versah.

Pfar. Diesem König müssen die Hirschen wirklich lieber, als seine Gemahlinn gewesen seyn. Denn hat ein Hirsch schon im Anfange ihn so gleichgiltig von ihr hinwegbringen kön=nen; so werden wohl noch Hirschen genug ge=

wesen seyn, welche sie bei ihm leicht in Vergessenheit gesetzet haben. Und weil nur das Kloster reichliche Einkünfte bekommen hat; so war der Legendenschreiber auch damit zufrieden, und hat es als eine wunderbare Begebenheit angerühmt.

Meß. „ Für die größte Angst aber (fuhr „ die Statue der Osita weiters fort) könnt „ diejenige gehalten werden, welche ich ausge„ standen, da die dännischen Meerräuber mein „ Kloster geplündert, und endlich mich selbst „ enthauptet haben; wornach ich meinen Kopf „ mit beiden Händen aufgehoben, siebenhun„ dert fünf und dreyßig Schritte bis zur Kir„ che des heiligen Petrus und Paulus denselben fortgetragen, an der verschlossenen Kir„ chenthüre angeklopft, die Merkzeichen von „ meinen mit Blut gefärbten Händen und Füs„ sen dort eingedruckt habe, und endlich um„ gesunken bin. Allein alle diese Begebenhei„ ten waren mir nicht so schrecklich, als das, „ was ich gestern vernahm, nämlich; daß die„ se Kirche, obwohl sie als Pfarrkirche offen „ gelassen werden muß, doch von den Statuen

„ aus-

„ ausgeleeret werden solle. Bei gesperrten
„ Kirchen ist dieses Schicksal wohl noch end-
„ lich zu verschmerzen; weil nämlich, wenn
„ einmal eine Kirche gesperrt ist, dort ohnehin
„ vor den Statuen keine Lampen mehr angezun-
„ den, keine Kerzel mehr aufgestecket, kein
„ Opfer mehr abgelegt, und kein kräfti-
„ ges Versicherungsgebeth mehr verrichtet
„ wird. Aber bei einer offenbelassenen Kirche
„ hätte ich dieses nicht erwartet. Nachdem und
„ alldieweilen nun eben gestern wir uns zu-
„ sammverstanden haben, daß wir uns selbst
„ hieher verfiegen, und alles auf das genau-
„ este untersuchen wollen; sintemalen dann
„ wir auch die Statuen derer Heiligen, die in
„ dieser Kirche sind, hierüber vernehmen müs-
„ sen; so wäre meine unvorgreifliche Meynung,
„ von diesen Statuen eine nach der anderen
„ vorzuladen; um zu hören, warum man sie
„ aus dieser Kirche hinausschaffen will.

Pfar. Nun, konnte denn von denen Statuen, die in unserer Kirche stehen, eine nach der anderen zu dieser Versammlung hingehen? Statuen, die alle noch fest angenagelt sind?

Mes.

Meß. Hören eure Hochwürden Herr Pfarrer nur! — Sodann führte die Statue des heiligen Dionis das Wort folgendermassen: Durchlauchtigste Prinzessinn! Die Wunder euer Durchlaucht — — (eure Hochwürden wissen ja, daß sie von Geburt aus eine Prinzessinn war?)

Pfar. Ja, ja: sie war von Geburt aus eine königliche Prinzessinn; und der Meßner ist von Legenden aus ein Narr.

Meß. Die Wunder eurer Durchlaucht haben sich gleich nach allerhöchst dero betrübtem Hintritt auch in dem gezeiget, daß auf dem Platze der Enthauptung sogleich ein zur Heilung vielerlei Krankheiten vortreflicher Gesundheitsbrunn sich hervorthat; daß ein lüderlicher Chorherr endlich sein Gelübd, ein Mönch zu werden, erfüllet; daß ein Weibsbild, welches sich ungeachtet, daß es sich vorher mit Gott in einen ewigkeuschen Bund einließ, doch verheurathete, durch Dero einzigen trotzigen Blick so krumm und lahm geworden, daß sie keinen Schritt von der Stelle gehen konnte.

Es ist also kein Zweifel, daß Dero weiseste Anstalt auch wunderbarlich bei dieser Kirche wirken wird, damit der gottlose Meßner keine Hand an einem Heiligen rühren könne, auf der Stelle am ganzen Leibe gelähmet werde, und hiemit erfahre, daß auch eine schön und lieblich gearbeitete Statue in gerechtesten Zorn ausbrechen könne. Eure Hochwürden Herr Pfarrer verzeihen; da habe ich hell aufschreien müssen: Ich habe keine Schuld, sondern der Herr Pfarrer. Denn krum und lahm will ich noch nicht werden.

Pfar. Er hat ganz recht gethan. Er darf keine einzige Statue anrühren. Werden schon andere daseyn, durch welche die Statuen werden hinausgetragen werden. Ich bin besser mit den Heiligen bekannt, als daß ich von ihnen über die Vollziehung der Befehle meiner Vorgesetzten, und über Ausführung einer heilsamen Anstalt eine Lähmung befürchte.

Meß. Die Statue der heiligen Osita dankte der Statue des heiligen Dionis für so schmäuchelhafte Worte, setzte aber bei; sie werde nie-

mal ihre Wunder über die Wunder Dionisens erheben; nachdem sie nur siebenhundert fünf und dreyßig Schritte, er aber tausend Schritte ohne Kopf gegangen. Ebenso (fuhr sie fort) erkenne ich, daß Luzianus einen weitern Weg ohne Kopf gemacht hat; da er von dem Berge, wo er enthauptet worden, herabgestiegen, mit trockenem Fusse über den Fluß Thore gegangen, und erst in der Nähe von der Stadt Belwak zusammgefallen ist. Auch der Weg nach der Kirche, den Simachus ohne Kopf gemacht (sagte sie) war weiter. Und obgleich Sabinianus nur neun und vierzig Schritte, und Leo nur hundert fünf und zwanzig Schritte ihre abgeschlagene Köpfe getragen; so waren doch ihre andere Mirakel mehr an der Zahl. Die sämmtlichen Statuen ohne Kopf bedankten sich für diese Lobsprüche mit geschämiger Sittsamkeit, tiefester Verbeugung. Sodann rufte die Statue der heiligen Osita den englischen Zeremoniarius zu sich, und befahl ihm, von denen Statuen, die in unserer Kirche stehen, eine nach der anderen vorzuladen. Dieser Engel gehorchte so geschwind, daß man es von einem geschnitzten Engel nicht glauben sollte; machte den lauten Ruf: **Die vergoldete hei-**

lige Otilia beliebe herbeizukommen: und sogleich entstand eine solche Kracherei ober meiner, weil ich gerade unter der Statue dieser Heiligen saß, daß mich der Schrecken hierüber unter den Kirchenstuhl hineinschlug.

Pfar. Da hätte er doch wirklich von seinem Schlafe munter werden sollen.

Meß. Ich war munter genug; aber so voll Furcht, daß, wie ich mich auch in etwas erholte, und mich wieder aufrichtete, ich den Kopf tief in die Flügel des Engels, der bei mir stand, hineinsteckte.

Pfar. Die Statue der heiligen Otilia ist also wirklich von ihrem Postamente herabgestiegen?

Meß. Wie ein Blitz war sie herunten; und gleich bei der Statue der heiligen Osita voran, welche zu ihr sagte: Ist es wirklich an dem Otilia! daß du aus dieser Kirche hinausgeschaffet werden solleſt; und aus was Ursache? Jetzt geben eure Hochwürden Herr

Pfar=

Pfarrer wohl acht auf die Antwort der Otilia.

Pfar. Warum? geht die Antwort wider mich?

Meß. Ja, ja! eure Hochwürden haben's schon errathen. Der Pfarrer (sagte die Statue der heiligen Otilia) hat mich, wie ich vergoldet mit den zweyen Augen in der Hand dastehe, schon längst aus der Kirche hinausgewünscht; weil mich die Leute als eine Patroninn gegen Augenschmerzen so sehr verehrten, daß oft bei mir über fünfzig Wachskerzel auf einmal brannten, und sie auf mich ihr ganzes Vertrauen setzten.

Pfar. Obgleich dieses von der vergoldeten Statue niemal gesagt, sondern nur von ihm geträumt worden; so ist es doch die Wahrheit, daß dieses mein Beweggrund immer war, eben diese Statue aus der Kirche hinauszuwünschen. Wer Augenschmerzen hat, wende sich zu Gott, und bethe, wie ihn Christus zu bethen gelehret hat. Ruffe er meinetwegen was immer für eine Heilige an; denn die heilige Otilia ist

eben

eben so wenig, als die heilige Luzia eigens im Himmel für die Augenkuren bestimmt; allein dieses Anruffen der Heiligen, damit sie mit unserem Gebethe auch das ihrige zur Abwendung der Augenschmerzen vereinigen, muß in keine Mißbräuche, in keine Hinderung dessen, was man Gott vielmehr schuldig ist, und in kein abergläubisches Vertrauen auf eine hölzerne vergoldete Statue ausarten.

Meß. Ist die heilige Otilia nicht blind, und in Augen so elend auf die Welt gekommen daß sie ihr Herr Vater, der zwar ein Herzog aber ein hochmüthiger und zorniger Mann war, schon hat umbringen wollen; auch sie umgebracht hätte, wenn sie nicht von ihrer Frau Mutter der Herzoginn durch eine Säugamme aus dem Lande, und zwar in das Bisthum Regenspurg gebracht worden wäre? Und hat nicht der heilige Bischof Ethardus ihr die heilige Taufe, die Firmung, und zugleich mirakuloser Weise das Augenlicht gegeben?

Pfar. Aus allem dem, was die Legendenschreiber hievon erzählen, folgt noch nicht,

daß

daß sie eigens im Himmel zu den Augenkuren bestellet ist. Gott ist der, der in allem, und in allem, und hiemit auch bei Augenschmerzen hilft. Um diese Hilfe, wenn sie zu unserem Seelenheil ist, muß er gebethen werden; und jeder Heilige wird mit unserem Gebethe das seinige vereinigen, wenn wir ihn hierum anruffen. Weder der heiligen Otilia aber, weder einem anderen Heiligen ist es wohlgefählig, wenn wir statt des vorzüglichen Vertrauens auf Gott am ersten auf einen Heiligen, oder wohl gar auf eine Statue eines Heiligen unser Vertrauen setzen; und sowohl die wesentlichen Heilmittel unserer Seele, als auch die natürlichen Arzneimittel für die Augen auffer Acht lassen. Deßwegen, daß die Statue der heiligen Otilia aus der Kirche hinausgeräumet wird, wird der Meßner nicht blind; aber der Wein wird ihm wohl noch seine rothe Augen, die schon wie ein gebrannter Ziegel aussehen, ganz zerrinnen machen.

Meß. Vergönnen mir eure Hochwürden mein Mäßel Wein. Eben die heilige Otilia hat gemacht, daß ein schon ausgeleertes Faß mira-

ku-

kuloser Weise gleich wieder bis oben ganz voll Wein war. Ich weiß die Ursache gar gut, warum der Herr Pfarrer der heiligen Otilia nicht gut sind.

Pfar. Ich habe nichts wider die heilige Otilia; sondern nur wider die Mißbräuche, mit denen sie nicht geehret, sondern nur verunehret wird. Wie könnte mir einfallen, wider die Heilige selbst etwas zu haben?

Meß. O lieber Gott! soviel sieht man wohl ein, daß kein Herr Pfarrer jemanden gut seyn wird, der sich in die pfarrlichen Verrichtungen einmenget, oder schon eingemenget hat.

Pfar. Die heilige Otilia hat sich wohl nie in die pfarrlichen Verrichtungen eingemenget, und wird sich noch nicht einmengen.

Meß. Wissen denn eure Hochwürden nicht, das die heilige Otilia zweymal gestorben ist? Das erstemal wurde sie auf das Gebeth ihrer Mitschwestern wieder lebendig, obwohl sehr ungern. Da sie aber das zweytemal zum ster-

ben war, und der Priester mit der heiligen Wegzehrung kam, fand er, daß es gar nicht nothwendig sey. Es stand nämlich schon ein Kelch da, ohne daß jemand wußte, wer ihn dahin gestellet hatte. In diesem lag eine konsekrirte Hostie; und als der Priester ihr dieselbe darreichen wollte, ersparte sie ihm auch hierinn die Mühe; denn sie griff selbst in den Kelch und kommunizirte sich mit eigenen Händen. Das ist freylich etwas, worüber ein jeder Herr Pfarrer den Kopf schütteln wird; denn da würde man bald einen Herrn Pfarrer erspa-ren können.

Pfar. Zum Kopfschütteln ist diese Geschichte freylich, nicht aber aus Sorge, daß durch mehrere solche Begebenheiten alle Pfarrer dürften ersparet werden; sondern aus Unwillen über Mönche, und ihnen ähnliche Seelsorger, welche mündlich und schriftlich dem armen Volke ein so unsinniges Gezeug glauben gemacht, und dasselbe durch alle mögliche andachterische Erfindungen hierinn zu erhalten getrachtet haben.

Meß. Was wollten denn aber eure Hochwürden Herr Pfarrer machen, wenn sie zu einer solchen Begebenheit kämen?

Pfar. Das erste wäre, daß ich genau beobachtete, und erforschte, ob die Kranke nicht phantasire. Wäre sie aus ihren Fausen zu bringen; nun so stellte ich ihr vor, daß Gott nicht unnöthiger Weise Mirakel wirke, ich könne es also nicht glauben; daß die Hostie in diesem Kelch, es mag ihn wer immer hergebracht haben, konsekrirt sey. Um recht sicher zu gehen, wolle ich also die Wegzehrung, die ich mitgebracht habe, und mit welcher unsere Glaubenssätze und Gebräuche unserer heiligen Kirche, und die Gegenwart meines als ordentlich aufgestellten Seelsorgers sie allerdings beruhigen müssen, ihr darreichen, und was ich vorgefunden, mit mir nehmen, damit es nicht weiter mißbraucht werde. In jedem Falle nähme ich aber das Vorgefundene mit mir.

Meß. Nun das Mitnehmen halte ich als Meßner selbst für recht. Hätten wir doch wieder um einen Kelch mehr in der Sakristei,

und

und zwar einen im Himmel gearbeiteten Kelch.

Pfar. Dabei müßte noch vieles untersucht werden; denn meine Absicht wäre keineswegs, jemandem einen Kelch zu entfremden, sondern ihm nur den unrechtmässigen Gebrauch zu benehmen. Ganz gern wollte ich auch einen solchen Kelch nach seinem Werthe mit Geld einlösen. — Sage er mir lieber; was ist denn hierauf in seinem Traume weiters vorgegangen; nachdem die vergoldete Statue der heiligen Otilia die Ursache vorgebracht hat, wegen welcher ich sie vorlängst aus der Kirche hinausgewunschen?

Meß. Die Statue der heiligen Osita hat die erste die Achseln gezuckt; sodann zuckte von den Statuen ihrer heiligen Assistenten auch eine jede die Achseln; die Köpfe aber auf dem Kredenztische sahen mit so unbeweglichen Augen daher, als wenn sie über alles dieses wohl nachdächten.

Pfar. Das soll wenigstens eines jeden Kopfes sein Geschäft seyn, über Sachen, worüber oft die Achseln zu geschwind in's Zucken kommen, wohl nachzudenken. Jetzt habe ich schon gute Hofnung, daß sein Traum, so närrisch derselbe auch aus den Legenden zusammgesetzet ist, für mich recht gut wird ausgedeutet werden können.

Meß. Ich weiß nicht, was eure Hochwürden Herr Pfarrer immer mit einem Traume haben? Ich war hell munter; den möchte ich kennen, der bei etwas solchem schlafen könnte, wenn man sich noch dazu zwischen zween großmächtigen Engeln befindet, in denen die Kraft derjenigen ist, welche schon einen Wütrich zu todt geprügelt haben, und die einem mit ihren Flügeln immer bei der Nase vorbeifahren.

Pfar. Was uns in Träumen vorkömmt, stellet sich ja immer so dar, als wenn wir dabei wachend wären. Selten träumt jemanden: er schlafe, und träume. Mein lieber Meßner! vieles, was wir in Legenden von Erscheinungen und Entzückungen lesen, sind Dinge, die

manchen Heiligen im Traume, oder in allzu-vertieften Gedanken nur so vorkamen; obwohl eigentlich in der Sache nichts daran war, sondern nur alles in der Phantasie vorgieng. Uiberdenke er nur alle Träume, die er schon in seinem Leben gehabt; ja nicht nur Träume, sondern auch diejenigen Zwischenzeiten, in welchen er wachend, aber zu stark in Gedanken vertieft dastand, oder dasaß, oder dalag. Was kommen einem nicht immerzu bei einer solchen Gedankenvertiefung über geschehene, gelesene; oder gehörte Sachen für wunderliche Bilder und Zusammsetzungen derselben vor? Wachend kömmt man oft in tiefen Gedanken von einem Lande in das andere, in Himmel, Hölle, und Fegfeuer, in Sonne, Mond, Planeten, und alle Fixsterne. Mit dem Wunsche, fliegen, auf dem Wasser gehen, gegen alle Elemente fest seyn zu können, fliegen sich im Traume, oder auch in tiefen Gedanken des Wachenden solche Vorstellungen, als ob man wirklich im Fluge, oder mit trockenem Fusse ober dem Wasser, oder darinn schwimmend, oder im Feuer unversehrt sich befände. Oerter, Personen, Gegenstände, auf die wir unsere Gedanken heften, sehen wir

dann

dann so, als wenn sie uns wirklich vor Augen stünden. Es geht oft eine Weile her, bis man aus vertieften Gedanken durch einen äusserlichen neuen Gegenstand gebracht wird. Nun denke er sich Leute, die entweder von Jugend auf nur eine Erziehung zur Andächtelei erhalten haben, und niemal zu nützlichen Wissenschaften und zum Kenntniß ächter Grundsätze der Religion, der Sittlichkeit, der allseitigen Pflichten geleitet worden; oder denen nachhin die Köpfe durch sonderbare Umstände dergestalt verrücket worden, daß sie immer und immer gar von nichts anderm, als von sonderbaren Geschichten, schwermerischen Begebenheiten, wunderlichen Erscheinungen und Entzückungen hören, lesen, reden, und betrachten wollten. Denke er sich diese Leute noch dazu vom melancholischen und traurigen Temperamente; weiters wie sie sich noch alle Mühe geben, aller Ausheiterung, aller menschlichen Gesellschaft sich zu entziehen; wie sie dabei ihre Körper und die in Verbindung mit denselben stehenden Geisteskräfte durch übertriebenes Nachdenken, und unrecht verstandene Abtödtungen des Fleisches schwächen. Was glaubt er wohl; was solche

Leute alles träumen; oder auch wachend in vertieften Gedanken sehen, und nachhin als wirklich geschehen sich einbilden können? Solchen Leuten nähert sich der Meßner schon recht sehr; und das Legendenlesen schiebt ihn von Zeit zu Zeit tiefer in die Narrheit hinein. Statt des Lesens brav in der Kirche abstauben; immer eine Arbeit und nützliche Beschäftigung statt der Legende hernehmen; sich den Vollzug dessen, was befohlen ist, ohne fantastisches Nachsinnen angelegen seyn lassen; sich nach dem Worte Gottes, nach der Lehre der Kirche, nach dem vorgeschriebenen Unterrichte, nicht aber nach unschicklichen und fabelhaften Büchern richten; das hilft zur glückseligen Beruhigung im Leben, und zum Himmel nach dem Tod.

Meß. Und eben euer Hochwürden sind der, welcher mir die Arbeit vermindern will. Bei vier Altären, und bei denen an den Kirchenwänden und Kirchensäulen herumstehenden acht und vierzig Statuen in unserer Kirche hat es bisher genug abzustauben gegeben. Bei der Statue des heiligen Alexius, der unter der Stiege liegt, hatte ich alltäglich zu säubern.

Pfar.

Pfar. Das ist auf den Stiegen schon nicht anders. Die Stiegen und die Winkel unter den Stiegen können nicht immer so gar sauber erhalten werden, besonders wenn die Stäfel, wie die bei der Stiege des Alexius aus Papier zusammgepappet sind; wo man mit dem Kehrbesen nicht so darann mag. Bei einer Pfarr gibt es für den Meßner andere, nothwendigere, und nützlichere Arbeiten genug. — Haben sie die Statue des heiligen Alexius nicht vorgeruffen?

Meß. Nein! Auf den müssen sie vergessen haben, ebendeßwegen, weil er unter der Stiege liegt.

Pfar. Hätte der Meßner nicht auch Lust, sich unter eine Stiege so zu legen, wie Alexius lag.

Meß. Nein! das bekenne ich. Wenn mir eine königliche Prinzessinn als Braut wäre zugeführet worden, und (wie Kochem vom Alexius schreibt) ich in Wissenschaften, und besonders in der Kirchenhistorie und in der Re-

dekunst so besonders zugenommen hätte, daß ich, wie er für den Gelehrtesten wäre gehalten worden; so hätte ich mich entweder nicht verheurathet, wenn ich nicht hätte heurathen wollen; oder ich wäre nach der Heurath zum Betrübniß meiner Braut (wie dann die Braut nach Bericht des Kochems keine fröhliche Stunde mehr hatte, wie ein einsames Turteltäubchen seufzete, und sich aus Kümmerniß verzehrte) nicht davon gelaufen. Ich hätte meine Geschicklichkeiten zur Ehre Gottes, und meines Nebenmenschen angewendet. Es ist wahr; er hat das Gold und Silber, was er mit sich genommen, den Armen gegeben. Den Armen hätte ich auch gegeben; aber mich hätte ich deßwegen nicht zum Bettler gemacht, und mich nicht unter die Stiege des Hauses meiner über meine Flucht bis in Tod betrübten Aeltern geleget, um nichts zu arbeiten. In soweit gieng es ihm zwar gut unter der Stiege, daß er von seinem Vater, der ihn nicht kannte, sondern für einen Bettler hielt, alle Tage zweymal gute Speisen von der Herrschaftstafel bekam; und Kochem gibt auch hierin das Zeugniß, daß er keinen Mangel an Essen und Trinken,

ken, wie auch an anderen Leibsnothdurften litt. Aber doch haben ihn immerzu die Hausbedienten auf Anstiften des Teufels übel tractirt; ihn mit Fäusten geschlagen, und bei den Haaren gezogen; auch ihm zu Zeiten den Unflatt, den sie vorbei trugen, mit grossem Gelächter über den Kopf und in das Angesicht geschüttet. Freylich muß das wieder schön zu sehen gewesen seyn, wie er gestorben; einen vorher geschriebenen Brief in der Hand gehalten; diesen Brief auf das Bitten des Kaisers und des Erzbischofes endlich aus den todten Händen fallen gelassen; wie nach Ablesung dieses Briefes, worinn er sich zu erkennen gegeben, sein Vater sich gleich die Haare ausgerauft, die Mutter ihre Kleider zerrissen, die Braut sogleich die Trauerkleider angelegt, mit denen von Pater Kochem angeführten Worten **O du mein herziger Schatz** über den todten Leichnam untröstlich hergefallen; und wie er endlich auf dem kostbaren Bette, welches der Kaiser schon ehe für ihn hat zubereiten lassen, öffentlich zur Schau herumgetragen worden. Aber bei allem dem hätte ich mich und

mei=

meine Geschicklichkeit, nützlichere Dienste zu leisten, nicht unter die Stiege gelegt.

Pfar. Höre er's! ich habe gute Hofnung, daß er noch gescheid wird; weil er lieber arbeiten, als sich unter eine Stiege legen will.

Meß. Gott sey Dank! ich bin eher gescheid. Diese Statue will ich gern verschmerzen, weil sie ohnedieß unter der Stiege verborgen liegt; aber nur die herausstehenden Statuen der Heiligen lassen mir eure Hochwürden stehen. — Hören der Herr Pfarrer nur; hernach hat die Statue des Engels, so die Stelle des Zeremoniarius vertrat, geschrieen: **Der heilige Ritter Georg mit dem silbernen Panzer, mit dem weislakirten Schimmel und mit dem schwarzgebeizten Drachen soll herzureiten.**

Pfar. Nun ich muß ihn in Erzählung seiner närrischen Träume schon wieder fortfahren lassen, in Hofnung, ihn hernach doch noch zurecht weisen zu können.

Meß. Nicht Träume; nicht Träume! Es war wirklich so. Der geschnitzte Engel schrie so; und die Statue des heiligen Georgius machte einen Satz mit dem Schimmel über das Speisgitter, daß das Feuer davon flog, und auch der Drach nicht geschwind genug nachfliegen konnte. Sodann neigte diese Statue dreymal die Lanze gegen die Statue der heiligen Prinzessinn Osita, und erwartete ihre Befehle. **Edler Ritter!** (sprach sie) **auch ihnen solle also bevorstehen, daß sie mit ihrem Pferde aus der Kirche hinausgesprenget werden?** Der Drach spreitzte nur einmal seinen ungeheuren Rachen gegen die Prinzessin auf. Sogleich gab ihm die Statue des heiligen Ritters mit dem Sperr einen Stoß auf den Rücken, daß sich der Drach schüttelte, nicht etwa wie ein Pudel, der aus dem Wasser kömmt, sondern so, wie sich die Teufel laut der Legende schütteln, nämlich dergestalt, daß die ganze Kirche erschüttert wurde. Auf die Frage, welche die Statue der heiligen Osita weiter machte, warum die Statue des heiligen Georgius aus der Kirche hinaus kommen solle, war die Antwort: „Ich wurde

„zwar

„ zwar von wenigen, und hauptsächlich nur
„ von denen verehret, bei welchen es mit Be-
„ zahlung des Wohnungszinses hart hergeht,
„ und welche man oft auch mit Verlust des
„ Zinses nur gern aus dem Hause haben will.
„ Doch aber leidet mich der Pfarrer nicht;
„ weil er das, was in den Legenden von mir
„ geschrieben ist, für eine Fabel hält.

Pfar. Die Ursache ist richtig diese. Was sagte die Statue der heiligen Osita darauf?

Meß. Sie zuckte die Achseln; die Statue des heiligen Ritters sprengte mit dem Schimmel und dem Drachen wieder über das Speisgitter, und stand wie vorher auf dem Postamente. Sodann schrie die Statue des Engels abermal: **Der heilige Nikasius von der Gürtlerarbeit beliebe herbeizukommen!** Er kam; seine Ratzen und Mäuse verliefen sich aber indessen unter die Kirchenstühle. Niemand war fröher als ich; denn hätte mein Pommerl die Ratzen gesehen, so hätten ihm die zween Engel, die neben mir standen, das Kreutzbein abschlagen mögen, es hätte nichts geholfen.

Er

Er hätte sie aufgesucht, und dem heiligen Nikasius alle seine Ratzen zusammgebissen, weil er sogar erstaunlich auf die Ratzen geht.

Pfar. Daß ich mich doch nicht selbst schon ehe seines Pommerls erinnert habe. Ist denn dieser bei diesem Auftritt immer still geblieben?

Meß. Der Hund war gescheider als ich. Er kennt gleich, ob jemand verdächtiger da ist; und wenn er dieses nicht merkt, so schläft er ruhig, ohne sich zu rühren, oder zu fürchten.

Pfar. Der Hund war dießmal gewiß gescheider, als er; da hat er wahr geredet. Was geschah denn also weiters mit der Statue des Nikasius?

Meß. Die Frage der Statue der heiligen Osita war die nämliche, welche sie an die anderen Statuen gemacht hat; und die Statue des heiligen Nikasius sagte ebenfalls; der Herr Pfarrer sey die Ursache der Hinausschaffung der Heiligen, und wolle ihn für keinen Patron wider die Ratzen gelten lassen, unter

dem

dem Vorwande, daß mit solchen Meynungen nur das Ungeziefer in die Religion selbst komme.

Pfar. Vortreflich!

Meß. Die Statue der heiligen Osita und ihrer Assistenten zückten wieder die Achseln; die Statue des heiligen Nikasius gieng wieder auf den vorigen Platz: und die Ratzen und Mäuse kletterten auch sogleich wieder auf der Mauer hinauf. Nach diesem sagte die Statue der heiligen Osita; der englische Zeremoniarius solle jetzt immer mehrere Statuen, die sich zusammschicken, auch mitsamm ruffen; und da schrie also der Engel: **Die Heiligen mit den Kindern belieben hervorzutretten!** Das gab aber gleich einen Mißverstand. Der Engel meynte nämlich nur die Patronen für die Kinder, nämlich den aus Holz geschnitzten heiligen Franz de Paula, der eine Menge Kinder in Paulanerkleideln um sich hat, und den ebenfalls aus Holz geschnitzten heiligen Bruder Felix, der für die Kinder in Pocken ein Patron ist. Es kam aber auch Antonius von Padua

dua in seinem goldbortirten Habit, und mit seinem Christkindlein auf dem Arm. Die Statue der heiligen Osita mußte selbst lachen über diesen Mißverstand, sagte aber ganz gnädig; auch die Statue des Antonius solle nur da bleiben. Sodann unterhielt sie sich mit der Statue des heiligen Franz de Paula, und sagte: **Sie sind nicht umsonst der Kinder Patron; denn sie haben ja an ihrem Habit so grosse Ermel, daß in jedem Ermel ein Kind Platz hätte; und die Frauen, welche sie verehren, um Kinder zu bekommen, müssen wirklich glauben, daß sie die Kinder nur aus den Ermeln herausschütteln können.** Der Statue des heiligen Felix sagte sie: **Sie werden jetzt weniger zu thun haben, seitdem den Kindern die Pocken inoculiret werden.** Der Statue des heiligen Anton von Padua machte sie scherzhaft die Frage; ob Mädchen, die sich zu ihm wenden, um einen künftigen Ehegatten zu finden, so glücklich im Finden sind, als Leute, die durch ihn ihre verlorne Sachen finden wollen? Nach der sodann abermal gemachten Hauptfrage, warum sie aus der Kir-

che hinausgeraumet werden sollen, und nach der von ihnen allen gleichmässig gegebenen Antwort, daß der Herr Pfarrer hiedurch auf Hindanhaltung alles abergläubischen Vertrauens, aller eitler Andächteleien, und verschiedener der wahren Andacht entgegen gesetzter Mißbräuche abziele; sah ich wieder nichts, als ein allseitiges Achselzücken; und die vorgeruffenen Statuen giengen wieder auf ihren Platz bis auf die Statue des heiligen Antonius.

Pfar. Warum blieb denn diese stehn?

Meß. Ich wußte anfangs auch nicht, warum. Ja sogar der englische Zeremoniarius sah diese Statue eine Weile an, gleich als ob er sich verwundere, warum Antonius nicht auch fortgehe. Endlich merkte der Engel, was diese Statue wolle. Er nahm sie also um die Mitte, und führte sie in Lüften auf das Postament hinauf, so wie Antonius schon ehe einmal durch einen Engel in Lüften von Padua nach Lisabona, und von dannen wieder nach Padua zurück in wenigen Stunden geführet worden.

Pfar.

Pfar. So geschwind, und mit so leichten Unkösten wünschte ich auch reisen zu können.

Meß. Da die Statue des Engels von dieser Verrichtung mit der Statue des heiligen Antonius zurückkam, erschallte der Ruff: **Die zween steinenen Heiligen Rochus und Sebastianus belieben herbeizukommen!** Da sah ich wohl gleich wieder nach meinem Pommerl; der rauft mit einem jeden Hunde, daß die Haare davon fliegen; und das wäre auch gewiß geschehen, wenn er des heiligen Rochus seinen Hund erblicket hätte. Zum Glück schlief aber mein Pommerl immer so gut —

Pfar. Wie der Meßner.

Meß. Der Meßner hat nicht geschlaffen. Der Meßner hat auch wieder hell aufgeschrien: **Die Schuld ist beim Herrn Pfarrer, nicht bei mir;** denn der steinene heilige Sebastian hat es sogleich laut geklagt, daß er vorher fünf und zwanzig vergoldete Pfeile gehabt, wovon jetzt nur mehr zween übrig sind; weil statt der durch die Länge der Zeit heraus-

ge-

gefallenen Pfeile keine neue nachgeschaft worden sind. Bald hierauf mußte ich abermal zu meiner Sicherheit aufruffen: **Die Schuld ist beim Herrn Pfarrer;** da nämlich die vorgeruffenen ebenfalls steinenen Heiligen Florianus und Donatus sich nicht minder beschwerten.

Pfar. Uiber was konnten sich denn diese beschweren?

Meß. Der steinene heilige Florian konnte sich wohl billig beschweren, denn bei seinem Wasseramper ist ein ganzes Stück herausgebrochen, so daß kein Tropfen Wasser darinn blieb, wenn man auch immerfort diesen Amper füllen wollte. In keinem Hause litte man einen so schlechten Feueramper, wie dieser ist, mit dem der Heilige bei uns in der Kirche vorlieb nehmen muß. Und der steinene heilige Donatus hat schon über sieben Jahre gar keinen Donnerkeil mehr in der Hand. Ich weis wohl noch, wie er aussah. Er hatte drey grosse Zacken, war gut geschlängelt, gut vergoldet, und vollkommen zum Einschlagen, wenn

ihn

ihn nicht Donatus in der Hand gehalten hätte. Allein auf einmal war der Donnerkeil aus der Hand des Heiligen. Wie er hinweggekommen, und wohin er gekommen, das weis ich nicht. Ich habe gewis schon über hundertmal nachgesucht, um zu entdecken, wohin er etwa gefallen seyn möge.

Pfar. Ich glaube in den Kopf des Meßners, und habe dort das Gehirn verbrannt. Oder seit dem nicht mehr gegen die Donnerwetter geläutet wird, und dieselben deßwegen viel geschwinder und ohne Schaden über uns, unsere Häuser, und Felder hinüber gehen, wird sich der vergoldete Donnerkeil des steinenen heiligen Donats zu einem vorübergehenden Donnerwetter gesellet haben, und sammt denen finsteren Wolken, die sich durch so lange Zeit bei uns aufhielten, und nicht nur in die Ortschaften, sondern in die Köpfe der Leute hineingeläutet wurden, fort gefahren seyn.

Meß. Das ist möglich, Herr Pfarrer! und ich bin gar nicht ungehalten; daß ich nicht mehr ganze Täge und Nächte mit dem Wetterläuten

zubringen muß; weil mir nur an meinen Einkünften deßwegen nichts entgangen ist. Auch die Figuren der Heiligen, die der Glockengiesser auf unsere Glocken hinauf gegossen hat, und denen beim Wetterläuten der Glockenschwengel so viele Stunden auf dem Rücken herumgeschlagen hat, sind darüber nicht ungehalten. Sie haben es ausdrücklich dem englischen Zeremoniarius bekannt, wie er zu ihnen auf den Thurm hinaufgeflogen ist, und sie befragt hat, ob sie sich über nichts zu beklagen haben. Die Figuren der Heiligen auf den Glocken sind noch die glücklichsten, die kann der Herr Pfarrer nicht soleicht hinwegbringen, weil er sonst neue Glocken giessen lassen müßte.

Pfar. O mein Meßner! wenn es bei mir stünde; so kämen sie doch hinweg, und würden deßwegen doch nicht so viele neue Glocken mehr angeschaft werden. Eine Glocke, womit man das Zeichen zum Gottesdienst geben könnte, wäre überflüssig, und die Kirchengelder könnten nützlicher verwendet werden. Die Leute versäumen doch ihre Tänze, Gastmähler, Spiele, und andere Geschäfte nicht, ob ihnen gleich

da=

dazu nicht geläutet wird; warum muß ihnen dann zum Gebeth geläutet werden, damit sie dieses nicht versäumen? Die Entferntesten von der Kirche, welche die Glocken bis zu ihren Häusern nicht hinhören, versäumen auch wirklich den Gottesdienst weniger, und sind ehe in der Kirche, als die, welche näher wohnen, und es bis auf das letzte Glockenzeichen ankommen lassen, um sich dann erst zu heben, und in die Kirche zu gehen. Thürme und Glocken machen viele Unkösten, und sind mehr zu einer eitlen unschicklichen Zierde der Ortschaften, als der Kirchen selbst geworden.

Meß. Man entdecket aber doch auf den Thürmen leichter ein Feuer, welches in der Gegend herum entsteht?

Pfar. Ja, ja! wenn die Thürme bewohnet sind. Aber Thurmwächter sind nur in grösseren Städten; und da würde es mit einem einzigen Stadtthurm auch gerichtet seyn. Auf den Thürmen der Dorfkirchen sind keine Wächter; und dort läuft man gemeiniglich nur aus Fürwitz auf den Thurm hinauf, wenn die entfernte

Feuersbrunst schon bekannt, und bald am Ende ist. Es geht auf den Stadtthürmen mit der Verkündung der ausbrechenden Feuersgefahr öfters auch langsam her. — Die zween steinenen Heiligen Rochus und Sebastianus werden wohl auch nur mit Achselzucken abgefertiget worden seyn?

Meß. Freylich blieb es immer beim Achselzücken. Aber erstens können eure Hochwürden nicht glauben, was das für ein fürchterlicher Anblick ist, wenn Statuen von Mannsbildern und Frauenzimmern, die keinen Kopf haben, die Achsel zücken; zweitens ist nur die Frage, was das Achselzücken zu bedeuten habe. Ich glaube nicht viel Gutes.

Pfar. Ich hoffe aber alles Gutes, und besorge nicht die mindeste üble Vorbedeutung.

Meß. Die wächsernen Heiligen, die in Kästeln in der Kirche herumstehen, sind nicht vorgeruffen worden, weil sie gar so zart und zerbrechlich sind. Sondern der englische Zeremoniarius flog zu einem jeden hin. Bei der Sta-

tue

tue der heiligen Nothburga verwunderte er sich sehr, daß die Sichel nicht mehr in Lüften hange; mit welchem Mirackel sie ihren Hausherrn überzeuget, daß, wenn einmal zum Feyerabend geläutet ist, man beim Einährnten von der Arbeit aufhören müsse, und der Spruch, die Noth habe kein Gesetz, nichts gelte. Das weiß ich auch nicht, wo die Sichel hingekommen ist; ich finde sie nicht mehr.

Pfar. Suche er gar nicht mehr nach; sey sie wo immer. Daß man nicht nur am Feyerabend, sondern sogar am Sonn- und Feyertage arbeiten müsse, wenn es die höchste Noth erfodert, und daß dann auch die Arbeit Gott ein angenehmes Gebeth sey; dieses ist richtiger, als das Mirackel mit der Sichel. Der Anblick einer solchen Sichel macht oft bei manchem einen sichelkrummen Verstand.

Meß. Die wächserne heilige Apolonia klagte es auch dem englischen Zeremoniarius, daß euer Hochwürden schon längst die Schnüre, woran so viele geopferte Zähne hiengen, hinwegnehmen liessen. Kein Zahnarzt kann sich

rüh-

rühmen, so viele ausgebrochene Zähne vorweisen zu können; als da am Altare hiengen. Das ist wahr, ich habe jetzt weniger Mühe; denn ich habe oft ganze Täge dieselben Zähne putzen müssen, damit sie den Leuten besser in die Augen gefallen sind. Aber es giengen auch dabei genug Opfer, und so viele Trinkgelder ein, als wenn bei diesem Altar Geld ausgeworfen würde.

Pfar. Jeder solle sich nur seine Zähne selbst sauber halten, so werden bei den meisten die Zahnschmerzen ausbleiben; und wenn einmal ein Zahn herausgerissen werden muß, nun so muß man die Herausreissung durch ein abergläubisches Vertrauen auf ein Apoloniabild nicht gefährlich verschieben, und nicht so lange die uns zum Arbeiten untauglich machenden Schmerzen leiden.

Meß. Die gemalenen Heiligen wurden schon wieder vorgeruffen; das erste war das Bild der heiligen Barbara. Weil aber auf diesem Bilde gemalen ist, wie der in der Feuersbrunst verbrannte Mann gleich einem schwar-

zen Mohren daliegt, und an ihm (so wie es Pater Kochem beschreibt) nicht mehr Bauch, Hals, Brust, Achseln, Fleisch, sondern nur Augen und Herz, so ihm auf Fürbitte der heiligen Barbara zur Empfangung des heiligen Abendmahls, und damit er dreymal eine Generalbeicht machen konnte, übrig blieben, und das Eingeweid durch ein grosses Loch im Bauch hineinzusehen sind; so winkte die Statue der heiligen Osita dem englischen Zeremoniarius, dieses Bild bald hinwegzubringen, weil der Statue der heiligen Prinzessinn ein Grauen darüber ankam. Selbst ihr Kopf auf dem Kredenztische gegenüber schüttelte sich über den Anblick dieses Bildes.

Pfar. Mich hat es schon lange innerst gerüttelt dieses Bild. Was das für unsinnige Beschreibungen sind, welche die Legendenschreiber machen. Derjenige, bei welchem Bauch, Hals, Brust, Achseln sammt allem Fleisch ganz verzehrt sind (wie Kochem schreibt) und dem nichts mehr übrig ist, als das Herz und die Augen (welches mit jener gräulichen Verzehrung schon nicht zusammpaßt) der wird sodann

mit

mit den einzig noch übrigen Augen und Herz dreymal eine Generalbeicht machen. Ich wollte aber sogar über diese unsinnige Vorstellung nichts sagen, wenn nicht noch dazu die Meynung bei dem Pöbel genähret würde; daß, wenn man nur alltäglich zu der heiligen Barbara etwas bethet, man nicht unglücklich sterben könne, welche Meynung recht zuversichtliche Sünder macht.

Meß. Bei dem gemalenen heiligen Nikolaus von Tolentin kam aber der Statue der heiligen Osita die gräusliche Erinnerung des vorigen Bildes wieder ganz aus dem Sinne; denn da lachte sie vom Herzen, weil bei dem Korb, worinn das Fieberbrod lag, das Bild ein großmächtiges Loch hat, so daß man im Korbe kein Fieberbrod mehr sieht; nicht anders als wenn alles durch das Loch aus dem Korb gefallen wäre.

Pfar. Ist recht gut, daß man keines mehr sieht. Diese gemalenen Heiligen kamen also vielleicht nicht einmal zur Rede?

Meß.

Meß. Der gemalene heilige Nikolaus von Tolentin gieng selbst lachend wieder auf sein Ort; und die Statue der heiligen Osita wollte schon die ganze weitere Untersuchung aufheben. Aber auf einmal rissen sich alle Stockadorengel vom Gesimse los, und flohen zu ihr hin. Es war nicht anders, als wenn ein Flug Schneegänse daher käme.

Pfar. Was wollten denn diese?

Meß. Nun eure Hochwürden wollen ja die Kirche ausweissen, und die Stockadorengel herabnehmen lassen; weil schon einer herabgefallen ist, und eine alte Bäurinn, eben wie sie die Erde küßte, so quetschte, daß sie bald gestorben wäre.

Pfar. Freylich leide ich die Stockadorengel nicht mehr; und nichts leide ich mehr in der Kirche, was auf die Leute herabfallen könte. Deßwegen ließ ich ja auch schon das Kruzifix und die Frauenstatue hinwegnehmen, die in der Mitte der Kirche so gefährlich herabhiengen, und auch der Kirche wirklich keine

anständige Zierde machten. Haben alle Stockadorengel wider mich zusammgeschrieen?

Meß. Sie beruften sich auf ihren alten Besitzstand, den sie durch so viele hundert Jahre auf dem Gesimse oben haben. Und ob sie gleich auf dem Gesimse oben vom Spinnengewebe und Staube immer umgeben sind; so solle dieses Niemanden etwas anfichten, indem das schon ein uralter Schmutz sey, der durch Verjährung zur Zierde geworden. Sie seyn einmal gleich bei ihrer Entstehung über alle erhaben geworden; und wenn auch Staub, Spinnen, und ganze Stokadorstücke, ja auch einige von ihnen selbsten auf die Leute herabfielen, so mache dieses nichts zur Sache; weil sich die, welche unten sind, von denen, welche oben sind, etwas solches müßten gefahlen lassen. Es komme eben auf etwelche nicht an, die unten gequetschet, oder wohl gar erschlagen werden. Die unten sind, sollen nur in Zerknirschung des Herzens sich auf den Boden hinstrecken, wacker opfern, und sorgen, daß immer Weihrauch in die Höhe steige; gleichwie von undenklichen Jahren her der Weihrauch,

wenn

wenn er auf die Glut gekommen, immer in die Höhe gestiegen, und niemal in der Niedere geblieben ist. Anerwogen und allermassen also gegen die alt hergebrachten Gewohnheiten sey, daß die, welche unten sind, nicht mit einer Nasevoll Weihrauch vorlieb nehmen, und alles übrige nicht in die Höhe steigen lassen sollten; so folge nach dem rechtmässigsten in der alten Verfassung gegründeten Schluß, daß sie Stokadorengel nicht ohne grösste Unbilligkeit aus dem Genuße des so lange gerochenen süssen Weihrauchs sollten gebracht werden. Sie wollen sich auch hiemit für den Fall, wenn sie wirklich schon von dem Gestrafe herabgenommen, und dergestalt auseinander gelöset seyn sollten, daß sie nicht mehr im Stande wären jemals auf das Gesims dieser Pfarrkirche wieder zu kommen, doch gegen alles Ausweissen und Säubern der Kirche gegen derselben andere Einrichtung, und in Ansehung ihrer vorigen Plätze mit einer Protestazion und der Vorbehaltung des Weges Rechtens auf das feyerlichste bewahret haben.

Pfar. Nun was sagte die Statue der heiligen Osita auf diesen Vortrag?

Meß.

Meß. Ich muß euer Hochwürden doch auch einmal etwas zum Trost sagen. Der Statue der heiligen Osita fiel das Reden ohnehin schonschwer; sie ließ ihnen also durch den Zeremoniarius bedeuten, daß dieses in ihr himmlisches Fach nicht einschlage; solche Gegenstände sollten sie bei denjenigen anbringen, die keine Statuen sind, und ihre Köpfe nicht unter dem Arm tragen.

Pfar. Sagte ich es nicht schon ehe, daß des Meßners Träume für mich noch gut ausgehen werden?

Meß. Ich habe nicht viel Hofnung auf einen guten Ausschlag.

Pfar. Und ich habe alle gute Hofnung. Diejenigen heiligen Engel, welche keine Stokadorengel, und wahrhaft über alles erhaben sind, werden uns schützen, daß wir in der Geschichte nicht als solche erscheinen, die wegen der Stokadorengel allen alten Schmutz in die Kirche wieder zurückgeführet haben.

Meß.

Meß. Ich wünsche es; aber ich besorge —

Pfar. Ich aber besorge nichts. — Sind seine Träume nun am Ende?

Meß. Ich weiß nicht, was der Herr Pfarrer immer mit den Träumen haben wollen? Es waren keine Träume. Alles ist wirklich so vorgegangen. Da die Stokadorengel wieder auf ihre Plätze geflohen sind, hob sich die Statue der heiligen Osita sammt ihren Assistenten von den Sesseln, und richtete sich zum Fortgehen. Der englische Zeremoniarius sollte ihnen die Köpfe vom Kredenztisch herbeibringen. Allein er kam in Verlegenheit, weil er bei keinem Kopf mehr wußte, wem solcher zugehöre. In dieser Verlegenheit, und in der doch nöthigen Geschwindigkeit brachte er also der Osita den Kopf des Laurianus; Dionis bekam den Kopf des Simachus; Simachus den Kopf des Dionis; Leo den Kopf des Sabinianus; Sabinianus den Kopf des Luzians; Luzian den Kopf des Leo; und der Soldat des Hunenkönigs Totila, der den Kopf des Laurianus neh-

men

men wollte, fand einen Frauenzimmerkopf, nämlich jenen der Osita. Das war also keine kleine Verwirrung bei diesen Köpfen.

Pfar. Die Verwirrung bei dem Kopf des Meßners ist aber noch viel grösser.

Meß. Endlich ersah doch jede Statue ihren Kopf bei der anderen; und nach gewechselten Köpfen sollte also der Zug wieder aus der Kirche durch die Sakristei hinausgehen, wie er hereingekommen ist. Da blieben aber die Statuen der Engel mit den Windlichtern noch immer stehen; weil die Statue des Engels, so die Stelle des Zeremoniarius vertrat, gleichfalls vergaß, ihnen zu sagen, daß Zeit zum gehen sey; und überhaupt weiß ich nicht, wie die Engel miteinander reden.

Pfar. Ist ewig Schad, daß er die Theologen nicht eben so, wie die Legenden lesen kann; denn die Theologen rühmen sich gleichfalls, die Sprache der Engel, und die Art, wie sie miteinander reden, vollständig zu wis-

sen;

sen; obwohl es der eine Theolog besser, als der andere erklären will. *

Meß. Nun habe ich das erzählet, was ich gehöret und gesehen habe; denn sonst sah ich nichts mehr, und die Statuen derer zween Engel, welche mir gedrohet, mich, wenn ich nicht still wäre, so zu prügeln, wie der Tyran der heiligen Menas und Hermogenes zu todt geprügelt worden, verliessen mich endlich auch, und folgten dem Zuge; worüber ich herzlich froh war, und erst wieder frey athmen konnte.

Pfar. Er wird sich wohl auch die Augen ausgerieben haben; wie man es macht, wenn man vom Schlaf erwacht.

Meß. Ich habe mir freylich die Augen ausgerieben; denn es war mir, als wenn mir etwas von einer Feder eines englischen Flügels hin-

* Eusebii Amort. Theologia eclectica Tom. I. disp. 2. quæst. 5. pag. 61 edit. Aug. Vindelic. 1752.

hineingekommen wäre. Aber wegen des Schlafes habe ich mir die Augen nicht ausgerieben. Genug! eure Hochwürden Herr Pfarrer haben mir einmal versprochen, keinen Heiligen aus der Kirche hinauszuwerfen, und dieses Versprechen hoffe ich, werden der Herr Pfarrer auch halten.

Pfar. Dieses Versprechen halte ich gewis. Aber alle Statuen müssen mir morgiges Tages aus der Kirche hinausgeräumet seyn.

Meß. Was wäre denn das? Das hiesse nicht Versprechen halten. Wenigstens lassen eure Hochwürden den heiligen Quirinus mit seiner Tochter, wie dieselbe der heilige Papst Alexander vom Kropf befreyet, auf dem Postament, oder meinetwegen nur in einem Winkel stehen; damit wir doch für die Kröpfe einen heiligen Patron in der Kirche haben.

Pfar. Ich versprach, keinen Heiligen hinausbringen zu lassen; und kein Heiliger wird auch hinausgebracht werden. Aber die Statuen müssen mir alle hinauskommen. Die-

se sind nicht die Heiligen, obwohl von ihm und seines gleichen gar oft die Statuen der Heiligen geradehin gleich die Heiligen selbst genennet werden. Das habe ich nicht verspro-chen, daß keine Statue hinausgebracht werden solle.

Meß. O ich Dummkopf! hätte ich nur die gehabte Erscheinung nicht erzählet. Ich hätte es merken sollen, daß das ein auf Schrauben gesetztes Versprechen sey. Ich erzählte jetzt um alles in der Welt auch keinem anderen diese Erscheinung mehr.

Pfar. Ich habe gar nicht nothwendig, ihm eine solche Erzählung zu verbieten; denn ich bin versichert, daß sogar die braven alten Weiber meiner Pfarr sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern ihn für einen Narren halten würden, besonders da es bei der Pfarrgemein-de bekannt ist, daß es in seinem Kopfe nicht richtig aussehe. Meine Pfarrkinder halten nicht viel auf die Legenden, und wissen, daß die Legendenschreiber eben so geträumet haben, wie er geträumet hat. Leider haben solche

Träume, da sie ärgerlich für Wahrheiten ausgegeben wurden, lange genug einen der wahren Andacht nachtheiligen Eindruck gemacht. Aber diese Zeiten sind Gott Lob in meiner Pfarr vorbei. Er ist der einzige, der noch in die Legenden vernarrt ist. Aber auch für ihn weiß ich noch ein Mittel, ihn davon zu kurieren, welches sogleich wirken wird.

Meß. Ich lasse mich von meinem Legendenlesen nicht abbringen.

Pfar. Nun so sehe er sich um einen anderen Dienst um. Ich werde mit dem Vogteiverwalter reden, damit wir einen vernünftigern Meßner bekommen. Will er aber seinen Dienst behalten; so hat er mir **erstens** und zwar gleich morgen seine Legenden zu überbringen, damit ich sie in das Feuer werfe; **Zweytens** keine einzige Legende mehr in sein Haus zu bringen; denn ich werde ihm andere Bücher zum Lesen geben; **Drittens** weder mir, weder jemanden anderem mehr ein Wort aus einer Legende zu sagen.

Meß. Eure Hochwürden sind mein Seelsorger, und müssen für meine Seele bei Gott gutstehn. Ich will also deßwegen meinen Dienst nicht verlieren, und gleichwohl das thun, was der Herr Pfarrer schaffen. Aber ich werde mich bei Gott immer auf eure Hochwürden ausreden.

Pfar. Wenn ich ihm Bedingnisse setzte, welche gegen die gesunde Vernunft, gegen die gute Sittenlehre, gegen die Pflichten eines Unterthanns, und gegen unsere heilige Religion wären; da dürfte er mir nicht folgen, ob ich gleich sein Seelsorger bin. Weil ich ihm aber nur das Lesen unsinniger fabelhafter Legenden verbiete; so kann er allerdings es meiner Verantwortung bei Gott überlassen. Er selbst aber wird es noch einsehen, daß mein Verboth nützlich war, sobald ihm der Kopf nach Hinwegräumung dieser Legenden, und durch Lesung besserer Erbauungsbücher wird lichter geworden seyn. Alles, was er glaubt, gesehen und gehöret zu haben, war ein Traum; denn er schlief, er mag sagen, was er will.

Und sage er mir nur auch gar nichts anderes mehr, als daß er geschlafen habe.

Meß. Und wenn ich wirklich geschlafen hätte, können nicht auch Träume Vorbedeutungen haben? Ist nicht die Heiligkeit des heiligen Dominikus seiner Mutter im Traume, die Frömmigkeit des heiligen Albertus eben seiner Mutter im Traume vorbedeutet worden? Hat nicht der heiligen Brigitta geträumet, die Mutter Gottes setze ihr eine Krone auf? Hat diese Heilige nicht schon im dreyzehnten Jahre ihres Alters Christum voller Wunden vor ihr im Traume gesehen? Ist nicht dem heiligen Hugo der heilige Bruno mit seinen sechs Gesellen in Gestalt sieben Sterne im Traume erschienen? Ist nicht der heilige Xaverius im Traume zur Bekehrung nach Indien beruffen worden? Hat nicht der Mutter des heiligen Bernhards geträumet, sie gehe mit einem bellenden Hunde schwanger? Hat nicht der Mutter des heiligen Kolumbanus geträumet, sie gebähre einen Sohn, welches alles eingetroffen? Und wissen eure Hochwürden denn nichts von dem Traum des Bedienten, welcher bei jenem Priester diente, der den

heiligen Bischof Sidorius Apollinaris angefeindet? Ach lassen mir eure Hochwürden nur noch diese Geschichte erzählen.

Pfar. Nun so erzähle er auch diesen Traum noch; aber diese Erzählung soll die letzte seyn.

Meß. Der heilige Bischof Sidonius Apollinaris starb wirklich aus Kummer, den ihm einige Priester verursachet haben, wovon aber einer, eben da er dem Heiligen in die Haare fallen wollte, aus unaufhaltlicher Leibsnoth (wie Ribadeneira schreibt) auf den Abtritt gehen mußte, und dort den Unflatt, die Gedärme, und seine besudelte Seele zugleich ausschüttete, und also durch diesen stinkenden Weg zum strengen Richterstuhl Gottes zu eilen gedrungen wurde. Eure Hochwürden verzeihen; ich erzähle es wörtlich so, wie es Ribadeneira geschrieben hat.

Pfar. Nur zu, nur zu! Es ist freylich nicht viel säuberliches daran; aber eben das soll ihn überzeugen, daß an den Legenden selbst nicht viel säuberliches sey.

Meß.

Meß. Ein anderer Priester aber glaubte nach dem Tode des heiligen Sidonius Apolinaris schon **Bischof zu seyn**, wie er denn sich einmal in Kopf gesetzet hat, **mit aller Gewalt Bischof zu werden.** (Ich erzähle abermal alles wörtlich nach dem Jesuiten Ribadeneira) Dieser Priester hatte einen **erstaunlichen Hohmuth**; rühmte sich **vieler Verdienste**; und suchte alle, die nur hohen Amtes und Stammens in der Stadt waren, mit **herrlichen Mahlzeiten** auf seine Seite zu bringen. Es steht alles wörtlich so in der Legende des Ribadeneira; und nur dieses einzige ist mein Gedanke, daß die Leute in dieser Stadt sehr hungrig, und nach Gastmählern müssen begierig gewesen seyn, und daß sie ihre Hochschätzung gegen die Leute nach der Menge der Gastmähler und der Speisen müssen eingerichtet haben. Dieser Priester meynte wirklich schon (wie Ribadeneira schreibt) er habe den **Bischofhut** auf seinem thorrechten Kopf, und war lustig und guter Dinge. Währendem solchen guten Muth, und gröstem Vergnügen bei seinen stattlichen Gästen schrie er seinen

Mund=

Mundschenk an; einen ansehnlichen Pokal Wein herbeizubringen. Der Diener säumte nicht; indem er es aber darreichet, sagte er mit gebührender Ehrerbietung folgende Worte: Herr! wenn mir erlaubt ist, zu reden; so möchte ich euch wohl ein wunderliches Traumgesicht erzählen, welches mir verwichene Nacht im Schlaf vorgekommen. Mich dunkte, als stehe ich in einem königlichen Pallast, und sehe auf einem hoherhobenen Throne einen Richter, welcher viel anwesenden Partheyen ohne allen Mangel der Gerechtigkeit einem nach dem anderen das Recht spreche. Unter diesem Haufen kam mir vor, als sähe ich auch unseren abgelebten Bischof stehen, und gegenüber denjenigen Priester euren guten Freund, der unlängst ein so stinkendes End genommen. Ich sah wohl auch, daß sie miteinander im Streithandel lagen; was es aber betraf, konnte ich so genau nicht vernehmen. Dieses vermerkte ich aber wohl, daß das Recht auf Sidonius Seite gegen den Priester euren Freund ausfiel, und dieser in ein finsteres Gefängniß gestossen wurde. Sodann aber brachte Sidonius eine neue Klage gegen euch vor, und es wurde sogleich um ei-

nen umgesehen, der euch vor Gericht fodern sollte. Da versteckte ich mich zwar, damit die Bothschaft nicht auf mich falle. Ich wurde aber entdeckt, und bekam den Befehl, euch die Vorfoderung anzukünden. Der Bediente hat die Erzählung dieses seines Traumes kaum zu Ende gebracht, als der Priester, **der immer Bischof seyn wollte**, und sich bei der ganzen Erzählung gleich einem leblosen Bilde mit dem Pokal in der Hand nicht rührte, augenblicklich des Trinkens vergaß, erstarrte, und seinen sündhaften Geist an selbiger Stelle aufgab. Sehen eure Hochwürden, wie die Träume ausgehen?

Pfar. Mein lieber Meßner! um einen solchen Tod anzukündigen, ist kein Traum und kein Bedienter nothwendig. Dieser Priester ist wegen des Traumes nicht ehe und nicht später gestorben. Voll Hohmuth seyn, erhitzet von selbsten schon das Geblüt. Kömmt nun übermässiges Essen und Trinken dazu, besonders eine Menge verschiedener und starker Weine; ist dabei das ganze Leben ein immerwährender Taumel nach Wohlleben, nach Hohheit, nach

Befriedigung aller Leidenschaften; da hat es auf einmal ein gähes End. Der Bediente dieses Priesters, da ihm das ganze Thun und Lassen seines Herrn bewußt war, mag sich wohl ein solches End bei seinem Herrn immer gedacht haben. Dieses Uiberdenken mag ihm auch den Traum verursachet haben. Ja, wenn ihn der Herr wohl leiden konnte, durfte er sich auch die Freyheit nehmen, ihm zu sagen, daß er ein übles End nehmen werde. Aber der Erfolg kam nicht so sehr vom Traume, als ganz natürlich von dem her, was vorgegangen ist; obgleich durch diese Erzählung des Traumes bei dem Priester die Erinnerung aller seiner bösen Thaten mit gewaltiger Beängstigung rege gemacht, hiedurch eine gähe und heftige Zusammdrängung im Gehirne verursachet, und auf solche Art sein Tod befördert worden seyn kann.

Meß. Ja, ja! das ist möglich. Aber es sind noch eine Menge Träume in den Legenden, die alle in Erfüllung gekommen.

Pfar. Theils erdichtete Träume, theils solche Träume, die durch Umstände verursachet worden, welche vermög natürlicher Folgen in Erfüllung kommen mußten. Nehme er zu seinen Gegenständen nur solche Dinge, die zur Erfüllung seiner Pflichten gehören; lese er fleißig die Bücher, die ich ihm zum lesen geben werde; er wird sogar bessere Träume haben. Denn der wachend gescheid ist, hat selten närrische Träume; oder wenn er sie auch hat, so lacht er darüber, und weiß, daß man über Träume sich nicht abergläubisch beängstigen müsse. Ich will also nun auch von keinem Traume mehr etwas aus seinem Munde bei Verlust des Dienstes hören; und reden wir jetzt gleich etwas anderes. — Mir ist recht leid, daß dieser Bauer stirbt, dem ich die heilige Wegzehrung gegeben habe.

Meß. War gegen seine Hausleute ein harter Mann. Einen Knecht, der an einem abgebrachten Feyertage nicht arbeiten wollte, jagte er sogleich aus seinem Dienste.

Pfar. Hat recht gethan; diese Täge gehören zum Arbeiten, nicht zum Herumlumpen und Müssiggehen, in welchem die Hauptandacht an abgebrachten Feyertägen bei den meisten besteht.

Meß. Dieser Mann hat aber sonst auch geflucht und gescholten, wie ein Heid.

Pfar. Da hat er übel gethan; aber dafür ist er auch reumüthig, und stirbt so, wie ein gescheider Mann und guter Christ sterben soll.

Meß. Ich habe noch bei keinem Kranken einen so ausserordentlichen Gestank erfahren, als bei diesem Bauern. Dieser Gestank ist kein gutes Zeichen.

Pfar. Was ist das wieder für eine Narrheit?

Meß. Der heilige Hilarion hat immer die Sünden seiner Brüder aus dem Gestank, und aus dem Geruche sowohl der Leiber als der Kleider bemerket.

Pfar. Ist er mir schon wieder mit einem fabelhaften Exempel aus der Legende da? Sagte ich ihm nicht, daß er mir kein Wort mehr aus einer Legende daher sagen solle?

Meß. Nun ich bin schon still, und werde keines mehr daherbringen.

Pfar. Ich rathe es ihm ernstlich. Wenn der Gestank der Leiber und Kleider die Sünden bedeutete; so wären besonders im Sommer die Franziskaner die größten Sünder. Die Leute die vorhin bei den Konkursen in der Menge zusammkamen, machten diese nicht immer in unserer Kirche auch einen unleidentlichen Geruch? Waren sie aber deßwegen Sünder? Gehe er nur in die Städte; da wird er viele Sünder antreffen, die ihren Leibern und Kleidern auf verschiedene Art einen guten Geruch zu geben wissen, und die man dem Geruche nach für die heiligsten halten müßte. — Da sind wir bei einem Hause, worinn ich noch einen Kranken besuchen muß. Geh er nur indessen fort in den Pfarrhof, und mache er Anstalt, daß morgen verläßlich die Statuen

alle

alle aus der Kirche hinausgebracht werden können. Bestelle er hiezu Schlosser, Maurer, Tischler, Zimmerleute, und Tagwerker.

Meß. Wo müssen wir denn die abgenommenen Heiligen hinlegen?

Pfar. Alle indessen in meinen Keller; weil ich ohnehin mir keinen Wein einlege, ist Platz genug darinn.

Meß. Platz ist freylich darinn. Nun in Gottes Namen, weil eure Hochwürden Herr Pfarrer es so haben wollen.

Pfar. Geh er also nur fort!

Meß. Ich gehe schon; ich gehe schon.

II.

Der Postwagen.

Kondukteur. Gut sitzen wir wieder. Fahr zu, Schwager! in Gottes Namen.

Schätzmeister. Jetzt haben wir eine kleine Poststazion zu überstehen.

Konduk. Ja! die ist nicht stark. Wenn man sie aber zu Fuß machen müßte, könnte man doch dabei müde werden.

P. Simeon. Ich kann dem Herrn Vater nicht genug danken, daß ich aus ihrer Güte unentgeltlich mitgenommen werde. Ich hätte diesen Weg wirklich zu Fuß machen müssen. Deo gratias, Herr Vater! tausendmal Deo gratias. Gott wird es vergelten, was sie einem armen Franziskaner hierdurch gutes gethan haben.

Konduk. Hat ja leicht seyn können, da ohnehin ein Platz leer war.

P. Sim. Ich werde schon mit etwas aufwarten, was ich aus dem heiligen Lande, aus der Vaterstadt aller Christen, aus der Gegend, die Gott das Erbtheil und Eigenthum seines auserwählten Volkes nannte, mitgebracht habe; wenn ich an Ort und Stelle bin, und meine Schachtel auspacken kann.

Konduk Ich bin ihnen für den guten Willen verbunden. Meinerseits halte ich ein jedes Land für ein heiliges Land. Ein jedes Land ist von Gott erschaffen; auf ein jedes Land ist seine Sorge gerichtet; und mir ist ein jedes Land ein heiliges Land. Dort, wo der Christ gebohren wird, und die heilige Taufe empfängt, ist auch seine Vaterstadt als Christens. Den Israeliten hat das gelobte Land vormals richtig zugehöret, aber unser Eigenthum ist es deßwegen nicht. Selbst die Israeliten haben es schon ehe verloren; und die es erobert haben, verloren es wieder. Ja selbst Christus wollte nie irrdischer König seyn;

wie konnte er uns ein irrdisches Reich zum Eigenthum und Erbtheil unterlassen? Niemand hat auf ein Land und Ort deßwegen einen Anspruch, weil sein Wohlthäter, sein Lehrmeister dort unschuldig hingerichtet worden. Unser Jerusalem und künftiges Erbtheil muß der Himmel seyn.

P. Sim. Erlaube mir der Herr Vater aber; das Land, wo unser Erlöser gekreutziget worden, fodert doch immer eine Verehrung.

Konduk. Bei mir nicht; denn ich weiß daß man Ortschaften, worinn Gewaltthätigkeiten und Rebellionen vorgiengen, schon mehrere zu Asche gebrannt hat. Das war ihre Verehrung. Und soviel weiß ich auch aus dem Evangelium, * daß Christus selbst gesagt hat: Es kömmt eine Zeit, da ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbethen werdet. Es kömmt die Stunde, und ist schon da, wo die wahrhaften Anbether den Va-

* Joh. IV. 20 sequ.

Vater im Geiste und in der Wahrheit anbethen werden; denn der Vater auch solche suchet, die ihn anbethen. Gott ist ein Geist, und die ihn anbethen, die müssen ihn anbethen durch den Geist und die Wahrheit.

P. Sim. Der Herr Vater ist ein vollkommener Schriftgelehrter.

Konduk. Das eben nicht. Aber das Evangelium lese ich fleißig, und das müssen mir meine Kinder, wenn ich zu Hause bin, besonders an Sonntägen fleißig daher sagen. Die Stadt Jerusalem, soviel ich weiß, ist nicht mehr auf dem Platze, auf welchem sie ehevor gestanden.

P. Sim. Ich versichere den Herrn Vater aber, daß man noch alle Fußtritte sieht, wo Christus, die göttliche Mutter, und die Aposteln gegangen sind. Auch wo sie sassen, sind Merkmaale in den Steinen zu sehen. Eben von der Erde und von denen Steinen, worauf sie gegangen und gesessen sind, habe ich etwas mitgebracht, womit ich aufwarten werde.

Konduk. Schuldigen Dank! Damit können eure Hochwürden bei jemanden anderem eine grössere Ehre aufheben. Die Merkmaale, die dort in der Erde und in den Steinen zu sehen seyn mögen, sind meines Erachtens hernach von denen Christen, welche das heilige Land erobert, und einige Zeit inne gehabt haben, als Erinnerungszeichen gemacht worden. Die Erde und die Steine, worauf Christus, die göttliche Mutter, und seine heilige Jünger und Aposteln gegangen sind, haben durch die Länge der Zeit gewiß ihre Veränderung gelitten, wie das ganze dortige Land so viele Veränderungen gelitten hat. Diese Veränderungen haben leider so viele tausend durch die Kreutzzüge unglücklich gewordene Familien erfahren; wofür diejenigen die Verantwortung bei Gott haben werden, welche zu einer Unternehmung, die von Gott keinen Segen haben konnte, und wobei soviele Grausamkeiten und alle Gattungen Laster vorgegangen, deßwegen angerathen haben, damit sie den Landesfürsten ihre Länder schwächen, und ihnen sodann hierinn Gesetze vorschreiben könnten. Eure Hochwürden verstehen mich schon. — Und hat denn noch

bis

bis jetzt die Christenheit einen Nutzen vom heiligen Lande? Eure Hochwürden müssen mir schon verzeihen, daß ich meine Meynung sage. Ich meyne, den grösten Nutzen haben die Türken und Patres Franziskaner hievon; und die übrigen Christen haben für die ungeheuren Summen, die dahin giengen, nichts, als die sogenannten Jerusalembethen, und etliche eben nur sogenannte Reliquien. Daß die in Jerusalem heut zu Tage noch angezeigten verschiedenen Merkmaale von Christi Zeiten her seyn, glaube ich einmal nicht. Stehen so viele Mirakeln im Evangelium, welche sich vor, und nach dem Tode Christi ereignet haben; und doch steht kein Wort darinn, daß diese Merkmaale dergestalt hinterlassen worden, daß sie von Juden nicht haben vertilgt werden können.

P. Sim. Wir haben ja nicht nur das Evangelium, sondern auch die Erblehre.

Konduk. Ganz recht. Zeigen sie mir aber aus dem Katechismus, daß diese Merkmaale, und mehrere solche Dinge, die die Patres

Staatsbibliothek Passau

Franziskaner vom heiligen Lande erzählen, in der Erblehre gegründet sind.

P. Sim. Im Katechismus steht freylich nichts darinn; aber die Sage nicht nur von mir, sondern von so vielen Tausenden, die in Jerusalem waren, verdienen wohl doch auch einen Glauben.

Konduk. Bei mir nicht; denn alle die, die in Jerusalem waren, sagen nur das, was ihnen dort vorgesagt worden. Das ist noch kein Grund zum Glauben. Behalten sie also ihre Erde aus dem heiligen Lande für andere fromme Liebhaber.

P. Sim. Ich habe nicht nur etwelche Stücklein Erde und Steine bei mir; sondern auch ein Stück vom Löffel, mit welchem das Kindlein das Koch gegessen hat; etwas von seinen heiligen Windeln; etwas vom Stroh aus dem Stalle zu Bethlehem (vom Stroh habe ich besonders viel mitgebracht) etwelche Fläschchen von dem Brunnen, aus welchem zu Kana in Galiläa das Wasser, das nachhin in Wein verwan-

wandelt wurde, geschöpfet worden, und wo sich noch alljährlich das Wasser auf einige Zeit in Wein verwandelt.

Kondukt. Das Mirakel zu Kana in Galiläa glaube ich; denn das steht in der Schrift. Aber daß auch seit dem in diesem Brunnen noch alljährlich das Wasser in Wein verwandelt werde, das glaube ich nicht.

P. Sim. Lese der Herr Vater nur die Legende der Heiligen vom Pater Ribadeneira.** Er führet auch einen anderen Brunnen in der arabischen Stadt Gerasa, den Fluß Nilus, und den Brunnen in der Insel Andro an, wo das nämliche Mirakel geschieht; und beweiset alles dieses mit den Zeugnissen des heiligen Epiphanius und des Plinius.**

Kondukt. Auf das, was die Legendenschreiber erzählen, wenn es sonst keinen Grund hat, hal-

---

* Im Leben Christi.

** Not. hist. l. 2. c. 103.

halte ich nicht viel. Ich kenne den heiligen Epiphanius und den Plinius nicht; aber soviel weis ich, daß sie keine Evangelisten waren.

P. Sim. Die Mirakeln mit dem Wein lasse ich mir einmal nicht abstreiten. Mit der Hochzeit zu Kana in Galiläa hat das Weintrinken nicht aufgehöret. Ein ehrlicher Mann hält noch immer was auf ein gutes Glas Wein. — Mein hochwürdiger Herr Reisgespann sitzet da neben meiner ganz still, statt dessen, daß er mir gegen den Herrn Kondukteur Hilfe leistete, um ihn zum Glauben zu bringen.

P. Petrus. Der Herr Kondukteur ist ohnehin ein Rechtgläubiger. Dasjenige aber ihm glauben zu machen, was eure Hochwürden vom heiligen Lande gesagt haben, dieses übernehme ich um so weniger, als ich selbst nichts darauf halte.

P. Sim. Eure Hochwürden spassen nur, damit durch den Disput uns auf dieser Reise die Zeit besser vergehen solle.

P. Pet. Ganz und gar nicht; es ist mein ganzer Ernst. Ich halte so wenig darauf, als ich für mich keine mirakulose Veränderung des Wassers in Wein verlange, weil ich nur Wasser trinke. Ich bin mit dem Herrn Kondukteur in allem vollkommen verstanden.

P Sim. Wir zween sollen aber doch einerlei Meynung seyn; denn obwohl eure Hochwürden den Kapuzinerhabit haben; so sind wir doch Kinder des nämlichen heiligen Franziskus.

P. Pet. Es ziehen ja andere Kinder doch endlich auch die Kinderschuhe aus, wenn sie einmal erwachsen sind. Warum sollen denn also die Kinder Francisci immer in Kinderschuhen herumgehen, besonders da die Schuhe der Kinder Francisci so leicht auszuziehen sind?

P. Sim. Reverende Pater! spassen sie sich nicht mit ihrem heiligen Habit.

P. Pet. Reverende Pater! es ist gut, daß die Witterung nicht warm ist, sonst könn-

ten da die guten Herren im Postwagen von unserem heiligen Habit üblen Geruch genug bekommen.

P. Sim. Prudenter, reverende pater coram laicis.

P. Pet. Reden wir deutsch; unsere Herren Reisegefährten sind in ihren Köpfen so gut bestellt, daß sie mir mein Geständniß nicht für unklug ausrechnen werden.

Kondukt. Sie würden auch vergebens lateinisch reden; denn wir verstehen alle die lateinische Sprache bis auf den Herrn Friseur, und der ist der französischen und welschen Sprache kündig, wodurch man leicht das eine und andere lateinische auch versteht.

P. Sim. Mit was für Herren habe ich denn also die Ehre zu reisen?

Kondukt. Der Herr, der neben mir sitzet, ist ein Friseur, welcher von Paris zurückkömmt.

Von

Von denen zween Herren, die auf dem mitteren Sitze sind, ist der Herr rechts ein Schätzmeister, der von einer Klosterinventur herkömmt; der Herr links ein Buchhändler, der auf die Messe reiset. Der geistliche Herr neben ihnen ist der Pater Petrus, der vom Bischof einberuffen ist, um eine Pfarre anzutretten, und dem heiligen Petrus in der Seelsorge wahrhaft nachzufolgen.

P. Sim. Nun weis ich die Ursache, warum eure Hochwürden Pater Petrus dem Klosterhabit nicht mehr gut sind, weil nämlich derselbe bald ausgezogen wird.

P. Pet. Ja; binnen acht Tagen erscheine ich schon im weltpriesterlichen Kleide.

P. Sim. Ich wünsche alles Glück dazu, wie auch zur erlangten Pfarre.

P. Pet. Das nämliche Glück können eure Hochwürden auch haben, wenn sie sich anders zur Seelsorge verwenden wollen.

P. Sim. Dazu bin ich nicht würdig. — Darf ich allerseits aufwarten mit einem Tobak von der Franziskanerpaiz?

P. Pet. Ich schnupfe keinen; ich sage Dank;

Bonduk. Mit Erlaubnuß eure Hochwürden! —

Buchhändl. Ich werde mir auch die Freyheit nehmen, in die Dose zu steigen.

Schätzm. Ich bitte gleichfalls um ein so gutes Labniß für meine Nase. Die Patres Franziskaner haben immer guten Tobak.

P. Sim. Ich gebe mir wohl Mühe mit der Paize; und habe auch noch in jedem Konvente diese Beschäftigung bekommen, daß ich für das ganze Kloster Tobak paitzen mußte. Ich war auch deßwegen von allen anderen Verrichtungen exemt, um nur den ganzen Tag ausser des Schlafens, Essens, und Trinkens auf das Tobakpaitzen verwenden zu können.

Friseur.

Friseur. Schönsten Dank! meine Nase ist nur an das Haarpuder gewöhnt.

P. Sim. Was wir für eine schöne Witterung haben! Gott sey ewiger Dank gesagt!

Konduk. Eure Hochwürden sagten mir vorher, ehe wir auffassen, daß sie Simeon heissen. Ist Simeon ein anderer Name, als Simon?

P. Sim. Freylich ist Simeon ein anderer Name, als Simon. Ein heiliger Simon ist der heilige Apostel Simon. Die Legende von ihm ist ganz kurz. Pater Kochem erzählet nur mit wenigen Zeilen, daß er und der heilige Apostel Judas sich die himmlische Lehre Christi tief in ihre Herzen drückten. Daß von ihnen auf die Frage des Generals Barodach, ob der damalige Krieg lang dauern werde, die Götzenpfaffen, welche einen langwierigen und blutigen Krieg vorsagten, und den General bei aller seiner Bravour in grosse Furcht brachten, beschämet worden; weil der Krieg so, wie die heiligen Aposteln prophezeihten, gleich

ein End hatte; Daß auf Befehl der heiligen Apostеln die grosse Menge derjenigen abscheulichen Schlangen, welche durch die Zauberey der zween Hauptzauberer Zaron und Arpharad zusammgebracht worden, sich über die Zauberer selbst hergemacht, und dieselben in das Angesicht, in die Hände, in den Bauch, in die Arme und Beine so gewaltig gebissen haben, daß sie nach vielem Heulen und Schreien mit Schimpf und Spott die Flucht nehmen mußten; endlich daß die Zauberer, nachdem sie doch die Marter dieser heiligen Apostеln zuwegen gebracht, sammt allen dortigeu Götzentempeln durch den Donner zu Asche verbrannt worden; Diese Erzählungen machten noch, daß die Legende von diesen zween heiligen Apostеln doch beinahe auf zwey Blätter kam. Die Legende vom heiligen Simon Stock ist zwar auch ganz kurz gefaßt, aber voll Saft und Kraft. Recht schön wird nämlich beschrieben, wie er auf Einrathen der Himmelskönigiinn im zwölften Jahre des Alters seinen Aeltern davon gelaufen, und sich in die Einöde begeben; wie er dort in eineu Baum oder Stock, wovon er den Namen führet,

lan=

lange Zeit gewohnet, und studirt hat; wie ihm zu Zeiten zu seiner Erquickung ein Stücklein Brod von Hunden gebracht worden; wie ihm und dem Papsten Honorius die göttliche Mutter erschienen, und den ganzen Karmeliterorden in Schutz genommen; wie ihm die Himmelskönigiinn in grossem Glanze, und in Begleitung vieler Engeln das heilige Skapulier mit der Versicherung überbracht: **Dieß wird dir und allen Karmeliten zum Privilegium und Freyheit seyn; der hierin sterben wird, soll die ewige Brunst nicht leiden;** wie der Karmeliterorden zwar schon neunhundert dreyßig Jahre vor Christi Geburt das Skapulier getragen, aber dasselbe erst durch den Simon Stock als ein besonderes Schutz- und Ehrenzeichen von der Himmelskönigiinn erhalten worden; wie durch das heilige Skapulier so viele Miracken geschehen, die ein besonderes grosses Buch fodern; wie der heilige Simon gekochte Fische seinem leiblichen Bruder geschicket, und wieder lebendig gemacht habe; wie ihm der Teufel sogar am Altar den Wein aus den Meßkännlein hinweggenommen, worauf

aber

aber Simon das Wasser in den allerbesten Wein verwandelt hat.

Kondukt. Was sagen eure Hochwürden Pater Petrus dazu?

P. Pet. Ich glaube erstens nicht, daß jemal die göttliche Mutter einem Kinde angerathen, seinen Aeltern davon zu laufen, und in die Einöde zu gehen. Ich glaube die angeführten Erscheinungen der göttlichen Mutter, die Auferstehung der Fische vom Tod zum Leben, den vom Teufel begangenen Diebstahl des Weins, und die Mirakeln mit dem Skapulier ebenfalls nicht; weil ich weder von der Offenbarung, weder von der Vernunft, weder durch eine andere unlaugbare Urkunde bewogen werde, dieses zu glauben. Die Verheissung, daß der, welcher in einem Skapulier sterben wird, die ewige Brunst nicht leiden werde, für wahr halten zu wollen, wäre höchst religionswidrig und gefährlich, weil das Skapulier zum Panzer der ruchlosesten Leute, die sich auf das Skapulier verließen, gemacht würde. Das Skapulier war vor Zeiten

nichts,

nichts, dann ein Vortuch, welches die Mönche bei der Arbeit über ihre andere Kleidung hatten, und welches an den Achseln befestiget war, gleichwie auch in unseren Zeiten verschiedene Handwerker und Arbeiter solche Vortücher bei der Arbeit umnehmen. Aus solchen Vortüchern wurde hernach von unseren Klostervorfahrern ein Heiligthum gemacht; und damit das Skapulier um so gewisser von Weltlichen für ein Heiligthum, und nicht mehr für ein Vortuch angesehen, ja auch selbst von Weltlichen getragen, und mit Begierde verlanget werden könnte; so wurde das Klosterskapulier mit einer anderen Form zum stäten Theil des Klosterhabits gemacht, und das Skapulier für die Weltlichen wurde dergestalt geformet, daß es nur aus zweyen Tuchfleckeln bestand, wovon das eine mit einem Muttergottesbildchen über die Brust, das andere über den Rücken an den zweyen über die Achseln liegenden Bändchen herabhieng. Bekennen wir es nur, daß auch das Skapulier eine Quelle reicher Einkünfte für die Patres Karmeliten war.

P. Sim.

P. Sim. Das ist doch erstaunlich, wie eure Hochwürdrn noch ehe, als sie den heiligen Habit ausziehen, schon sich über die Klostergeistlichen hermachen.

P. Per. Behüte Gott! ich mache mich nur über Mißbräuche, und über die in Klöstern aus ungleichen Absichten aufgebrachten Andächteleien her. Klostergeistliche von richtiger reiner Denkungsart, und von wahren nützlichen Wissenschaften bleiben mir immer schätzbar. Viele Klostergeistliche denken gerade so, wie ich. Unter meinen Mitbrüdern den Kapuzinern kenne ich wirklich viele. Ja sogar unter den P. P. Karmeliten kenne ich ehrliche, verständige, gelehrte Männer, die keine andere Gesinnungen haben. Und ebenso wird es ganz ungezweifelt von gleichen Gesinnungen vernünftige Männer unter den P. P. Franziskanern geben.

P. Sim. Ich will hoffen, daß eure Hochwürden nicht zweifeln werden, daß bei uns recht studieret worden ist. Ich habe es empfunden. Ich wurde krank hierüber, und habe vom Studieren sogar aufhören müssen, um mein

Le=

Leben nicht einzubüssen; gleichwie ich auch Gott sey Dank, nach hinweggelegten Studien recht gesund und stark geworden bin. Mir ist in der Theologie der ganze Kopf aufgeschwollen, und ich habe nicht mehr gewußt, wo ich alles, ungeachtet es unser subtiler Doktor Skotus recht gar fein hergerichtet hat, in meinem Kopfe mehr hinschieben solle. Aber solche Gesinnungen, wie eure Hochwürden haben, und welche mehreren P. P. Kapuzinern eigen seyn sollen, habe ich nie gelernet. Zwar schon die Kaputze der P. P. Kapuziner sieht einem Trichter gleich; und durch diesen Trichter hat also den P. P. Kapuzinern freylich eine grössere Gelehrsamkeit, als uns armen P. P. Franziskanern eingegossen werden können. Die Franziskanerkaputze ist nur wie ein umgestürzter Schmelztiegel, worunter alles Feuer erstücket wird.

P. Pet. Eure Hochwürden sind sehr sinnreich in Vergleichungen der Kaputzen. Mir wären sie nicht beigefallen. Ich bin weder ein skotistischer, weder ein tomistischer, weder ein molinistischer Theolog. Meine Theologie ist

die Theologie Christi, wie sie jetzt auf allen gereinigten Universitäten ohne Schulgezänk, und mit Umgehung der arabischen Steppen gelehret wird. Uibrigens vermuthe ich nicht, daß eure Hochwürden mit mir den Krieg wegen des Zuschnitts der Kaputze, der durch so lange Zeit von den P. P. Franziskanern gegen die Kapuziner gewaltig geführet worden, erneuern werden.

Vonduk. Gehen wir über alles dieses hinaus. Um Kaputzen und Skapulier bekümmert sich ohnehin bei uns Niemand mehr. Wir hoffen, daß so, wie die Skapuliere bei uns aufgehöret haben, auch bald keine Kaputze mehr zu sehen seyn werde.

Friseur. Bis auf die Kaputzen an den Saloupen der Frauenzimmer; die bitte ich mir aus, daß sie von den hinwegzuschaffenden Kaputzen abgesondert werden.

P. Sim. O der Herr Friseur weiß auch sein Wort darein zu reden; der ist nicht leer im Kopfe, soviel ich höre.

Friseur.

Friseur. Wir Friseurs haben ja immer Kopfarbeit.

P. Sim. Das ist das erste, was ich höre. Ich glaube, zum Frisiren wird es nicht vieler Kopfarbeit bedarfen.

Fris. Bei uns ist alles Kopfarbeit; ich möchte den frisiren sehen, der nicht auf den Köpfen herumzuarbeiten wüßte. Sogar bei Frisirung der Perücke haben wir hölzerne Köpfe vor uns.

P. Sim. Ja, ja! auf diese Weise haben sie viel Kopfarbeit. Das Zugvieh, welches am Kopfe angespannt wird, hat auf solche Art wohl auch eine Kopfarbeit.

Fris. Das heißt soviel, als unsere Kopfarbeit ist nicht viel besser, als die Kopfarbeit der Ochsen. Verzeihen mir eure Hochwürden, das ist weiter kein höfliches Kompliment.

P. Sim. Ich bin so ganz gerade heraus. Sie müssen mir schon ein und anderes nicht für übel nehmen.

Fris. Ganz und gar nicht.

Konduk. Fahren euer Hochwürden lieber in ihren Erzählungen von den Simonen und Simeonen fort.

P. Sim. Von den Simonen habe ich bereits alles erzählet. Was die Simeonen betrift; so ist zwar auch ein heiliger Simeon, der Bischof und Martyrer war, und dessen Fest auf den achtzehnten Februar fällt. Von diesem hat aber die Legende des Paters Kochems nur ein halbes Blatt; denn es kömmt alles auf das hinaus, daß er das Evangelium geprediget hat, und dafür gemartet worden. Aber die Legende vom heiligen Simeon Stilita, der über vierzig Jahre, und die letzteren Jahre nur mit einem Fuß auf verschiedenen kleineren und grösseren Säulen gestanden. Diese ist schon schöner zu lesen.

Konduk.

Konduk. Von diesem Heiligen bitte ich, nichts weiter zu sagen; denn gewiß keiner von uns hält diese Geschichte für wahr.

P. Pet. Der gelehrte Bingham bezweifelt selbst, daß er immerfort gestanden. * Er setzet auch bei, daß nur dieser Simeon, hernach ein anderer jüngerer Simeon, und sehr wenige solche Sonderlinge gemacht haben; und daß eben hieraus erhelle, daß sie sich in der Kirche keine grosse Hochschätzung erworben haben.

P. Sim. Ich bin schon still, ich bin schon still mit meinem heiligen Simeon Stilita. Vielleicht findet der heilige Simeon zu Trier mehreren Beifall.

Konduk. Der hat sich gewiß in Trier als Bischof, oder als Edelmann, oder als Bürger, oder als Bauer in Erfüllung seiner Standespflichten ausgezeichnet?

P. Sim.

---

* An vera dicit historia? volum. 3. pag. 18. edit. Halæ Magdeburg 1758.

P. Sim. Das hat der Herr Vater nicht errathen. Er war ein Einsiedler, lief seinen Aeltern schon in der Jugend davon nach Jerusalem, begab sich im heiligen Lande in eine Wüste, gieng dann in ein Kloster, gieng wieder in die Wüste. Der Teufel wollte ihn, da er noch nicht zum Priester geweiht war, zum Meßlesen zwingen. Er fuhr auf dem Meere; entkam den Seeräubern, weil er nackend sich in das Meer stürzte; kam glücklich an's Ufer; mußte aber lange nackend herumgehen, weil dort die Leute, die er egyptisch, syrisch, arabisch, griechisch, und lateinisch anredete, ihn nicht verstanden. Bekam endlich doch ein Kleid. Er wurde nützlich gebraucht, die Klosterschulden einzutreiben, die bei verschiedenen Leuten hafteten; bekam aber bei demjenigen Grafen zu Roan, den er auch hierum angieng, keinen Kreutzer, weil der Graf schon gestorben war. Ließ sich zuletzt zu Trier in einem Thurm versperren, um dort zu leben, zu sterben, und begraben zu werden, welches alles auch so geschah. So sollten wir leben und sterben können, Herr Vater.

Bonduk.

Konduk. Dafür bedanke ich mich. Ich will gern, soviel mir schwachem Menschen möglich ist, mich äusserst bewerben, meine Pflichten zu erfüllen, und hierdurch Heilige nachzuahmen; aber zu einem einsiedlerischen Leben, Sterben, und Begraben werden in einem Thurm entschliesse ich mich nicht; eben darum, weil ich ohne alles dieses durch Erfüllung meiner Pflichten in Himmel kommen kann. Warum sperren sich denn eure Hochwürden in keinen Thurm ein?

P. Sim. Wer weiß es, was noch geschieht. Mit meinem Klosterleben, mit der Reise nach Jerusalem, mit der Reise durch die Wüsteneyen, und verschiedene wegen der arabischen Räuber gefährliche Wege bin ich diesem heiligen Simeon schon nachgefolget; jetzt geht also nur der Thurm ab. Weiß mir der Herr Vater keinen solchen Thurm?

Konduk. Ein Thurmwachter werden eure Hochwürden nicht werden wollen?

P. Sim.

P. Sim. Nein, nein! die müssen von ihren Thürmen schon zu sehr und zu sorgfältig auf das Irrdische immer herabsehen.

Konduk. Nun vergeben eure Hochwürden, daß ich keinen anderen Thurm weiß, als den Narrenthurm.

P. Sim. Der heilige Simeon Salus, der mein Namenspatron ist, wurde wirklich Simeon der Narr genannt. *

Konduk. Wie? war er denn so närrisch?

P. Sim. Simeon hatte schon als Jüngling an einem gewissen Johannes ebenfalls Jünglinge ein Tausendbrüderl. Sie waren unzertrennlich. Beide waren Söhne reicher Aeltern, und beide giengen heimlich ihren Aeltern davon, um in dem nächst Jericho gelegenen Thale Mönche werden zu können. Alles geschah

* P. Raßler im 3ten Theil des Ribadeneira. Baillet von Geschichten der Heiligen §. 92.

schah auf Eingebung des Himmels; denn da sie auf einem Scheidweg mit dem Loos versuchten, ob sie auf der Landstrasse bleiben, oder auf dem Seitenwege nach dem Jordan gehen sollen, fiel das Loos für den Seitenweg aus.

Konduk. Diese Heiligen kann ich schon nicht nachahmen, weil ich als Kondukteur immer auf der Landstrasse bleiben muß.

P. Sim. Der irrdische Postwagen muß freylich auf der Landstrasse bleiben; aber die Reise nach dem Himmel muß durch verschiedene beschwerliche Seitenwege gemacht werden.

Konduk. Damit bin ich nicht verstanden; ich halte dafür, der Weg zum Himmel sey der geradeste; und wenn man sodann auch gerade darauf immer nach seinen Pflichten zugeht, so könne es einem nicht fehlen. Gott selbst ist ja der Weg; und der liebe Gott selbst kann ja kein so schlimmer Weg seyn.

P. Sim. Aber der Herr Vater wissen ja, daß der Weg zum Himmel ein enger, der Weg

zur Hölle aber ein breiter Weg ist. Was ist nun breiter, ein Seitenweg, oder die Landstrasse? Sieht der Herr Vater, daß der Weg zum Himmel eine Seitenstrasse seyn müsse, und keine Landstrasse seyn könne?

Konduk. Aber mein bester Pater Simeon! durch diese ihre gar zu sinnliche Vergleichung der irrdischen und ewigen Wege stellen sie sich ja selbst auf den breiten Weg.

P. Sim. Ich mich selbst auf den breiten Weg?

Konduk. Ja, ja! auf einem engen Wege haben nicht soviele Klöster, soviele Wahlfahrtskirchen, soviele Bruderschaften, soviele grosse Packwägen mit Kirchengeräthschaften, soviele Prozessionen Platz. Der enge Weg hingegen reichet eben nur zu, daß der Rechtschaffene darauf so gerade fortkommen kann, wenn er sich durch diejenigen nicht aufhalten läßt, die ihn da und dort auf den breiten Weg hinüber bringen, und zu sich locken wollen, um ihm noch dabei

zu ihrem eigenen Vortheil eine beträchtliche Zeche machen zu können.

P. Sim. Eine jede Vergleichung hinket ja etwas. — Aber um dem Herrn Vater vom heiligen Simeon das weitere zu erzählen; so ist er also mit seinem lieben Steinbrüderl Johannes nach dem Jordan gegangen, und beide sind dort in einem Kloster aufgenommen worden. Die achzigjährige Mutter des Simeons, die nicht wußte, wo ihr Sohn hingekommen, war eben so betrübt, als der Vater und die Braut des Johannes betrübt waren; welches auch Simeon und Johannes nach ihrer Entweichung öfters sich dergestalt zu Herzen nahmen, daß sie beinahe die Einöde verlassen hätten, und den Weg wieder zurückgegangen wären. Allein durch die Liebe zum ewigen Leben überwanden sie die Liebe zu ihren Aeltern und Befreundten, und trotzten hiemit den teuflischen Versuchungen.

Bonduk. Ich glaube, sie haben nur dem gesunden Menschenverstande getrotzet; denn seine Aeltern zu ehren, sie ohne Noth nicht zu

be=

betrüben, und mit einem auferbaulichen nützlichen Lebenswandel (den jeder in seinem Vaterlande noch besser, als am Flusse Jordan führen kann) sich um den Himmel zu bewerben, ist keine teuflische Versuchung, sondern ein in der Vernunft, und in der Offenbarung gegründetes Gesetz. Sie hätten besser gethan, wenn sie wieder zurückgegangen wären.

P. Sim. Der heilige Simeon ist wirklich wieder mitten unter die Menschen der Welt gegangen, um die Irrenden zu ihrem Gott zu leiten.

Bonduk. Nun, so war er ja doch so närrisch nicht?

P. Sim. Herr Vater, Herr Vater! pudelnärrisch war er. Er ist eben nur deßwegen aus der Einöde unter die Leute gegangen, damit er öffentlich für einen Narren gehalten werde, und auf diese ganz besondere Weise Seelen gewinnen könne.

Bonduk.

Konduk. Das ist wirklich eine sonderbare Art, welche in der Lehre, und in den Beispielen Christi und seiner Apostel nicht anzutreffen ist. — Nun er wird es so gemacht haben, wie vor Zeiten bei uns einige Prediger auf der Kirchenkanzel als Spaßmacher auftratten, und gleichfalls für Narren gehalten wurden.

P. Sim. O mein lieber Herr Vater! Das ist kein Vergleich mit einem Pater Abraham a sancta Clara, oder einem Pater Parhamer. Solche Narrheiten, die der heilige Simeon unternommen, wären jenen von ihren geistlichen und weltlichen Vorgesetzten nicht einmal gestattet worden.

Konduk. Nun, in was bestanden dann diese für so heilig ausgegebenen Narrheiten?

P. Sim. Höre der Herr Vater nur. In der Stadt Emesa war (wie es der Pater Ribadeneira wörtlich sagt) das Vorspiel von der Komödie, die mit diesem Heiligen sollte gespielet werden. Er sah dort auf einen Misthaufen ausser der Stadt einen todten Hund.

Konduk.

Konduk. O pfui Teufel!

P. Sim. Nichts pfui Teufel;

Konduk. Fahren eure Hochwürden nur fort in ihrer Erzählung; aber machen sie nur, daß sie damit bald vom Misthaufen und vom todten Hunde hinwegkommen.

P. Sim. Vom Misthaufen sind wir bald hinweg; aber der todte Hund kömmt noch eine Weile mit; denn der Heilige band seinen Strick, mit dem er sich sonst umgürtete, an die Füsse des todten Hundes, und schlepte ihn also mit allerhand lächerlichen Gebärden gerades Weges dem Orte zu, in welchem die Knaben in der Schule unterrichtet wurden. Das kann sich der Herr Vater leicht einbilden, wie die Buben gleich über den Heiligen hergefallen sind. Seht den Mönch, schrieen alle, liefen ihm um so begieriger nach, als er sie durch Geschwindlaufen dazu reitzte, und tuselten ihn endlich auch wohl ab.

Konduk.

Konduk. Das heißt eben nicht der Jugend ein gutes Beispiel geben, um dieselbe zu einem sittlichen Betragen anzueifern.

P. Sim. Es war ihm ja aber nur um das zu thun, daß er wegen Gott für einen Narren gehalten werden solle.

Konduk. Mein lieber Pater Simeon! ich mag die Gebothe Gottes hin und her zählen; so finde ich nicht darunter ein Geboth, welches so lautete; **fange Gott zu Ehren närrische und tolle Streiche an.** Ich glaube vielmehr, daß solche tolle Streiche mit dem Namen Gottes bemänteln wollen, den Namen Gottes eitel nennen heisse, und folglich wider die göttlichen Gebothe streite. Bei der Welt werden oft die klügesten heilsamsten Anstalten für närrisch gehalten. Dann lasse ich es zu, daß man über diese Volksreden zur Ehre Gottes, und zur Beförderung der guten Sache standhaft hinausgehen müsse; dann kann man auf einige Zeit, bis diejenigen selbst geschieden werden, die das Gute für närrisch ausschrieen, geduldig alle Nachreden aushalten. Aber daß

man

man wirklich tolle Streiche begehen solle, das fodert die Ehre Gottes nicht. Die Ehre Gottes, und die gute Sache wird nur durch bescheidene ächte Frömmigkeit befördert. — Erzählen sie aber nur weiter.

P. Sim. Ein andermal, es war eben Sonntag, an welchem jedermann dem Gottesdienste zueilte, stieg Simeon auf den Altar, zerbrach alle Kerzen, und löschte die Lichter aus. Natürlich mußte hierüber ein Getümel entstehen. Es blieb aber nicht bei dem, sondern alles gieng auf ihn zu, um ihn zu verjagen; und da er sich auf die Kanzel hinauf flüchtete, und sogar von dannen unter die Weiber Nüsse herabwarf; so wurde er bei der Kirche hinausgeworfen. Auch da gab er noch keine Ruh, sondern er warf denen, welche Kuchen und anderes auf dem Platze vor der Kirche verkauften, alle ihre Tische über einen Haufen, weßwegen er bald todtgeschlagen worden wäre.

Bonduk. An einem Sonntage, welcher der Tag des Herrn ist, die Leute, welche dem Got-

Gottesdienste zueilen, in der Andacht stören; in der Kirche Lichter auslöschen, und die Kerzen zerbrechen; hiemit der Kirche Unehre und Schaden machen, anderen Leuten ihre Sache verderben, sollen das heilige Handlungen seyn?

P. Sim. Er that ja alles dieses nur deswegen, damit er für einen Narren wegen Gott gehalten werde.

Konduk. Was ist das für ein Widerspruch, wegen Gott solche Dinge thun, die Gott nach der Vernunft und Offenbarung mißfählig seyn müssen. Auf diese Weise dürfte man zur Ehre Gottes fluchen, schelten, Gott verläugnen, und alles Unheil anfangen, um für einen Narren wegen Gott gehalten zu werden. Nein! alles dieses fand bei Gott gewis keinen Beifall, und konnte keinen finden.

P. Sim. Wenn der Herr Vater den dritten Theil des Paters Ribadeneira gelesen hätte, wie denselben der admodum reverendus Pater Maximilianus Rasler ebenfalls aus der Gesellschaft Jesu, die die Stütze der Kir-

che war, recht auferbaulich geschrieben hat; so würde der Herr Vater ganz anders reden. Der Pater Naßler schreibt ausdrücklich, daß nun nach diesen Auftritten und erfolgten Schlägen das Spiel beinahe ein End gehabt hätte, weil Simeon selbst sagte: **Auf diese Weise, wenn man mich also belohnet, wird dein Spielen nicht lang dauren.** Allein (setzt der Pater Naßler aus der Gesellschaft Jesu bei) **Gott mußte eine Vorsehung thun, daß ein so wunderliches Spiel, welches aus seiner Anordnung angefangen worden, könne fortgesetzet werden.**

Konduk. Das ist gotteslästerisch; den Gott, der den Feyertag zu heiligen befohlen, der laut des Evangeliums die reinste Sittenlehre gepredigt hat, dieser Gott wird solche tolle, unsittliche, schändliche, und die Andacht störende Streiche anordnen, und sich damit ein Spiel machen? Von Sinnen müßte man gekommen seyn, wenn man nicht die Dummheit des Simeons sowohl, als des Paters Naßlers einsähe. O armes Volk! welches du solange an solche Dummheiten gefesselt warst! — Gott sey

Dank;

Dank; unsere Polizeyeinrichtung würde jedem, der unter dem Vorwande der Heiligkeit so tolle Streiche unternehmen wollte, das gebührende Ort anweisen, und sogar in jedem Dorfe würden Zechpröbste und Bauern eine solche Heiligkeit nicht mehr gelten lassen.

P. Sim. Ja, wenn dem Herrn Vater solche Begebenheiten mißfahlen; so rede ich kein Wort mehr.

Kondük. Erzählen sie fort; ich mache nur meine Anmerkungen, und sage nur meine Meynung, welche hauptsächlich diese ist, daß Simeon statt des närrischen Herumlaufens, und statt so toller Streiche ein ehrliches, sittsames, auferbauliches, und arbeitsames Leben hätte führen können, und dabei gewis Gott wohlgefähliger gewesen wäre.

P. Sim. Es hat ihn wirklich einer mit Namen Fuskatarius also angeredet: Beliebte es nicht, anstatt also herumzulaufen, da still zu sitzen, und mir meine Kräuter und Früchte zu verkaufen? — Si-

meon nahm die Einladung an; setzte sich zu den Kräutern und dem Obst; allein statt etwas zu verkaufen, schenkte er dem nächsten besten das, was ihm anvertraut war; und damit er auch seiner nicht vergaß, weil er schon durch acht Täge vorher nichts gegessen hatte, fieng er an, das übrige (so viel nur immer, wie Pater Raßler aus der Gesellschaft Jesu schreibt, der Kropf fassen konnte) ganz begierig hinein zu schlucken. Fuskatarius würde es vielleicht nicht geachtet haben; aber seine Gemahlinn die Frau Fuskatarinn redete etwelche Worte hierüber: Was hast du (sagte sie ihrem Ehemanne) uns da für einen seltsamen Mann bestellet, unsere Waaren zu verkaufen; indem ich ihm nur zusehe, hat er schon einen ganzen Korb voll aufgefressen. Der Ausgang war abermal mit Schlägen. Er wurde beim Hause hinausgeworfen, und ihm sogar die Haare aus dem Bart geraufet.

Vonduk. Ich habe mir gar keinen anderen Erfolg vorgestellet.

P. Sim.

P. Sim. Bitte um Vergebung. Der Erfolg war endlich dieser, daß Fuskatarius, der ein Ketzer war, bekehret wurde; weil die Hausfrau sah, wie sich Simeon auf der Gasse einen Rauch machte; und da es ihm an einer Glutpfanne mangelte, sogleich die Glut ohne einigen Schaden in die Hand nahm.

Konduk. Entweder ist die ganze Geschichte nicht wahr, oder Simeon war wirklich närrisch, oder wenigstens äusserst dumm.

P. Sim. Er that alles, um Seelen zu gewinnen. Aus dieser Absicht ließ er sich nämlich von den Reichen für einen Narren halten, um sie wegen ihrer Laster desto freyer bestrafen zu können; gleichwie auch seine Scheinfreundlichkeit und ganz freye Weis, mit gemeinen Weibspersonen zu handeln, nur dahin gerichtet war, daß er sie zur Liebe der Reinigkeit brächte. Er gab solchen Weibspersonen sogar reichlich Geld, um sie wenigstens eine Nacht von ihrem üblen Leben anfangs abzuhalten, und sodann Gelegenheit zu bekommen, sie ganz aus ihrer schändlichen Gewohnheit zu bringen.

O dann gewis einen hohverständigen Narren (ruft Pater Naßler auf) der mit angemaßter Narretei die wahre Narretei der Welt so selten verbessert; der die Aussage des Apostels schon so bekräftiget hat, daß Gott diejenigen ihm auserkiesen, welche die Welt für thorrecht haltet.

Konduk. Verzeihen mir eure Hochwürden; der Pater Naßler war auch ein Narr. Das sieht man aus dieser Anwendung der Lehre des Apostels. Der Apostel hat keine tolle Streiche begangen. Seine ernsthafte eifrige Lehre wurde ihm nur von manchen zur Thorheit ausgerechnet. Nirgens lehret der Apostel daß Gott diejenigen auserkiesen habe, welche wirklich närrische Auftritte unternehmen. Ist dieser Simeon gemartert worden?

P. Sim. Nein! sondern da er aus himmlischer Offenbarung seine Todesstunde wußte, gieng er nach Haus, steckte den Kopf unter einen Haufen abgeschnittener Rebzweige, die in Büschlein zusammgebunden waren; und gab

in dieser Leibsbeschaffenheit seinen Geist auf. Erst nach zween Tagen fanden seine Bekannte ihn todt, und sprachen! Sehet! jedermann hätte nun vermeynet, Simeon sey bei guter Vernunft; und dannoch ist auch sein Tod dem Leben nicht ungleich. Sie haben ihn auch ohne alles Gepräng, ohne Gesang, und ohne Licht kaum besser, als einen todten Hund zum Begräbniß der Fremdlinge hinausgetragen. Deswegen hat sich aber doch dabei die englische Musik hören lassen.

Konduk. Wer wird diese Musik gehöret haben?

P. Sim. Ein Glaserer, welcher vom heiligen Simeon aus einem Juden zum Christen gemacht worden. Dieser Glaserer hörte eine ganze Schaare Engel singen; lief deswegen zum Fenster, um dem Schauspiel zuzusehen; und da sah er auch die Leiche Simeons vorbeitragen. Er zörnte nicht wenig, daß diese Leiche wie ein Aas vorbeigeschleppet werde.

Konduk. Zuletzt war dieser Glaserer auch ein närrischer Mann, in dessen Kopf es immer rund herum gieng. Lassen wir den guten Heiligen liegen, wo er liegt.

P. Sim. Dem biete ich Trotz, der ihn von dannen nehmen wollte.

Konduk. Warum.

P. Sim. Sein Freund der Diakon Johannes hat ihn wirklich ausgraben, und ihm an einem ehrlicheren Orte ein anständigeres Grab verschaffen wollen. Aber Gott (wie Pater Raßler sagt) ist dem Johannes vorgekommen, und hat an ein Ort, welches keinem Menschen, sondern nur Gott bekannt ist, den Leib Simeons durch die Engel übertragen lassen, so daß die Menschen, von denen ein so heiliger Mann dermassen hönisch und spöttisch gehalten worden, nicht würdig gewesen, diesen werthen Schatz zu besitzen.

Konduk. Das glaube, wer will; ich glaube es nicht. Ich verehre die heiligen Engel mehr, als daß ich aus ihnen sogleich Musikanten bei einer Leiche machen ließe. — Hat der Pater Raßler nicht noch mehr Narrheiten zu erzählen gewußt?

P. Sim. Er selbst gesteht, daß, wenn er alle dem Scheine nach ungereimte Possen der Länge nach erzählen wollte, manche von den Lesern den Ausspruch geben könnten; es seyn ja diese Werke eines wahren oder also verstellten Narren, daß in der That kein Verständiger sich ohne Aergerniß also stellen solle, oder könne.

Konduk. Es ist besser, daß er mit seiner Erzählung abgebrochen hat. Uibrigens sind die angeführten Erzählungen schon genug, um jeden Verständigen zu dem Ausspruch zu bringen, den der Pater Raßler vermieden haben will.

P. Sim. Aber betrachten der Herr Vater nur unsere Reisgefährten. In währender mei-

ner

ner Erzählung sind alle eingeschlafen. Wir werden gut thun, wenn wir auch nicht mehr reden, damit sie in ihrem Schlafe nicht gestöret werden.

Konduk. Sobald wir zu reden aufhören; so werden sie um so ehe munter. Sie sollen schlafen, so lange es ihnen schmecket; und wir reden, so lange es uns gefählt.

P. Sim. Mir wäre nicht möglich, in diesem Wagen zu schlafen; denn er stoßt ja, daß einem Lunge und Leber herausfallen möchte.

Konduk. Wenn eure Hochwürden öfter Nachts, und auf solchen Wägen eine Reise machten, würden sie recht schön gewöhnen, darauf schlafen zu können.

P. Sim. In der Stille geredet Herr Vater; mir ist es ganz recht, daß der Pater Petrus schläft. Das ist ein erstaunlicher Mann. Ist selbst ein Mönch; und doch, wenn es auf ihn ankäme, riß er allen Mönchen die Köpfe ab.

Konduk. Das eben nicht; ich denke, er wünsche ihnen nur eine bessere innere Einrichtung in den Köpfen.

P. Simon. Unsere Köpfe sollten gewiß auch so eingerichtet seyn, wie die Köpfe der sogenannten Aufgeklärten? Das wäre nicht übel; da würden die Klöster sich bald von selbsten aufheben, und ich würde schwerlich mehr für ein ganzes Konvent Tobak paitzen können. Weiß der Herr Vater, welche die lichtesten Zimmer sind? Diejenigen sind es, wo sich wenige Einrichtung darinn befindet, wo nur die weisse lichte Mauer hersieht, und mit keinem Bilde behangen ist. Aus dem also, daß die Köpfe der Aufgeklärten lichter sind, folgt noch nicht, daß diese Köpfe auch gut eingerichtet sind. Hingegen in unseren Köpfen wird eben durch das wenigere Licht erprobet, daß darinn mehrere Einrichtung von verschiedenen Bildern, Kästen, Tischen, Sesseln, Bänken, Küche- und Kellergeschirr vorhanden sey.

Konduk. Wenn sie die Kopfeinrichtung in diesem Verstande nehmen, da reden sie freylich wahr,

wahr, daß in ihren Köpfen mehr, als in den Köpfen der Aufgeklärten alle Plätze mit dergleichen Gegenständen angefüllet sind. Aber ich meinerseits halte sogar auf eine Zimmereinrichtung, welche nur in den nothwendigen und nützlichen, aber dauerhaft und gut ausgearbeiteten Geräthschaften besteht, viel mehr; als auf ein Zimmer, welches eher einer Rumpelkammer gleichsieht, worinn soviel an Geräthschaften ist, daß alles aufeinander stehen muß; worinn man beinahe doch nicht weiß, wo man sich sicher hinsetzen könne, weil kein Tisch und kein Sessel feste Füsse hat; und eine Menge schlecht geschmirte Bilder dicht aneinander, aber keines fest an den Wänden hanget; worinn man lange suchen muß, bis man das Zusammpassende findet; weil in den Kästen weisse und schmutzige Wäsche, buntschekigte und bordirte Kleider, gute und zerlumpte Mäntel, ganze und halbe Schuhe, Schlafröcke, Tagröcke und Masken, einige Kleider gar ohne Beinkleidern; Gürteln, Stricke, Rieme, Bünden, gespitzte und runde Kappen, staubige Bücher und Weinschläuche, kleine Chokoladeschallen und Suppentöpfe, kleine Konfekt-

mes-

messerl und ungeheure Transchiermesser, kurz, alles und alles untereinander liegt.

P. Sim. Der Herr Vater glaubt also, daß einer solchen Einrichtung die Einrichtung der Klosterköpfe gleich sehe? — Sage mir der Herr Vater lieber; sind unsere Reisegefährten alle katholisch?

Konduk. Alle.

P. Sim. Gott sey Dank! — Nur mit keinem fahren, der nicht katholisch, oder der sonst exkommunizirt ist.

Konduk. Das ist gegen alle Toleranz. Was geht mich eines andern sein Glaube an? Beliebt ihm anders in die Ewigkeit zu fahren; so folgt nicht daraus, das man nicht auf dem Postwagen mit ihm fahren könne. Eure Hochwürden werden gewis den Herrn Büchhändler für protestantisch gehalten haben?

P. Sim. Nein! ganz und gar nicht. Der Herr Vater hat mir ja schon vorher gesagt,

daß

daß er auf Messen ausreise. Wer auf heilige Messen ausreiset, um sie ungezweifelt an Wahlfahrtsörtern zu hören, und lesen zu lassen; der ist gewis gut katholisch.

Konduk. Die Messen, auf die er reiset, sind keine Halbengulden Messen.

P. Sim. Desto besser, wenn er mehr bezahlt. Leider Gott werden die Meßgelder jetzt immer seltsamer, und geringer. Man muß oft froh seyn, um siebenzehn oder zwanzig Kreuzer eine zu bekommen. Von vier Gulden Messen höret man gar nichts mehr.

Konduk. Seine Messe trägt ihm immer etwelche hundert Gulden ein.

P. Sim. Tausend hinein! Was sagt der Herr Vater? Das müssen gute Stiftmessen seyn, worauf grosse Stiftungen gemacht sind.

Konduk. Weit gefehlt. Messe heißt ja auch ein grosser Jahrmarkt. Weil man nämlich vor Zeiten bei Gelegenheit zahlreicher Andachtsversamm=

sammlungen an Festtägen der Heiligen, oder an den Tägen der Kirchweihen, die auch noch da und dort Kirchmessen heissen, manches feil gehabt hat, haben solche Jahrmärkte den Namen Messe bekommen.*

P. Sim. Hievon hat unser Pater Lektor kein Wort gesagt, da er uns die Kasus erklä-ret hat.

Konduk. Haben denn bei ihnen die studirenden Geistlichen sich im Kirchenrechte und in der Kirchenhistorie nicht umsehen müssen?

P. Sim. O in der Kirche hat bei uns alles recht und genau aussehen müssen; und Gott sey Dank, ich wüßte von unseren Kirchen keine, wo sich etwa zu derselben Entehrung oder Entweihung eine besondere Historie ereignet hätte.

Konduk. Soviel ich merke, verstehn wir uns einander schon wieder nicht. Aber wir sind

ja

* Du Cange in glossario verbo. *missa.*

ja ganz aus unserem Diskurs von den heiligen Simeonen gekommen. Ist also sonst kein Simeon in der Legende?

P. Sim. Der einzige heilige Knab Simeon ist noch besonders merkwürdig, welchen zu Trient die Juden aus Haß wider die Christen im Jahre 1475 in der Karwoche um das Leben gebracht haben; dafür aber auch nach entdeckter That durch Pferde geschleifet, mit Zangen zerrissen, auf das Rad geleget, und theils den Bestien zum Auffressen hingeworfen, theils sammt dem Rad lebendig verbrannt wurde.

Konduk. Wie die That, so der Lohn.

P. Sim. Die Grausamkeit, welche die Juden an diesem unschuldigen Knaben verübet haben, und welche der Pater Kochem auch wirklich zum Grauen beschreibt, macht, daß ich in meinem Leben nicht mehr im Stande seyn werde, einen Juden um mich zu leiden, und nur einen anzusehen.

Schätzm. Warum können eure Hochwürden keinen Juden mehr leiden?

P. Sim. Sehe ein Mensch nur, wie der Herr Schätzmeister aus seinem guten Schlafe nur bei dem Namen Jud so munter geworden.

Konduk. Das macht, weil die Herren Schätzmeister immer auch mit Juden zu thun haben. Wenn man also diese ihre Saite berühret, bekömmt man sogleich einen Ton.

Schätzm. Ich kenne unter den Juden recht viel stattliche, ehrliche, und vernünftige Männer und Weiber.

P. Sim. O seyn sie still! Es ist ja ein schmutziges, und betrügerisches Gesindel unter den Juden, wie es mit Augen von jedem gesehen werden kann.

Schätzm. Was konnten denn eure Hochwürden bisher von einem unglücklichem Volke erwarten, welches überall verfolgt, von allen Handwerken ausgeschlossen, in Ansehung ihrer

Bildung gar nicht besorget, und nur gezwungen war mit lauter Trödlerei sein Leben elend durchzubringen. Da mußte freylich hierunter eine Menge schmutzig aussehen, zu nichts anderm im Staate brauchbar seyn, und sich mancher mit schlechten Streichen abgeben. Aber lassen eure Hochwürden Zeit; da jetzt die Verachtung gegen sie nachläßt; da sie von Jugend auf besser unterrichtet werden, wie sie mit ihrer Religion nützliche Mitglieder des Staats seyn können, und seyn sollen; da sie wirklich nicht nur in Ansehung des Kommerziums, sondern auch in Rücksicht auf Handwerke, Künste, Wissenschaften, bürgerliche und Militairdienste sich da und dort schon auszeichnen; so wird auch diese Religionspartey in Kürze eine andere vortheilhaftere Gestalt bekommen.

P. Sim. Sie bleiben aber doch immer Juden.

Schätzm. Meinetwegen sollen sie es bleiben wenn sie noch nicht eines besseren überzeugt sind. Das hanget von Gott ab; denn der Glaube ist eine Gabe Gottes; und es ist besser, daß ein

Jud

Jud auch in Ansehung seiner Religion nicht unehrlich wird, und sich etwa etlichemal nur aus Eigennutz taufen läßt. Auch Juden sind unsere Nebenmenschen, die wir vielmehr lieben, als hassen müssen. Begehen unter ihnen einige etwa schlechte Streiche; nun so strafe man sie, wie andere Religionsgenossene, welche sich schlechte Streiche erlaubten. Schlechte Streiche einiger Juden haben aber keinen Bezug auf ehrliche Juden. Ich sage euer Hochwürden nochmal, daß ich unter den Juden recht sehr viele rechtschaffene Leute kenne.

P. Sim. Ich nicht.

Schätzm. Das kömmt daher, weil sie noch nicht mit Juden so viel umgegangen sind, wie ich. Ich weiß es aber doch, wenn die Juden den P. P. Franziskanern ein reichliches Geschenk machten, sie würden es wohl annehmen, ob es gleich aus jüdischen Händen kömmt.

P. Sim. Das lassen die Juden wohl bleiben.

Schätzm. Ich weiß aber, daß von Juden recht viel Almosen armen Christen gegeben wird! daß von ihnen ganze christliche arme Familien schon in der Noth unterstützet worden.

P. Sim. Ja, ja! ich selbst, da ich nach dem heiligen Lande, und von dannen wieder zurückreisete, kam da und dort auf dieser Reise zu Juden, die mir Gutes thaten; aber daß auch ich ihnen deswegen innerlich recht gut seyn solle, das ist mir unmöglich. Sie sind Juden, die unseren Erlöser gekreutziget haben.

Schätzm. Sie haben ihn nicht gekreutziget, sondern ihre Vorfahrer. Sind unsere Vorfahrer nicht auch Juden und Heiden gewesen? Sind nicht von unseren Vorfahrern soviele Heilige gemartert worden? Sind nicht bei unseren Vorfahrern schon nach verbreitetem Christenthum viele rechtschaffene, gelehrte, tugendhafte, und ächtkatholische Männer unter dem Vorwande, daß ihre Lehren nach Ketzereien riechen, verfolget, ja auch durch Feuer und Schwert hingerichtet worden? Mit unseren Vorfahrern des mittleren Zeitalters, worunter doch auch so viele Geistliche waren, sah es wirklich

lich übel aus. Daran aber haben wir keine Schuld. Wir haben keine Ursache, daß deßwegen einer dem anderen nicht gut seyn solle. Sondern wir danken Gott, daß er uns durch seine Barmherzigkeit ein helleres Licht aufgehen ließ; und hoffen, daß es auch denen einmal aufgehen werde, in deren Köpfen es noch finster aussieht.

Konduk. Ich weiß die Ursache besser, warum der Pater Simeon keinen Juden leiden kann. In den Legenden wird nicht viel vortheilhaftes für die Juden enthalten seyn. Erzählen uns eure Hochwürden auch von Juden etwas aus der Legende.

P. Sim. Von dem heiligen Guntranus König in Burgund haben die Juden geglaubt, sie müssen die Erlaubniß erhalten, statt der ihnen eingerissenen Synagoge wieder eine neue zu erbauen. Gott behüte mich aber (sagte der heilige König) daß ich nach Wunsch dieses Judengesindels jemals etwas dergleichen erlaube. Den Kaiser Konstantinus haben sie gar zum jüdischen Glauben bereden wollen; aber Papst

Sil-

Silvester verhinderte es noch zur rechten Zeit, und trieb (wie Ribadeneira schreibt) das Judengeschmeis so in die Enge, daß sie nicht wußten, wo sie sich aus oder ein wenden und kehren sollten. — Diese Gattung Leute ist hart zu bekehren.

Schätzm. Kein vernünftiger Jud hält mehr diejenigen Gesetze für verbindlich, welche nur für ihre vormalige Staatsverfassung eingerichtet waren, eben deßwegen, weil sie keine eigentliche Religions- sondern nur Staatsgesetze waren; und die Staatsverfassungen sich ändern können, ohne daß die Religion dabei leidet. Das, was den Juden von Gott geoffenbaret worden, wird auch von Christen geglaubt. Die sittlichen in den Gebothen Gottes und schon in der Vernunft gegründeten Gesetze, die die Juden zu beobachten hatten, müssen auch wir Christen noch beobachten, und machen den meisten Theil unserer Religionsgesetze aus. * Ich

bin

* In lege evangelica nullum continetur præceptum, quod non sit naturale, exceptis his, quæ pertinent ad fidem et ad Sacramenta. S. Thom. I. 2. quæst. 108. art. 1.

bin also versichert, daß ein vernünftiger Jud am ersten durch die Vernunft selbst zur Schätzung des Evangeliums gebracht werden könne; und das ist schon eine grosse Erleichterung, wenn die von Gott erweckte Vernunft selbst zur Bekehrung mithilft. Uiber synagogische Zeremonien sind bescheidene Juden schon längst hinaus; und sind doch selbst im äussern christlichen Gottesdienste viele Zeremonien aus der Synagoge angenommen.

P. Sim. Am leichtesten ist ein Jud bekehrt, wenn man ihm mit einem Mirakel Geld verschaffen kann. Das beweiset die Legende des heiligen Martyrers Menas recht schön.

Konduk. Nun so erzählen uns eure Hochwürden diese Geschichte.

P. Sim. Ein Jud gab einem Christen, der sein vertrauter Freund war, einen wohl versiegelten Sack voll Geldes in Verwahrung, festiglich glaubend; es werde nirgens besser, als allda aufgehoben seyn. Uiber eine Zeit aber sticht den Christen der Schatz in die Augen,

ent-

entwendet ihn zu seinem Nutzen, und da es zum Wiedergeben kömmt, läugnet er ihn dem Juden rund ab.

Schätzm. Da haben eure Hochwürden also selbst aus der Legende ein Beispiel, daß ein Jud von einem Christen betrogen worden; und daß es unter den Christen ebenso, wie unter den Juden Betrüger, und schlechte Leute gebe.

P. Sim. Zwischen mehr und weniger bleibt immer ein Unterschied. Daß ich also weiters sage; so war niemand ängstiger, als der Jud. Uiberzeugen konnte er den Christen nicht; und wußte seines Leides keinen Rath. Endlich fällt ihm bei, und er bietet dem Treulosen diese Bedingung an; sofern er werde vor dem Heiligthum des heiligen Menas mit einem Eidschwur betheuren können, daß ihm der Geldsack nicht wäre behändiget worden, wollte er sich befriedigen lassen, und von der Zurückstellung einiges Hellers kein Wörtlein mehr verlieren. Der Christ willliget ungescheuet ein, aus Irrwahn, einen Juden zu betrügen sey ein falscher Eid schon erlaubt.

Schätzm.

Schätz. Also giebt es auch Christen, welche meynen, einen Juden zu betrügen sey keine Sünde: so wie einige von Juden behaupten wollen, sie hielten es für erlaubt, einen Christen zu betrügen?

P. Sim. Kurz! der Christ schwur tapfer darauf, und der Jud mußte mit leerer Hand davon gehen. Aber siehe Wunder! wie der Jud mit betrübtem Herzen nach Haus kömmt, erscheinet ihm der heilige Menas, und reichet ihm mit freundlichem Anblick das Geld sammt dem Sack unverletztes Sigils mit eigener Hand dar; worauf sich der Jud mit seinem ganzen Hause zum christlichen Glauben bekehret hat; der Dieb aber nicht nur sein Hab und Gut der Kirche des heiligen Menas geschenket, sondern auch bei dieser Kirche Zeitlebens sich als einen bußfertigen Bedienten hat gebrauchen lassen.

Schätzm. Wäre ganz hübsch dieser Ausgang der Geschichte, wenn alles wahr wäre. Ich glaube aber immer, der Dieb habe den Sack mit dem Gelde durch jemanden anderen ungezwei-

zweifelt durch einen Geistlichen zurückstellen lassen. In soweit als es den Dieb gereuet hat, vor dem Leibe des heiligen Menas einen falschen Eid geschworen zu haben, hat der Jud dem heiligen Menas die Zurückstellung allerdings zu verdanken gehabt. Und dann wird die gemeine Sage eine Erscheinung des heiligen Menas daraus gemacht haben. Das kann nicht einmal durch ein Mirakel geschehen, daß ein **verletztes Sigil nicht verletzet** worden; * wie eure Hochwürden sagten, daß dem Juden der Sack, den der Christ mit **erbrochenem Sigil** ausgeleeret, und das Geld zu seinem Nutzen verwendet hat, **unverletztes Sigils** wieder zurückgestellet worden. Uibrigens können sich eure Hochwürden aus dieser Geschichte selbst ein Beispiel nehmen, daß, da der heilige Menas den Juden so freundlich angesehen hat, eure Hochwürden doch auch den Juden freundliche Anblicke gönnen.

p. Sim.

---

* Quod factum est infectum fieri nequit.

P. Sim. Ich kann mir nicht helfen; einen Juden kann ich nicht leiden: und ich weiß nicht, ob das, was man jetzt alles zu Gunsten der Juden thut, Gott wohlgefählig sey.

Schätzm. Daran zweifeln eure Hochwürden gar nicht; denn die Erfüllung des Gebothes der Liebe gegen unsere Nebenmenschen, welches er ohne Unterschied der Religion durch die Vernunft, und in der Offenbarung als ein Hauptgesetz gelehret hat, muß ihm nothwendig gefahlen.

P. Sim. Unter der Regierung Juliani Apostatæ hat man auch die Juden wieder begünstigen wollen. Ja es wurde ihnen sogar erlaubt, ihren Tempel zu Jerusalem aufs neue zu erbauen. Es war schon der Grund gelegt. Allein der heilige Bischof Zirillus hat gleich gesagt: Es wird doch kein Stein auf dem anderen bleiben, wie dieses Christus selbst vorgesagt hat.

Schätz. Christus hat nur von dem Tempel, der zu seiner Zeit stand, dieses gesagt. Er

hat

hat auch die ganze Zerstörung Jerusalems als eine Folge des hartnäckigen aufrührerischen Betragens der Juden vorgesagt. Deßwegen ist aber doch seitdem schon eine neue Stadt Jerusalem gebauet worden.

P. Sim. Lassen wir das gut seyn. Des Zirillus Weissagung ist doch auch erfüllet worden; denn was geschieht? Folgende Nacht erhebt sich ein entsetzliches Erdbeben; zerrüttet den völligen Grund, und streuet die größten Steine aller Orten auseinander. Auch Feuer fiel vom Himmel, und verzehrte allen Vorrath, alles Zugehör, allen Zeug, so zum Bau zusammgebracht worden. Ja, was noch verwunderlicher; da die Juden über solches Getümmel erwachet, ersah ein jeder hellscheinende Kreutzlein auf seinen Kleidern, welche sich weder mit Wasser, noch mit Seife, noch Salpeter, noch auf andere Art abwaschen, und austilgen liessen; worauf sich freylich viele Juden bekehret haben.

P. Pet. Diese Geschichte hat keine authentische Urkunde für sich.

P. Sim.

P. Sim. Sind eure Hochwürden auch wieder munter? Nun kann ich mich schon auf mehrere Widersprüche wieder gefaßt halten. Sie sind der unglaubige Thomas.

P. Pet. Ich glaube vom Herzen gern, was einen guten Grund hat; über alle Erzählungen aber, die nur von einer blossen Sage herkommen, mache ich das Kreutz.

P. Sim. Ist recht viel, daß eure Hochwürden noch auf das Kreutz etwas halten.

P. Pet. O! das bleibt mir immerwehrend ein schätzbares Zeichen der christlichen Religion. Aber mit der Menge Kreutzpartickel, und mit der übertriebenen Verehrung derselben bin ich wohl nicht verstanden.

P. Sim. Da haben wir's ja schon; eure Hochwürden lassen vielleicht gar nicht einmal zu, daß das Kreutz Christi ist erfunden worden.

P. Pet. Baronius gesteht ja selbst seine Verwunderung ein, daß der kirchliche Geschichtschreiber Eusebius, welcher der beste Zeug hätte seyn können; welcher die Geschichte der heiligen Helena so genau beschrieben hat; welcher die vom Konstantinus zu Jerusalem erbaute vortrefliche Kirche so ausführlich vorgestellet, der Erfindung des Kreutzes mit keinem Worte gedacht habe. Nur Ruffinus, der nicht allerdings ein glaubwürdiger Skribent ist, hat im ersten Buch seiner Kirchengeschichte; Zirillus von Jerusalem in einem Briefe an Konstantinus; und Ambrosius in einer Rede an Theodosius von dieser Begebenheit Meldung gethan, welche freylich sodann mehrere nachgeschrieben haben. Uiberhaupt lauten die Aussagen von dieser Kreutzerfindung sehr verschieden. Die heilige Helena hat es gewiß gut gemeinet, da sie Jerusalem reinigen wollte. Aber in die Volksbegriffe ist daselbst nach der Zeit vieles der Wahrheit und reinen Andacht entgegen gesetztes gebracht worden; und vieles ist in Aberglauben ausgeartet. Haben eure Hochwürden nicht den Brief des heiligen Hieronimus an den Paulinus gelesen; worinn die Thorheit bei den

Rei-

Reisen nach Jerusalem und zum heiligen Grab gezeiget wird? Haben eure Hochwürden unter den Werken des Gregorius Nyssenus nicht auch jene Rede gelesen, die er eigens wieder die gehalten, die nach Jerusalem Wahlfahrten gethan?

P. Sim. Was gehen mich diese Briefe und Reden an?. ich habe sie nicht gelesen, und werde sie nicht lesen. Ich verehre einmal jeden Kreutzpartickel mit ganzem Vertrauen.

P. Pet. Daran thun eure Hochwürden übel. Keine Statue eines Heiligen, und kein Partickel des Kreutzes, wenn er noch so authentisch wäre, verdienet ein Vertrauen. Das Vertrauen muß nur auf Gott, nicht auf ein Holz oder andere Materie gerichtet seyn. Dergleichen Dinge können uns dessen erinnern, auf den wir vertrauen sollen; sie selbst aber müssen nicht mit Vertrauen und mit einer abergläubischen Andächtelei geehret werden.

P. Sim. Genug, daß das Kreutz das Instrument zu unserer Erlösung war.

P. Pet.

P. Pet. Auf diese Weise müßten eure Hochwürden auch die Juden mit einem besonderen Vertrauen ehren, weil ihre Vorfahrer gleichfalls ein solches Instrument waren; und doch haben eure Hochwürden gesagt, daß sie ein abgesagter Feind von Juden seyn, weil ihre Vorfahrer Christum gekreutziget haben.

P. Sim. Das Kreutz war ein unschuldiges lebloses Ding, was zur Kreutzigung in sich nichts beitrug.

P. Pet. Nun so war es also auch kein eigentliches Instrument, dem wir die Erlösung zu verdanken haben; Dieser Dank gebühret unserem lieben Gott allein. Uibel genug, daß soviele zweydeutige Ausdrücke vom Kreutze Christi gebraucht werden. Das Zeichen des Kreutzes behält nur immer in soweit seinen uralten Werth, als wir dadurch bekennen, die Religion desjenigen zu haben, der für uns am Kreutze gestorben ist. Das Holz des Kreutzes selbsten, wenn es noch vorhanden ist, ist ein Holz; und ein Holz muß mit keinem Vertrauen beehret werden. Haben sie jemal gesehen,

sehen, daß die Ritter des Adlerordens, obwohl sie ihr Ordenszeichen in Ehren halten, auch den wirklichen Adlern eine vertrauliche Verehrung deßwegen bezeugen?

Schätzm. Dem Pater Simeon ist gewiß leid, daß die Kreuzzieher nicht mehr umgehen.

P. Sim. Das Kreuzziehen war immer eine auferbauliche Sache.

P. Pet. Das haben die Mönche erfunden, welche den Text: **Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist meiner nicht wert,** nach dem Buchstaben genommen, sich hölzerne Kreuze gemacht, und auf den Schultern herumgetragen; deßwegen aber nur von unwissenden und abergläubischen Leuten belobet worden. * Von Bescheidenen sind sie ausgelacht worden.

* Quidam districtissimi monachorum, habentes quidem zelum Dei, sed non secundum Scientiam, fecerunt sibi cruces ligneas, easque jugiter humeris

P. Sim. Schlafen euer Hochwürden lieber wieder ein.

Konduk. Bringen sie mir allerseits meinen Pater Simeon in keine üble Laune — Halt, Schwager halt!

P. Sim. Bricht etwas am Wagen?

Konduk. Nein; nein! am Wagen ist alles gut. Aber der gute Isak ein Jud, der eben in dem Orte zu Hause, wo die nächste Posistazion ist, geht da zu Fuß. Ich muß ihn hereinsitzen lassen. Ich setze mich auf den Sitz vor die Kutsche hinaus.

P. Sim. Aber was fallt dem Herrn Vater ein? Warum muß dieser Jud zu uns in Wagen herein. O mein Gott! o mein Gott!

wä-

---

circumferentes non ædificationem, sed risum cunctis videntibus intulerunt. Cassianus Collat. VIII. c. III. Istiusmodi adfectata agendi ratio ab antiquis generatim condemnata, nec nisi ab indoctis et Superstitiosis adprobata fuit. Bingh. VII. pag. 53.

wäre ich nur nicht aufgesessen. Ich gehe zu Fuß, Herr Vater!

Konduk. Seyn sie nur gescheid, und bleiben sie —

Schätz. Denken sie auf den freundlichen Anblick, den der heilige Menas gemacht hat.

Konduk. Nur daher, mein lieber Isak. Der Herr Friseur rückt an mein Ort; der Herr Buchhändler auf das Ort des Herrn Friseurs; und mein guter Isak setzet sich da gerade dem Pater Simeon gegenüber.

Isak. Schönsten Dank, Herr Kondukteur! schönsten Dank für diese Erlaubniß. Ich bediene mich derselben mit Vergnügen; denn ich bin wirklich müde.

Konduk. Nun, Pater Simeon! erzählen sie nur weiter; ich höre ein jedes Wort auf meinen Sitz hinaus; werde mir auch die Freyheit nehmen, öfters in Wagen hinein zu re-

den. — Ich sitze schon wieder, Schwager! fahr nur zu.

Isak. Ich inkommodire eure Hochwürden doch nicht? Belieben sie nur ihre Füsse auszustrecken. Man sitzt nicht gut, wenn man nicht die Füsse ausstreckt, und aneinander schliesset.

P. Sim. Habe der Herr keine Sorge für meine Füsse.

Isak. Ich halte es aber für meine Pflicht, besorgt zu seyn; und diese Besorgnuß und Achtung verdienen sie wohl. Es ist hart genug, daß sie keine eigentliche Schuhe, und gar keine Strümpfe haben..

P. Sim. Das geht den Herrn nichts an, daß ich keine Schuhe und Strümpfe habe. Werden wohl viel hundert Juden auch keine Schuh und keinen Strumpf anzulegen haben.

Isak. Nun ich habe es ja gut, und nicht übel gemeynt.

P. Pet.

P. Pet. Herr Isak! dem Pater Simeon müssen sie nichts für übel nehmen; er hat noch Überbleibsel von einer Hirnentzündung.

Isak. Bedaure vom Herzen.

P. Sim. Reverende Pater! das ist ziemlich grob. Die P. P. Kapuziner haben weiter nicht nothwendig, den P. P. Franziskanern über Grobheiten Vorwürfe zu machen.

P. Pet. Sehen sie nun selbst, was sie für ein schlechter Nachahmer ihres heiligen Namenspatrons sind, der es für das größte Glück und für das größte Verdienst gehalten hat, daß er für einen Narren verruffen worden.

P. Sim. Das ist auch ihr Glück, daß sie mich auf meinen Namenspatron erinnern, sonst wollte ich ihnen etwas anderes sagen.

Schätzm. Nichts fehlt uns jetzt, als daß wir nicht auch ein Frauenzimmer bei uns im Wagen haben.

P. Sim.

P. Sim. Ja, ja! das gieng uns noch ab.

Schätzm. Sind eure Hochwürden gar ein so grosser Feind vom Frauenzimmer?

P. Sim. Ich bin immer sehr froh, wenn sie weit von mir hinweg sind.

Friſ. Da taugeten eure Hochwürden auch zu keinem Damenfriſeur. Die müſſen immer um das Frauenzimmer seyn.

P. Sim. Der Herr hat auch nur solang schlaffen können, bis der Diskours vom Frauenzimmer angieng?

Friſ. Meine gröſte Wohlthäterinn war eine rechtschaffene Dame.

P. Sim. Ich verlange mir keinen Kreuzer von dem, was der Herr von ihr bekommen hat.

Friſ. Eure Hochwürden werden ja doch ſelbſt von Damen da und dort Almoſen bekommen haben?

P. Sim. Was iſt das für ein einfältiges Reden? Glaubt der Herr Friſeur, daß die Franziskaner auf dieſe Art Geld zu bekommen wiſſen, wie die Friſeurs?

Friſ. Ich ſage ja nicht, daß ſie auf unerlaubte Art von Damen ein Almoſen bekommen haben. Auch ich habe in meinem Leben nicht auf ſchlechte Art mir ein Geld bei Damen erworben. Die Dame, deren Wohlthätigkeit ich mein Aufkommen zu danken habe, war eine alte Dame, die mir und meinen Aeltern aus der Noth half.

P. Pet. Jetzt haben eure Hochwürden mit ihrer üblen Vermuthung kein gutes Beiſpiel gegeben.

P. Sim. Ich bitte eure Hochwürden nochmal; ſchlafen ſie wieder ein.

Schätzm. Wir wollen nun aber wissen, warum eure Hochwürden dem Frauenzimmer so gar feind sind.

P. Sim. Weiber stecken voll böser List, und sind des Teufels Werkzeug, die heiligen Männer zu betrügen; wie es der Pater Ribadeneira in so vielen Lebensbeschreibungen der Heiligen dergestalt beschreibt, daß ich es mir gar nicht getraue, ihm wörtlich nachzuerzählen; weil die Art zu karesiren, deren sich die Weiber bedienen, gar zu ausführlich beschrieben ist. * Wenn sonst nichts wäre; so ist das unnütze Plaudern der Weiber schon genug. Selbst die heilige Theresia hat ihr vorhiniges unnützes Plaudern zwanzig Jahre von der Vollkommenheit abgehalten. Aber es bleibt beim Plaudern nicht. Das hat der heilige Abt Eugenius erfahren, der doch selbst ein Weibsbild war.

* Im Leben des heiligen Josaphat. Im Leben des heiligen Martinianus.

Schätzm. Eure Hochwürden werden doch nicht träumen. Ein Weibsbild war ein Abt eines Mannsklosters?

P. Sim. Ja, ja! ein Weibsbild war ein Abt eines Mannsklosters. Eugenia, aus Begierde in ein Mannskloster aufgenommen zu werden, verstellte sich in männliche Kleidung, und bat den Abten Helenus, der zugleich Bischof war, um in sein Kloster aufgenommen zu werden. Dem gottseligen Vorsteher war zwar aus göttlicher Eingebung nicht verhalten, daß Eugenia ein Weibsbild sey; aber aus keinem anderen Ziele, als Gott zu dienen, sich unter dem Namen Eugenius und der männlichen Kleidung verbergen wolle.

Schätzm. Der Abt Helenus hat also gewußt, daß sie ein Weibsbild sey; und hat sie doch in das Mannskloster aufgenommen?

P. Sim. Ja, ja! er hat es gewußt, und hat sie aufgenommen; und nach seinem Tode ist Eugenia Abt geworden. Allein die gottlose Melanzia hat aus boshafter Rache, weil Eugenia in ihr

unkeusches Begehren nicht einwilligte, diesen verstellten Abten angeklagt, er habe sie mit Gewalt zur Ungebühr zwingen wollen; und hierauf ist entdecket worden, daß der Abt Eugenius eine Eugenia sey. Denn Eugenia (wie Pater Kochem schreibt) riß ihre Kleider von einander; und der Landpfleger sammt allen denen, so mit zu Gericht sassen, sahen klärlich, daß sie kein Mann, sondern ein Weibsbild war. Und der Ausgang war gerade wie in einer Komödie; der Landpfleger war ihr Vater, und die Rathsherren ihre Brüder, die Anfangs den seltsamen Abten bewunderten, bis sie sich ihnen entdeckte; wornach die Mutter auch hievon berichtiget wurde, und diesem Specktakel zueilte.

Schätzm. Diese Eugenia muß als Geistlicher und als Abt auch von Gott dispensirt worden seyn, sich in alle Kirchenverrichtungen einzumengen, von welchen sonst die Weiber ausgeschlossen sind; denn der vorige Abt, der sie aufnahm, war nach der von euer Hochwürden aus der Legende genommenen Erzählung zugleich ein Bischof.

P. Sim.

P. Sim. Der Pater Ribadeneira merket hierüber nichts an.

Schätzm. Eure Hochwürden werden aber doch unter den Frauenzimmern einen Unterschied machen. Es giebt üppige, es giebt aber auch wohlerzogene, sittsame, ehrbare, und tugendhafte Weibsbilder; und alte Frauen können eure Hochwürden schon gar nicht für gefährlich halten.

P. Sim. Mein lieber Herr Schätzmeister! der Pater Ribadeneira gibt eine schöne Probe jenes alten Sprichwortes; wo der Teufel nicht hin kann, da schicket er ein altes Weib hin.

Schätzm. Das ist ja erstaunlich, wie in den Legenden das Frauenvolk hergenommen wird. Mich wundert nur, daß die Legenden bei so vielen Weibern noch Lieblingsbücher seyn können.

P. Sim. Die meisten lesen die Legenden nicht mehr recht aufmerksam. Daß ich also ihnen von dieser Probe sage; so müssen sie wissen,

sen, daß, da der Teufel die heilige Elisabeth zu keiner Ungeduld bringen konnte, er sich hiezu eines alten Weibes bedienet habe. Elisabeth gieng ganz schlecht und allein gleich jedem armen unachtbaren Weibe in ihren heiligen Gedanken den schmalen Nebenpfad eines mit tiefem Koth angeschwellten Hohlweges. Da begegnete ihr der alte Werkzeug des Teufels, und stieß die heilige Fürstinn, weil sie ihr wegen gar zu grosser Enge nicht völlig aus dem Wege tretten konnte, mit solcher Gewalt in die stinkende Kothlacke, daß der Pful fast über den Kopf zusammschlug. Allein die heilige Elisabeth ließ nicht den mindesten Unwillen bemerken. Mit lachendem Munde über und über besudelt kroch sie auf Händen und Füssen aus dem Wuste hervor, und säuberte wieder mit freudigem Gemüthe ihre Kleider. Sehen der Herr Schätzmeister die vom Pater Ribadeneira stattlich angeführte unlaugbare Probe, daß, wo der Teufel nicht hin kann, er ein altes Weib schicke.

Schätzm. Das sehe ich hieraus ganz und gar nicht. Das alte Weib war gewiß nicht

ei=

eine abgesandte des Teufels; sondern sie war ein grobes, altes, vielleicht schon halbblindes Weib, welches etwa auch die schlechter gekleidete, und gleich einem armen Weibe daher gehende heilige Elisabeth nicht kannte, und welcher die Heilige nicht genug ausweichen konnte. Die heilige Elisabeth in der Geduld hierüber nachzuahmen, finde ich ganz schön; aber den Pater Ribadeneira möchte ich in Anführung solcher Probe von dem Satz; daß der Teufel ein altes Weib hinschicke, wohin er nicht kommen kann, keineswegs nachahmen.

Fris. Von unseren Mädchen, besonders wenn sie schön geputzt und geschminket sind, würde wohl keine so geduldig und ohne Unwillen seyn, wenn sie in eine Kothlacke fiele.

P. Sim. Ich bitte den Herrn, sey mir der Herr von der Weiberschminke still; von der kann ich gar nichts hören. Lese der Herr den Pater Ribadeneira, was dieser von der Weiberschminke schreibt.

Fris. Erzählen es uns eure Hochwürden lieber; wir möchten nie Gelegenheit haben, den Ribadeneira zu lesen.

P. Stm. Nun so hören sie also. Sieben andächtige Frauen waren es, die sich einen ganz anderen Anstrich, als die heutigen Weltdocken zu machen wußten. Sie trockneten das Blut, was aus dem zerfleischten Leibe des heiligen Martyrers Blasius häufig herausschoß, von der Erde auf, und färbten ihre Wangen damit, mehr den Augen Gottes, als der Welt hiedurch eine angenehme Gestalt vorzustellen. O wie weit gereimter (ruft Ribadeneira auf) wie weit schöner zierte solcher Anstrich die Wangen dieser Frauen, als jene Schminke, womit die gottlose Jezabel ihre Augen bestrich; oder der Krokodillenkoth, mit denen, wie Antiphorus bezeuget, die Weiber das Angesicht zu färben pflegten. Klemens Alexandrinus setzet vom gemeldten lobwürdigen Anstrich diese Worte bei: Solche Weibsbilder, die sich zu schminken den Krokodillenkoth gebrauchen, oder mit Meerspinnenschaum sich beschmieren, sind nicht ein, sondern dreyfach nicht wert, daß sie die Son-

ne bescheine. O wie viel glücklicher waren sie, als jene Popäa, die Ehegemahlinn des Kaisers Domitius Nero, die aller Orten sich fünfhundert trächtige Eselinnen nachtreiben ließ, in deren Milch sie den Leib gleichsam beizete, um die Haut ihres Angesichtes solchergestalt auszudehnen, die Runzeln abzuebnen, und die Weisse zu erhalten. — Das ist ja eine eselhafte Schmink.'

Schätzm. Ja, ja! da haben eure Hochwürden recht.

Kondukt. Halt, Schwager! halt!

P. Sim. Was giebt es denn schon wieder?

Schätzm. Es ist hier ein Hufschmied. Vielleicht läßt der Herr Kondukteur einem Pferde die Hufeisen befestigen.

Kris. Es stehet ja ein zerbrochener Wagen vor der Schmiede?

Schätzm. Wirklich. Es ist ein Rad daran gebrochen. Dieser zerbrochene Wagen muß der Frau, die darneben steht, zugehören. — Schau, schau! wie freundlich der Herr Kondukteur mit diesem Frauenzimmer spricht.

Isak. O! das ist die Gemahlinn des Herrn Pastors von der evangelischen Gemeinde des Ortes; wo wir jetzt hinkommen. Gewis ist der guten Frau im Nachhausfahren der Wagen gebrochen.

Fris. Jetzt kömmt der Herr Kondukteur mit ihr zu uns her.

P. Sim. Nun, ich will ja nicht hoffen, daß etwa diese auch einsitzet?

Kondukt. Ich weis, der Herr Friseur haben soviele Achtung für diese Madam, und setzen sich zu mir vor den Wagen heraus, damit sie darinn Platz bekomme.

P. Sim. Das ist doch entsetzlich!

Fris.

Friſ. Mit Vergnügen.

P. Sim. Warum ſteigen denn eure Hochwürden Pater Petrus auf des Herrn Friſeurs ſeinen Platz?

P. Pet. Ich ſitze ſchon, und recht gut. Nicht alle Leute können in den Wägen unten anſitzen. Und der Wohlſtand fodert es, daß man der Madam den oberen Platz einräume.

Konduk. Nun alſo, Madam! nur hinauf, gerade neben dem Pater Simeon.

Paſtorinn. Sie ſind allerſeits gar zu gütig. Ich wäre an einem anderen Platze auch gut geſeſſen. — O rücken eure Hochwürden Pater Simeon nicht ſo ſehr hinüber; ich habe übrigen Platz.

P. Sim. (Mit ſich ſelbſt:) Vor meiner ein Jud, neben meiner ein Weibsbild, und gar eine Paſtorsfrau!

Konduk. Fahre nur wieder zu, Schwager!

Schätzm. Haben sie ein Unglück gehabt, Madam?

Pastorinn. Ein Rad zerbrach mir in meinem Wagen, Es wird eine Weile hergehen, bis der Schmied mit einem eisenen Bande hilft. Allein der Knecht kömmt früh genug nach Hause; ich aber sollte schon zu Hause seyn; und sowohl vom Herrn Kondukteur; als von ihnen allerseits ist es mir eine überaus grosse Gefälligkeit, daß sie mich mitkommen lassen.

Schätzm. Ich habe die Ehre, sie zu versicheren, daß keiner in unserem Wagen ist, dem es nicht ein ausnehmendes Vergnügen wäre, daß wir eine solche Gesellschafterinn bekamen.

P. Sim. Deus, in adjutorium meum intende.

Schätzm. Was belieben eure Hochwürden Pater Simeon zu sagen?

P. Sim. Ich fange nur an, ein wenig zu bethen.

Schätzm.

Schätzm. O jetzt ist keine Zeit dazu. Wir kommen ohnehin bald an Ort und Stelle; da haben eure Hochwürden Zeit genug, zu bethen.

Pastor. Das sind die Hauptbeschäftigungen der geistlichen Herren, bethen, auf Predigten studieren, predigen, Bücher schreiben.

P. Sim. Da thun sie mir unrecht, Madam! Ich schreibe das ganze Jahr nichts, als etwa alle Wochen einen Brief an meine Gutthäter. Werden schon von anderen Leuten Bücher und Bücheln über verschiedene Gegenstände, daß es Gott erbarm, recht gar sauber geschrieben.

Buchhändl. Die Herren Authoren haben eine gute Weile Stillstand gemacht.

P. Sim. Nun das ist das erste Wort, das ich auf der ganzen Reise vom Herrn Buchhändler höre.

Buchhändl. Ich pflege immer im Fahren sehr wenig zu reden.

P. Sim. Sie haben auch aus allen in währendem Fahren am stärkesten und längsten geschlafen.

Buchhändl. Wirklich kann ich mich im Fahren des Schlafens kaum erwehren; und heut war es mir schon gar nicht möglich, weil ich die vergangene Nacht nichts geschlafen habe.

P. Sim. Aber wunderlich. Bei der Rede von Juden ist der Herr Schätzmeister, beim Diskours vom Frauenzimmer der Herr Friseur, und bei der Meldung vom Bücherschreiben der Herr Buchhändler redend und munter geworden.

Isak. Haben sie, noch ehe ich kam, von Juden gesprochen?

Schätzm. Ja, und zwar alles gutes. Der Pater Simeon ist gar besonders gut für sie gesinnet.

Isak. Das freut mich vom Herzen.

P Sim. Darf ich wieder einmal mit meinem Tobak aufwarten? Zwar der Herr Isak und die Madam werden keinen nehmen; denn die Frauenzimmer schnupfen nicht gern Tobak, und der Herr Isak wird selbst einen bessereu haben, als ich.

Pastor. Ich danke, ich schnupfe keinen.

Isak. Weil eure Hochwürden ein so guter Freund von uns sind; so werde ich recht in die Dose greifen.

Schätzm. Lassen eure Hochwürden die Dose gleich herumgehen.

P. Sim. Wie's beliebt.

Isak. Wie befindet sich dero Herr Gemahl, Madam?

Pastor. Ich danke für die Frage; er ist recht gesund.

Buchh. Der Herr Gemahl wird wohl die neue Auflage vom Jerusalem richtig bekommen haben, die ich ihm eingeschicket?

Pastor. Ich zweifle ganz und gar nicht; er läßt mich aber wenig von seinen Büchern wissen.

P. Sim. Ist von Jerusalem etwas neues heraus?

Buchh. Eine neue und zwar schöne Auflage.

P. Sim. Die muß ich mir auch beischaffen. Weil ich selbst in Jerusalem war; so kann ich am besten urtheilen, ob es wahr schreibt.

Buchh. O das ist nicht von der Stadt Jerusalem, sondern vom Herrn Abt von Jerusalem.

P. Sim. Von einem Abten zu Jerusalem habe ich nichts gehöret, und dort auch nichts gesehen.

Buchh. Dieser Abt ist ein Glaubensgenosse der Madame. Sein Name ist nur Jerusalem. Er schreibt recht schön, so, daß auch jeder katholische Geistliche seine Werke benutzen kann.

P. Sim. Schuldigen Dank! Wenn sie einmal eine neue Auflage vom Pater Kochem, oder Ribadeneira, oder sonst von einer schönen Legende der Heiligen bekommen; so bitte ich, auf mich nicht zu vergessen.

Buchh. Die Legende des Paters Kochems darf ja nicht mehr eingeführet werden; und es wird bald mehreren Legenden so ergehen.

P. Sim. Warum das?

Buchh. Man sagt, es sey zu viel unsinniges und fabelhaftes darinn.

P. Sim. Wer sagt das? Die Herrn Aufklärer, nicht wahr? Das gienge noch ab, daß keine Legenden auch mehr gelesen werden sollten. — Zwar ich sollte jetzt von den Leben unserer Heiligen nichts mehr reden; denn die

Ma-

Madam da neben meiner wird vermög ihrer Religion auch nichts darauf halten.

Pastor. Ich bitte um Vergebung! Meine Religion verbeut es nicht; sondern bringt es vielmehr mit sich, daß man allen rechtschaffenen und tugendhaften Leuten Gerechtigkeit und Ehre wiederfahren lasse. Schöne Thaten machen jeden auch nach dem Tode noch ehrwürdig. Ja ich glaube, es ist schon eine natürliche Pflicht, schöne Handlungen und Tugenden anderer nachzuahmen, und sie durch solche Nachahmung zu ehren. Gute Kinder, Schüler, Untergebene, Freunde bemühen sich gewis vorzüglich, ihre Aeltern, Lehrmeister, Vorgesetzte, Freunde mit Nachahmung guter Beispiele zu ehren. Ich wüßte selbst nicht, warum man die, die im Rufe eines tugendhaften Lebenswandels verstorben sind, nicht durch Nachahmung wahrer Tugenden solle ehren dürfen.

P. Sim. Mit der Nachahmung allein ist noch nicht alles ausgerichtet. Wir zwey sind in unseren Meynungen noch weit auseinander, so nahe wir auch jetzt beisamm sitzen.

Pastor. Seyn eure Hochwürden versichert; ich lese auch recht gern, und lasse mir auch gerne solche Geschichten erzählen; worinn schöne tugendhafte Handlungen wahrhaft beschrieben sind. Solche wahrhafte Geschichten geben wirklich vielen Trost, und neuen Antrieb zur Tugend; weil man nämlich hieraus liest und höret, wie von denen, die doch auch Menschen waren, wie wir sind, durch die Gnade Gottes, die menschlichen, gesellschaftlichen, häuslichen, bürgerlichen, und christlichen Pflichten erfüllet worden.

P. Sim. Wir sind noch immer weit voneinander,

Pastor. Ich dächte, hierinn seyn wir gar nicht weit auseinander.

P. Sim. O noch gar weit, noch etliche hundert Meilen sind sie von der Stazion, der ich entgegen sehe.

Fris. (Vom äusseren Sitz in Wagen hinein) da wäre ich untröstlich, wenn wir noch so lange zu fahren hätten. —

P. Sim. Ich bitte den Herrn, halte der Herr sein Maul! der Herr muß sich über keinen Religionsdiskours wagen; dazu ist der Herr viel zu schwach. Bei Religionskontroversen ist nämlich nicht genug, daß der Kopf äusserlich frisirt ist; er muß auch innerlich frisirt seyn. Und der Herr wird uns Franziskanern nicht lehren, wie wir reden müssen, wenn wir eine Konvertitinn machen wollen.

Fris. Vergeben mir aber eure Hochwürden, daß auch ich ihnen einmal ein parr trockene Worte in Wagen hinein sage. Ich habe mich in keinen Religionsdiskours gewagt, sondern nur gesagt, daß ich nicht mehr hundert Meilen Wegs fahren möchte. In Religionsdispute werde ich mich Zeit Lebens nicht wagen; denn wenn schon auch nicht Gesetze hierüber bestünden; so giebt es mir meine Vernunft, und die natürliche Regel des Wohlstandes, daß auf dem Postwagen, und an jedem Orte, wo ver-

schie-

schiedene Religionspartheyen beisamm sind, kein Religionsdisput, keine Kontroversien, und keine Proselitenmacherey angefangen werden müsse. Das thun sogar unsere vernünftige Bauernleute nicht mehr; sondern sie leben, handeln, und wandeln mitsamm ohne den mindesten Religionsdiskours, oder toleranzwidrigen Zank; und hieraus schliesse ich, daß sie innerlich gut frisirte Köpfe haben müssen.

Schätzm. Nun wir sind ja die ganze Zeit her freundschaftlich und lustig mitsamm gefahren; wir werden uns also doch jetzt nicht entzweyen, wo wir schon bald an Ort und Ende sind.

Pastor. Ich wäre untröstlich, wenn ich meinerseits hiezu eine Gelegenheit geben sollte. Ich glaube nicht, daß ich nur ein einziges Wort zur Beleidigung der Religion meiner werthesten Reisegefährten gesprochen habe.

Schätzm. Ganz und gar nicht, Madam! Ich will nur den Pater Simeon mit dem Herrn Friseur wieder vereinigen.

P. Sim.

P. Sim. Kontroversien, Proselitenmacherey, und daß sich das in Postwagen nicht hereinschicke, mir vorzuwerfen! was das für ein nasenweiser Mensch ist.

Schätzm. Seyn sie gut, seyn sie gut, Pater Simeon! Ich weiß, der Herr Friseuer redet kein Wort mehr; und die Madame ist gleichfalls so bescheiden, daß sie nicht einmal im Stande ist, von ihrem Diskurs beleidiget zu werden.

P. Sim. Das habe ich auch nicht im Sinne. Ich habe ja mit der Madam ganz gut geredet. Wenn der Herr Friseur so hohgelehrt ist, so solle er nur entscheiden, ob die Madam recht hat, da sie sagt; daß wir in Rücksicht auf die Begriffe von Heiligen gar nicht weit voneinander sind; oder ob ich recht habe, da ich sage, daß wir hierinn noch hundert Meilen Weges voneinander sind.

Schätzm. Kein Wort reden sie mir mehr in unseren Wagen herein, Herr Friseur:

Konduk. Ich halte ihn fest; er darf nicht einmal mehr in Wagen hineinsehen.

P. Sim. Ja, meine Madam! wir sind in unseren Meynungen von Heiligen noch weit voneinander. Wir haben auch Andachten zu den Heiligen; sie aber nicht. Sehen sie die Weite, die uns noch von einander entfernet?

Pastor. Aber erlauben mir eure Hochwürden nur eine Frage.

P. Sim. Auf alle Weise.

Pastor. Lehret denn die katholische Kirche, die Andacht zu den Heiligen sey den Christen unumgänglich und unentbehrlich nothwendig, und ein allgemeines Geboth, welches einen jeglichen betreffe?

P. Sim. Was das für eine verzwickte Frage ist.

Pastor. Ganz und gar nicht.

P. Sim. Eure Hochwürden Pater Petrus, soviel ich merke, wollen einen Tobak; darf ich aufwarten? Loquatur reverendus pater mei loco, ego non amplius habeo Solutiones objectionum in tam recenti memoria.

Schätzm. Bitte auch um eine Priese; mich hat eben noch nie um einen Tobak so gelüstet, als eben jetzt.

P. Pet. Ich habe mich schon vorlängst mit nützlichen Büchern für mich und für meine künftige Pfarrkinder versehen. Darunter ist eins, welches ich eben da bei mir habe. Es ist das Büchlein von der wahren Andacht, welches der berühmte Katholik Muratorius geschrieben hat.

Buchh. O das ist ein vortreffliches Buch. Wir allein haben schon die sechste Auflage hievon veranlasset; und wir werden in unserer Buchhandlung nicht mehr, als hundert Exemplarien haben.

P. Sim.

P. Sim. Ich kenne das Buch nicht; habe auch bei uns im Konvent vom Muratorius nie etwas reden gehöret.

P. Pet. Er schrieb sehr behutsam zu seinen noch haiglichen Zeiten; schonte noch recht sehr da und dort die Volksmeynungen; und doch schrieb er von der Verehrung der Heiligen folgendes. — Ich muß aber erst sehen, ob ich bei dem Stossen des Postwagens lesen kann.

Schätzm. Halten eure Hochwürden nur das Buch fest an des Herrn Isaks Rücken an; so kann es durch die Stösse des Wagens weniger geschüttelt werden.

Isak. Ich lehne meinen Rücken ganz gern her. Ich halte selbst viel auf schöne und heilige Handlungen verstorbener tugendhafter Leute.

P. Sim. Ha ha! die Juden haben ja keine Heilige.

Isak. Bitte um Vergebung. Verehren sie nicht in ihrer Kirche selbsten die Heiligen des alten Testaments?

P. Sim. Ja dieselben waren andere Juden.

P. Pet. Nun still! ich werde die hieher passende Stelle im Lesen wohl zusammbringen. Muratorius schreibt also folgendermassen: Endlich könnte es wohl auch seyn, daß einige um die Ehre der Heiligen so beeifert wären, daß sie vorgeben und ausbreiten möchten, als sey die Andacht zu den Heiligen den Christen unumgänglich und unentbehrlich nothwendig. Derjenige Schriftgelehrte, der sich zu unseren Zeiten hat einfallen lassen, zu behaupten, daß die Anruffung der Heiligen ein allgemeines Geboth sey, welches einen jeglichen betreffe, der hat zu unseren Gesetzen noch eines gesetzet, von welchen man in vorigen Zeiten nichts gewußt hat.

P. Sim.

P. Sim. Was ist das? So schreibt ein Katholik? In vorigen Zeiten soll man von einem solchen Gesetze nichts gewußt haben; da doch das Gnadenbild in unserer Kirche schon über vierhundert Jahre alt ist? Der würde unsere Kirche recht hübsch um die Andachten beim Frauenaltar, und beim Antonialtar bringen.

P. Pet. Ja ja! Muratorius ist ein guter und zwar berühmter Katholik. Hören sie nur weiter. Es ist gewis, daß diese Nothwendigkeit, diese Schuldigkeit von der Lehre der katholischen Kirche uns nicht vorgetragen, noch auferleget werde. Sie hat in ihrer allgemeinen Versammlung zu Trient einzig und allein erkennet, daß die Anruffung der Heiligen nützlich und löblich sey; wodurch also ihr Wille und Meynung, welche so viele katholische Schriftsteller bestättiget haben, genugsam an den Tag geleget wird.

P. Sim. Haben sie gehört, Madam! daß die Anruffung der Heiligen nützlich und löblich sey? *

Pastor. Das höre ich schon; und ich weis auch, daß die Anruffung der Heiligen in der katholischen Kirche für nützlich und löblich gehalten werde. Aber die Frage war ja nur um das; ob wir so gar weit in der Achtung der Heiligen auseinander seyn, und ob denn in der katholischen Kirche ausser der Nachahmung der Heiligen in einem tugendhaften Lebenswandel auch die Anruffung der Heiligen für unumgänglich und unentbehrlich nothwendig, und für ein allgemeines jeden betreffendes Geboth gehalten werde? Dieses wird nun vom Muratorius selbst, und von so vielen katholischen Schriftstellern verneinet; hiemit können wir ja also in der Achtung der Heiligen sogar weit nicht entfernt seyn.

P. Sim.

---

* Muratorius von der wahren Andacht. 20. Kap.

P. Sim. Reden wir von etwas anderem.

P. Pet. Ja es wird besser seyn; und ich stecke mein Buch auch wieder in den Sack. Mich freut es recht, Madam! daß ich Gelegenheit bekommen, sie noch ehe kennen zu lernen, als ich meine Pfarr antrette. Ich werde Pfarrer in ihrer Nachbarschaft; empfehlen sie mich also indessen ihrem Herrn Gemahl. Ich werde mich bemühen, nicht nur gute Nachbarschaft zu halten; sondern ich hoffe zu verdienen, daß er mir auch seine. Freundschaft schenke.

Pastor. Hierum werden wir bitten, und uns beeifern, daß wir uns stätte Freundschaft von euer Hochwürden erwerben. Das ist recht vortreflich, daß sie zu uns in die Nachbarschaft kommen, und daß ich schon heut die Ehre habe, unseren würdigen Nachbarn kennen zu lernen.

P. Sim. (Für sich beim Wagen hinaus) Gleich und gleich gesellt sich gern.

P. Pet. Nach meiner Installazion werde ich mir sogleich die Ehre ausbitten, daß sie bei mir zu Mittag speisen.

P. Sim. (Für sich beim Wagen hinaus) Wünsche einen guten Appetit zum voraus.

P. Pet. Der Pater Simeon muß uns bei dieser Mittagstafel auch Gesellschaft leisten.

P. Sim. Das wird nicht seyn können.

P. Pet. Warum?

P. Sim. Bis dorthin bin ich nicht mehr in dieser Provinz. Ich habe, Gott sey Dank, endlich die Erlaubniß erhalten, ausser Landes in eine solche Provinz zu gehen, wo man die Franziskanerklöster mit Ruh läßt.

Pastor. Das werden eure Hochwürden doch nicht thun; bleiben sie bei uns. Sie werden ja gute Pension bekommen, und dann können sie auch bei uns gut und ruhig leben.

P. Sim.

P. Sim. Pension! Pension! ein Franziskaner soll nicht von der Pension, sondern von der Sammlung leben. Es ist ein altes Sprichwort: Ein jeder übe sich in der Kunst, die er gelernet hat. Ich habe die Kunst zu betteln in meinem heiligen Orden gewis lernen müssen, in der Kunst will ich mich also auch dort üben, wo eine solche Uibung noch erlaubt ist.

Schätzm. Eure Hochwürden werden sich auch in einem anderen Lande nicht lange in dieser Kunst üben können; denn seyn sie versichert, in allen Ländern kömmt es noch zur Verminderung der Klostergeistlichen, und besonders der Bettelgeistlichen.

P. Sim. Mein, mein! was sagt der Herr Schätzmeister nicht alles? Dagegen wird Gott einen Riegel schiessen.

P. Pet. Gott schießt gewis keinen Riegel dagegen; denn Gott hat kein Kloster, sondern das kirchliche Lehramt gestiftet.

Schätz. Ich war schon bei so vielen Klöster-aufhebungen; habe aber lauter Riegeln gefunden die nicht von Gott, sondern von Klostervorstehern sind angeschafft worden. Wir haben auch diese Riegeln ganz leicht hinweggeschoben.

P. Sim. Nur Geduld, nur Geduld! Es giebt noch andere Riegeln, die von Klostergeistlichen gemacht werden können. Es giebt auch noch Bischöfe, die im Riegelmachen mithelfen; und endlich haben wir Klostergeistliche schon noch Männer, die einige vom Volke selbst anreifern können, Riegeln mitzumachen.

P. Per. Das wäre eben keine Nachahmung der Heiligen, sondern vielmehr eine Nachahmung derjenigen, welche Ruhestörer und Aufwiegler sind, gegen die Warnung der heiligen Apostel: **Eine jegliche Seele sey um Gotteswillen aller menschlichen Kreatur unterthan, es sey dem König, als dem vortreflichsten, oder den Befehlshabern** ꝛc. * **Eine jegliche Seele sey unterthan**

der

* I. Petri II.

der obrigkeitlichen Gewalt; was aber Gewalt hat, das ist von Gott verordnet. Derowegen, wer also der Obrigkeit widerstrebet, der widerstehet der Ordnung Gottes. Welche aber widerstreben, die werden ihnen selbst die Verdamniß gewinnen. *.

P. Sim. So wär's recht! Seyn eure Hochwürden so gut, und verdammen sie gar den heiligen Pabst Gregorius den siebenten, und den heiligen Beno, die sich den Landesfürsten widersetzet haben. Ist es nicht genug, daß wir ihre Geschichten im Brevier haben verkleistern müssen? Bin ich nur in einer anderen Provinz, ich reisse die Verkleisterung gleich hinweg. Verkleistern, verkleistern! als wenn nicht jeder, der schon lange Brevier bethet, solche Stellen auswendig wüßte; und wenn es nicht alle Leute in den Legenden angerühmt lesen könnten.

P. Pet.

---

* Ad Rom. XIII. 1 sequ.

P. Pet. Ich verdamme den Pabsten Gregorius den siebenten, und den Beno nicht; aber ich denke, noch vor ihrem Tode werden sie ihre Widersetzlichkeit gegen die Landesfürsten, und all das durch sie verursachte Unheil bereuet, folglich dadurch wieder Gnade und Verzeihung bei Gott gefunden haben; denn wegen dessen, was sie zur Zerrüttung der Staaten unternahmen, hätten sie gewis nicht heilig werden können; und man dürfte sie nicht ohne schwereste Sünde und größte Verantwortung bei Gott in solchen der allgemeinen Ruhe entgegen gesetzten Unternehmungen nachahmen. O mein Pater Simeon! ziehen sie durch dergleichen Vorsätze sich und der Geistlichkeit doch das größte Uibel nicht über den Hals. Das größte Uibel wäre ja, wenn die Geistlichen für denjenigen Stand gehalten werden müßten, der der allgemeinen Ruhe am gefährlichsten ist. Geistliche, welche mit Sanftmuth, mit Geduld, mit Friedensliebe, mit Gehorsam, mit Ermahnung und Aneiferung zur allgemeinen Ruhe in Lehren und in Beispielen sich die ersten auszeichnen sollen, die sollen vor der ganzen Welt erscheinen als die Aufhetzer und Anführer einiger

Miß-

Mißvergnügten ? Selbst diese Mißvergnügten erkennen zuletzt, daß die angezettelte Unruhe auf ihre Kosten gehe; daß sie samt ihren Familien unglücklicher geworden; und daß die Folgen ihrer Unruhe, wo endlich ein Mißvergnügter den anderen würget, den anderen plündert, und um Hab und Gut bringet, und das, was einem am wertheſten ſeyn muß, nämlich die Sicherheit allerſeits verſchwunden iſt, weit drückender ſeyn, als das, was ihnen vorher als eine Bedrückung von den Aufhetzern vorgeſtellet worden. Der Ausgang ſolcher von Geiſtlichen erregten Unruhen iſt alſo immer der übelſte für die Geiſtlichkeit ſelbſt, die alles dieſes vielmehr hätte verhüten, als anſpinnen, und vermög ihres Standes die getreuen Unterthanen obliegenden Pflichten vorzüglich hätten erfüllen ſollen.

P. Sim. Ich weiß nicht, was eure Hochwürden mit den Unterthanspflichten haben wollen? Kein Prieſter iſt eigentlich ein Unterthan. Der heilige Biſchof und Martyrer Thomas von Kandelberg gieng die Punkte nicht ein, die damal ſein König haben wollte; ſo wie ſie

auch

auch jetzt leider angenommen sind, nämlich: daß keiner ohne Vorwissen des Königs nach Rom appeliren solle; daß die Bischöfe Erlaubniß vom König begehren sollen, aus dem Lande zu reisen; daß keine Exkommunikazion ohne Einwilligung des Königs gelte; daß kein Bischof die Macht habe, zeitliche Strafen wider die Unterthanen auszuüben; daß die Geistlichen den weltlichen Obrigkeiten in Rechtshändeln, in Zehenden, und geistlichen Renten untergeordnet seyn sollen. Er wurde freylich als ein Verräther behandelt; aber hierum fragte er nichts. Eben vermög seines Standes ist jeder Priester mehr, als der Landesfürst.

P. Pet. Das hat weder Christus, weder ein Apostel gelehret; und hierüber ist jetzt schon ein jeder Schüler des Kirchenrechts im Stande, euer Hochwürden zu recht zu weisen.

P. Sim. Ich lasse mich von Niemanden mehr zurecht weisen, und aus den neuen Schulbüchern schon gar nicht. Hätten eure Hochwürden statt dieser Bücher das Leben des heiligen Bischofs Martinus gelesen, wie es Pater

Ko=

Kochem beschreibt; so würden sie wohl nicht mehr zweifeln, daß ein jeder Priester mehr als der Landesfürst sey. Der Kaiser lud einmal den heiligen Martinus zu einer Mahlzeit ein, und ließ den Heiligen neben sich sitzen. Unter der Mahlzeit reichte ein Bedienter dem Kaiser einen Pokal mit Wein; den aber der Kaiser nicht annahm, sondern dem heiligen Martinus überreichen ließ, verhoffend, er würde ihm eins zutrinken. Der heilige Mann trank, und überreichte aber sodann das Geschirr nicht dem Kaiser, sondern seinem Kaplan, hiedurch anzeigend, daß keine vornehmere Person, als eben sein Priester sich an der Tafel befinde. Uiber diese That (sagt Kochem weiters) verwunderte sich zwar der Kaiser sammt seinen Bedienten so hoch, daß gleich der Ruf davon den ganzen Pallast durchwanderte; wie daß sankt Martinus an des Kaisers Tafel ein Stücklein gethan, welches kein Bischof auch an eines geringen Richters Tisch hätte wagen dürfen.

P. Pet. Bei dieser Tafel hat also der Kaiser die erste Martinusgans verkosten müssen.

P. Sim. Was fällt euer Hochwürden von einer Gans ein? Daß weis ich eben nicht, haben sie eine Gans, oder ein Schöpsenes, oder einen Kalbskopf, oder einen anderen Braten gehabt. Von Martinigänsen hat der Pater Scherrer aus der Gesellschaft Jesu gar eine schöne Predigt gehalten. Aber auf das Vorige zu kommen, so sind vormal die Priester von Landesfürsten ganz anders geehret worden. Eben dem heiligen Martinus hat mit Erlaubniß des Kaisers die Kaiserinn selbst mit eigenen Händen eine Mahlzeit zugerichtet, und ihn als eine Magd ohne einige Mithilfe an der Tafel bedient. Wenn einmal eine Kaiserinn selbst in die Küche geht, und zu kochen anfängt; da kann man doch endlich auf die Grösse der Hochachtung schliessen. Damals haben die Bischöfe nicht gleich alles gethan, was die Landesfürsten verlangt haben.

Schätzm. Ein Unglück für die damaligen Landesfürsten, daß sie durch verschiedene Umstände verhindert waren, ihre Befehle durchzusetzen; aber niemal eine Ehre für solche Bischöfe.

P. Sim.

P. Sim. Solche Bischöfe haben die Ehre für eine Eitelkeit gehalten; genug, daß es nach ihrem Kopf hat gehen müssen. Der Staat hatte mögen gleich zu Grund gehen; so haben die Bischöfe doch nicht sogleich Steuern gezahlt, wie jetzt. Der heilige Hugo Bischof zu Linkoln hat dem König Richard keinen Kreuzer zum Krieg wider die Franzosen gegeben. Der Erzbischof befahl zwar auch, daß alle Bischöfe und Prälaten etwas beitragen sollten, weil der König nicht Geld genug hatte. Aber der heilige Hugo sprach zum Erzbischof: **Wenn schon alle dem König willfahren wollen; so werde ich's dennoch nicht thun.**

Schätzm. Und der König hat damit so vorlieb genommen?

P. Sim. Der König hat zwar mit Einverständniß des Erzbischofes Soldaten geschickt, die bischöfliche Wohnung zu plündern. Aber der heilige Hugo hat in allen Kirchen der Stadt die Glocken läuten, und den König exkommuniziren lassen. Worüber kein Soldat etwas von bischöflichen Sachen angegriffen hat.

Schätzm.

Schätzm. Um solche aus zeitlichen Absichten erlassene Exkommunikazionen frägt man heut zu Tage nicht viel.

P. Sim. Sie glauben also, eine Exkommunikazion habe nicht viel zu bedeuten? Um die Kraft einer Exkommunikazion zu zeigen, hat der heilige Antonius sich ein weisses Brod herbeibringen lassen, und über dasselbe die gewöhnlichen Worte der Exkommunikazion gesprochen. Er hatte selbige kaum ausgesprochen; siehe Wunder! da veränderte sich nach Zeugniß des Ribadeneira das schneeweisse Brod augenblicklich vor den Augen aller Anwesenden in eine schwarze Kohle. Und wie er hernach über dieses Brod die Lossprechung vom Banne herabgelesen; so hat auch das Brod seine vorige Weisse wieder bekommen.

P. Pet. Und dieses alles glauben sie wirklich so, wie es geschrieben ist?

P. Sim. Ich ziehe hievon gar kein Wort in Zweifel.

P. Pet. Aber wissen sie wohl, was eine Exkommunikazion ist?

P. Sim. Ich habe es vielleicht ehe gewußt, als eure Hochwürden noch das Wort Exkommunikazion haben aussprechen können.

P. Pet. Mir scheinet es doch nicht; denn die Exkommunikazion ist eine geistliche Strafe, wodurch ein Christglaubiger (merken sie wohl) ein Christglaubiger, nicht aber ein weisses Brod von der Gemeinschaft der Kirche abgesondert wird. Ich weis also nicht, wie ein weisses Brod, das nie eine Gemeinschaft mit Christgläubigen in gottesdienstlichen Verrichtungen hatte, von solchen hat ausgeschlossen werden können.

P. Sim. Das sind Spitzfindigkeiten. Nun das Brod war dennoch exkommunizirt.

Schätzm. Das gute weisse Brod, was gar nichts verschuldet hat, war auf diese Weise auch noch unglücklicher, als alle bisherige Exkom-

kommunizirte, deren noch keiner zu einer Kohle geworden ist.

P. Sim. O deren sind genug schon zu Kohlen geworden auf dem Scheiterhaufen, worauf sie die heilige Inquisizion werfen ließ. Auch der heilige Antonius hat einen ketzerischen Arzten zu Asche verbrennen lassen.

P. Pet. Das waren ja aber keine unmittelbaren Folgen der Exkommunikazion, und Mirakel schon gar nicht.

P. Sim. Mirakel waren es freylich nicht; ja nicht einmal etwas seltsames; denn die Legende führet mehrere Heiligen an, welche aus Eifer für die Religion Juden, Ketzer, und solches Geschmeis ohne viele Zeremonien haben verbrennen lassen.

Isak. Bedanke mich hochwürdiger Herr für den Theil, der mich angeht; für den übrigen Theil, der auf die Madam kömmt, kann sie sich selbst bedanken.

Pastor.

Pastor. Ich habe es überhöret.

P. Sim. Sie müssen mir schon verzeihen, daß es mir so herausgerumpelt ist. Ich habe auf keins von ihnen beiden gedacht, daß sie da sitzen.

Schätzm. Sagen uns eure Hochwürden zur Güte, welche Heilige werden denn in der Legende angeführet, die sich mit Höflichkeit ganz besonders ausgezeichnet haben?

P. Sim. Daß ist gar kein Zweifel, daß es auch höfliche Heilige gegeben hat; aber daß ich ihnen solche jetzt daher nennen sollte, das ist zuviel begehrt. Ich habe auf diese Eigenschaft bei Heiligen nie eine besondere Aufmerksamkeit gerichtet, weil ich selbst kein Liebhaber von vielen Komplimenten bin. Aber wenn ich im Pater Kochem oder Ribadeneira so gelesen habe, wie dieser oder jener Heilige einem Kaiser, oder einer Kaiserinn, oder einem König, einem Hofherrn, einem Landpfleger, einem Richter, ja auch geistlichen Vorgesetzten, Päpsten und Bischöfen, wenn diese von der heili-

gen Einfalt abgehen, es mit der Welt halten, oder sich bei Ausrottung der Feinde der Kirche doch zu weichherzig finden liessen, etwas recht unter die Nase gerieben hat, da war ich in meinem Vergnügen. Ganze solche Stellen habe ich mir auswendig gemerket.

Buchh. Das Wort Vernunft wird wohl auch so selten, als das Wort Höflichkeit in Legenden vorkommen.

P. Sim. Das Wort Höflichkeit kömt recht oft vor. Denn wie ich schon sagte, so waren vor Zeiten die weltlichen Leute und die größten Herren gegen die Priester und gegen die Heiligen ungemein höflich. Heilige gegeneinander neigten sich auch tief; und selbst Christus, seine göttliche Mutter, oder andere verstorbene Heilige, wenn sie denen noch lebenden Heiligen erschienen, waren gegen diese voller Höflichkeit. Aber von dem Worte Vernunft wüßte ich mich nicht zu erinnern, daß es in den Legenden oft vorkomme. Soviel weis ich gewiß, daß es bei allen drey Theilen des Ribadeneira, deren doch jedem ein grosses Register an=

angehenkt ist, in keinem Register das Wort Vernunft angemerket ist.

P. Pet. Das Wort Wahrheit wird wohl auch selten vorkommen?

P. Sim. Das Wort Wahrheit ist wirklich auch nur in einem einzigen Register, nämlich im Register des ersten Theiles angemerket.

Buchh. Eure Hochwürden wissen sogar die Register der Legenden auswendig.

P. Sim. Das kömmt daher, weil ich, wenn ich mit der Messe, mit dem Brevier, und mit dem Tobakpeizen fertig bin, mich immer sogleich über die Legenden hermache. — Dreyßigmal (was sage ich dreyßigmal) fünfzigmal habe ich des Paters Kochems und des Paters Ribadeneira Legende schon ausgelesen.

Schätzm. Was kömmt denn von dem Worte Wahrheit im Register beim ersten Theile des Ribadeneira vor?

P. Sim. Nichts anders, als daß der heilige Justinus, um die christliche Wahrheit zu finden, an die Lebensbeschreibungen der heiligen Martyrer angewiesen, und von den heidnischen Weltweisen abgemahnet worden.

P. Pet. Nun ich habe bisher immer geglaubt, die christliche Wahrheit sey in der Bibel zu finden; und die heiligen Martyrer selbst haben dieselbe hauptsächlich in der Lehre Christi und der Apostel gesucht.

P. Sim. Bibel, Evangelium, heilige Schrift erinnere ich mich auch nicht in einem Register des Ribadeneira mit besonderer Anmerkung gefunden zu haben.

Schätzm. Aber das Wort Esel, meyne ich, kömmt in diesen Registern öfters vor?

P. Sim. Das ist kein Wunder, mein bester Herr Schätzmeister! denn mit dem einen und anderen Esel haben sich gar besondere Begebenheiten ereignet. Was war der Esel des heiligen Antonius von Padua nicht für ein beson-

derer Esel, der, ungeachtet er hungrig war, sich zur Bekehrung eines Ketzers gebrauchen ließ? Was war der Esel des heiligen Franziskus de Paula nicht für ein gescheider und gehorsamer Esel, der die ihm angeschlagenen Hufeisen wieder hinweggeschnellet hat, weil der Schmied für das Hufeisenanschlagen hat bezahlet werden wollen? Der heilige Papst Zölestinus hätte sich um alles in der Welt bei der päpstlichen Krönung nicht auf das kostbar aufgeputzte Pferd, ja nicht einmal auf ein Maulthier bringen lassen. Ein zottigter Mühleresel hat hermüssen; und auf diesen hat er sich sodann aufgesetzet. Und so kommen mehrere Begebenheiten mit Eseln beim Kochem und Ribadeneira vor, dergestalt, daß, wenn ich alle erzählen wollte, ich in einem Tage von Eseln nicht fertig würde. Und ebenso sind unzählige Begebenheiten mit Ochsen darinn, daß man abermal einen Tag brauchte, alle Historien von Ochsen zu erzählen. Nun, es war doch schon bei der Krippe Ochs und Esel.

P. Pet. Hievon macht keiner der heiligen Evangelisten die mindeste Meldung; denn aus dem

dem Texte des Isaias, * daß sogar ein Ochs den, dem er zugehöret, und ein Esel die Krippe seines Herrn kennet, und doch von Leuten, denen Verstand gegeben ist, Gott nicht erkannt wird; folgt nicht, daß auch bei der Geburt unseres Heilandes ein Ochs und ein Esel gewesen sey.

P. Sim. Nun seyn eure Hochwürden so gut, und bringen sie den Ochsen und den Esel aus der andächtigen Verehrung der Krippe auch hinweg.

P. Pet. Sind doch die Krippen selbst schon aus den Kirchen hinausgeschaft.

P. Sim. Uibel genug! wo wir doch von sovielen Heiligen in der Legende lesen, daß sie eine besondere Andacht zur Krippe des Herrn gehabt haben. Der Ochs und der Esel bei der Krippe hatten mehr Verstand, als die heutigen Aufklärer. Jenes Vieh hat dem Christ=

* Cap. I. 3.

Christkindel mit dunstigem Athem zur Erwärmung gedienet. Die heutigen Aufklärer schnarchen aber heut zu Tage alle Christkindel und Krippen an.

Schätzm. Eure Hochwürden sind aus ihrer Erzählung vom heiligen Hugo ganz gekommen. Ich hätte so gern noch gehöret; ob er denn über die Widersetzlichkeit gegen seinen König und seinen Erzbischof gar nicht gestraft worden.

P. Sim. Wer wird denn einen heiligen Mann strafen? der es allen laut genug sagte, daß er nur aus Eifer für die Religion alles unter und über sich kehre.

P. Pet. Ein solcher Mann ist weder wahrhaft heilig, weder hat er ein Kenntniß von einem wahren Religionseifer, oder von dem, was wahrhaft zur Religion gehöret. Die Religion leidet keine gewaltthätige Widersetzlichkeit, und keine Land und Leut verderbende Unruhen.

P. Sim.

P. Sim. Es ist eben keine so grosse Unruhe über das Betragen des heiligen Hugo entstanden; er fürchtete doch, der König möchte einen bedenklichen Schritt machen, und verfiegte sich daher eilends nach Hof. Der König hörte eben damal in der Kapelle Messe.

Schätzm. Nun so muß die vom Hugo wider den König ausgesprochene Exkommunikazion nicht viel geachtet worden seyn.

P. Sim. Leider scheint schon dieser König die Exkommunikazion nicht geachtet zu haben. Das war gut. Der heilige Hugo knieet sich gerade neben den König hin; und sagt: Herr König! gib mir der Herr König einen Friedenskuß.

Schätzm. Das heißt ziemlich platt mit einem König gehandelt und geredet. Hat ihn der König nicht hinwegweisen lassen?

P. Sim. Der König sagte nur: Du hast solchen nicht verdient. Sankt Hugo sprach: Ich habe solchen aber wohl verdient,

da

Da ich einen so weiten Weg her zu euch gekommen bin. Der König wollte aber noch keinen Kuß geben. Endlich aber zog der heilige Hugo den König so stark beim Mantel, daß der König endlich lachte, und ihm einen Kuß gab.

Schätzm. Ich lasse mir meine Meynung nicht nehmen, daß der König den heiligen Hugo unter diejenigen gerechnet, über deren Blödsinn man zuletzt lachen muß.

P. Sim. Blödsinn! Freylich wird jetzt gleich derjenige Bischof für einen Fantasten, blödsinnigen, oder boshaften Mann ausgeruffen, der sich gegen den Landesfürsten empört. Aber damals war es ganz anders.

Pastor. Mein Ehegemahl prediget der Gemeinde von nichts so sehr, als von Liebe, vom Frieden, und vom Gehorsam gegen die Obrigkeiten.

P. Sim. Der Herr Gemahl kann also recht schmäucheln,

Pastor. Behüte Gott! er ist ein gerader ehrlicher Mann.

Isak. Das ist er richtig.

Schätzm. Ein rechtschafener Mann ist dero Herr Gemahl.

Pastor. Von Christus und von den Aposteln ist ja auch so geprediget worden; und Niemand hat sich noch erlaubet, sie einer Schmäuchelei zu beschuldigen.

Schätz. Obacht! tausendhinein, obacht —! Ich habe schon geglaubt, wir werden jetzt umgeworfen.

Buchh. Der Isak wäre gerade auf den Pater Simeon hinaufgefallen.

P. Sim. Das wäre mir weiter nicht lieb gewesen. Die Madam könnte sich auch besser am Seitenbande des Wagens halten, damit sie nicht immer bei einem jeden Stosse des Wagens auf meine Achsel herumkomme.

Pastor.

Pastor. Ich bitte um Vergebung; es ist in solchen Wägen aber wirklich nicht möglich, sich so fest zu halten.

Buchh. Der Habit von euer Hochwürden kann schon etwas aushalten.

P. Sim. Lassen sie meinen heiligen Habit nur gut seyn. Sie wissen nicht einmal, was ein Ordenskleid ist. Der heilige Anastasius hat seinen Peinigern erlaubt, auf ihn zuzuschlagen, wenn sie wollten; nur bath er, daß ihm vorhin das Kleid ausgezogen werde, damit das Mönchskleid keine Beschimpfung leide. Dem heiligen Reginald hat die Mutter Gottes selbst das Ordenskleid des heiligen Dominikus gegeben. Und das Ordenskleid des heiligen Antonius von Padua hat einem Priester die englische Reinigkeit erhalten.

Isak. Erlauben mir euer Hochwürden, da kriecht etwas auf ihrem Kleide.

P. Sim. Laß es der Herr nur kriechen.

Pastor. O Gott! wenn ich nur aussteigen konnte. — — —

Schätzm. Sorgen sie nichts, Madam! das, was Isak kriechen sah, kriecht nicht mehr zu ihnen hinüber. Isak hat es schon im Fange — — Werfe es der Herr beim Wagen hinaus, Herr Isak!

P. Sim. Das ist ein Getümmel, als wenn die Laus schon den ganzen Postwagen fressen wollte. Wir haben im Noviziat niemal eine abtödten dürfen. Sein eigenes Fleisch muß man abtödten.

P. Pet. Die Abtödtung ist im sittlichen Verstande, und von den bösen Leidenschaften zu verstehen; nicht daß man seinen Leib unreinlich halten, oder ihm sonst eine unnöthige Plage gegen das Geboth der Selbsterhaltung und des Wohlstandes zufügen solle.

P. Sim. Ha, ha, ha! Sie, ja sie, die ihren heiligen Habit bald an Nagel henken werden, verstehen das schon wieder besser,

als es die verstanden haben, von denen die Leben der Heiligen beschrieben worden.

Schätzm. Ich gratuliere ihnen, Madam! wir sind schon im Orte der Poststazion.

Pastor. Gott sey Dank! ich bin recht froh.

P. Sim. Ich auch.— Herr Isak! trette der Herr auf seine eigene Füsse, nicht auf die meinigen.

Isak. Ich bitte um Vergebung! es geschah wider Willen; ich richtete mich schon zum Aussteigen.

Buchh. Denken eure Hochwürden nur auf die Abtödtung des Fleisches, worunter die Zehen auch gehören.

P. Sim. Das habe ich noch bei keinem Heiligen gelesen, daß er sich von einem Juden hat auf die Zehen tretten lassen.

Schätzm. Bravo, bravo! Jetzt sind wir an Ort und Stelle.

P. Sim. Nur ausgestiegen. Ich bleibe der letzte — — Nur keine Komplimente; die sind mir zuwider.

Schätzm. Wie die Madam aus dem Wagen hinaus eilte.

P. Sim. Wäre besser gewesen, sie wäre gar nicht hereingekommen. Hinweg — ich bedarf Niemanden, der mir hinaushilft.

III.

III.

Gespräch im Klostergange.

P. Zyprian. Was ist das? der Herr Lichtstrahl in unserem Klostergange hier? und in Betrachtung der da aufgehenkten Bilder?

Lichtstrahl. Ich habe mit dem Pater Johann Baptist zu sprechen. Aber eben jetzt prediget er. Weil ich nun warten muß, bis die Predigt geendiget ist; so wollte ich mir mit Ansehung dieser Bilder die Zeit vertreiben. Die Zeit wäre mir zwar besser und nützlicher vorübergegangen, wenn ich seine Predigt hätte hören können. Es ist aber in der Kirche, auf dem Chor, und in allen Oratorien so voll, daß ich vor Hitze und dem Gedränge der Leute nicht bestehen könnte.

P. Zipr. Ich bin recht froh, daß dieser Mann einen solchen Beifall und Zulauf hat. Anfangs wollten ihm viele keinen Beifall geben;

ben; denn sie waren an den lärmenden Patex Sonntagsprediger gewöhnet. Aber jetzt gehen den Leuten die Augen auf; und sie lernen das Schöne eines gründlichen, dem Evangelium angemessenen, und nur auf wahren Unterricht und ächte Anwendung eingerichteten Vortrages von dem Blendwerke der eitlen, übertriebenen, und mehr auf Geschrei, auf leere Wohlredenheit, oder wohl gar auf Fabeln hinausgehenden Predigten zu unterscheiden.

Lichtst. Der Pater Johann Baptist ist ganz gewiß einer der stattlichsten Prediger.

P. Zypr. Der zeiget wirklich den Weg des Herrn; nicht den Weg, den vorhin so viele Prediger giengen, und die Missionarien wohl gar wie die Marktschreier hin und her liefen. O Gott! was hatten wir noch vor zehn Jahren für Prediger. Zum Lachen gab es freylich genug bei ihren Predigten, so daß die Leute vor Lachen hätten bersten mögen; und deßwegen war auch damals unsere Kirche immer völler, als ein Theater. Aber der Kopf und das Herz eines jeden Zuhörers blieb von dem

leer,

leer, was doch in einer Predigt in den Kopf und in das Herz gebracht werden sollte.

Lichst. Heut giebt dem Pater Johann Baptist das Fest aller Heiligen eine schöne Gelegenheit, dem Volke einen besseren Unterricht zu geben, als der ist, welcher von manchem Prediger in Rücksicht auf die Verehrung der Heiligen bisher gegeben worden.

P. Zypr. Diese Gelegenheit benützte er recht gut. Er ließ mir seine Predigt gestern lesen. Vortreflich zeiget er im ersten Theile die wahre Verehrung der Heiligen; und eben so vortreflich zeigt er sodann im zweyten Theile, wie der bewiesenen wahren Andacht zu den Heiligen alles dasjenige entgegen gesetzet sey, was so viele fälschlich für eine Verehrung der Heiligen halten.

Lichst. Ich wollte beinahe die Untertheilungen des ersten Theiles errathen. Da wird die Anruffung der Heiligen, und sodann ihre Nachahmung erkläret werden. Die Gebether zu den Heiligen wird er zeigen, daß sie eigentlich mit

der Anruffung Gottes angefangen, und mit der Bitte zu Gott geschlossen werden müssen; und daß nur im Verlauf des Gebethes von denen Tugenden, wodurch die Heiligen ihre Seligkeit erworben haben, und fähig geworden, um in der Nähe Gottes ihre Bitte mit der unsrigen zu vereinigen, eine lehrreiche und tröstliche Erinnerung gemacht werden dürfe. Die hauptsächliche Nachahmung der Heiligen wird er in der Erfüllung derjenigen Pflichten setzen, die wir Gott, uns selbst, unseren Nebenmenschen, und hierunter besonders unseren Vorgesetzten schuldig sind.

P. Zypr. Sie reden, als wenn auch sie die Predigt gelesen hätten. Nun können sie wohl ebenfalls die Ausführung des zweyten Theiles leicht errathen.

Lichst. Freylich läßt sich diese leicht errathen; weil die unschicklichen Gebether zu den Heiligen, die falschen Offenbarungen, die in Ansehung einiger Heiligen herumgetragen werden, die fabelhaften Vorstellungen der Heiligen in Legenden und Bildern; das übertriebene

und

und schädliche Vertrauen auf die Heiligen, oder wohl gar auf ihre Bilder und Statuen; das Kerzelanzünden bei denselben, und anderer dabei angebrachter Prunk; die schlechte Art, womit die Tage der Heiligen von vielen gefeyert werden; die unerlaubte Feyerung der abgebrachten Festtäge; die Mißbräuche mit den Reliquien; die Vorurtheile, daß die Heiligkeit in den Mirakeln, und sonderbaren unnachahmlichen Handlungen bestehe; die Vermengung und Verwechslung derer von Heiligen ausgeübten wahren Tugenden mit ihren menschlichen nicht nachzuahmenden Fehlern; die Meynungen, daß dieser Heilige in diesem Anliegen ein besonderer und grösserer Patron, als ein anderer Heiliger sey; der Irrwahn, daß man bei den Heiligen selbsten Gnaden erhalten könne, und durch sie gehen müsse, wenn man von Gott Gnaden erhalten will, und so weiter denen im ersten Theile erwiesenen Wahrheiten gerade entgegen gesetzet sind.

P. Zypr. Ich weiß nicht, ob alle Geistliche unseres Konvents mit dieser Predigt zufrieden seyn werden.

Lichtst. Ich zweifle selbst; denn ohne ihnen zu schmäucheln; so sind sie Pater Zyprian, und der Pater Johann Baptist die einzigen, die ich unter ihnen als helldenkende Männer kenne.

P. Zypr. Gott weiß es, daß ich mit meinem geistlichen Stande, obwohl ich denselben als ein unverständiger Jüngling angetretten habe, zufrieden, und ebenso bereitet bin, meine Pflichten immer zu erfüllen. Aber eben deßwegen, weil ich sehe, daß ich die Pflichten des Priesterthums, die mir bei der Priesterweihe auferlegt und empfohlen worden, besser erfüllen könne, wenn ich nicht mehr Mönch bin; so bestrebe ich mich eine Lockalkaplaney oder Pfarre zu erhalten. Sie können nicht glauben, was das für eine Presse für einen mit Essen, Trinken, Schlafen, Brevierbethen, Herumlaufen nicht befriedigten, sondern der Vernunft und christlichen Wahrheit weiter nachgehenden Menschen ist, unter solchen Leuten eine Maschine mitmachen zu müssen; denn mit vielem Lesen, und mit der Anwendung des Gelesenen zieht man sich Verdacht, Abneigung,

Ge=

Gespött, oder wohl gar Verfolgung über den Hals.

Lichst. Trösten sie sich nur mit der sicheren Hofnung, daß ihr Wunsch bald werde erfüllet werden.

P. Zypr. Gott gebe es!

Lichst. Haben sie die Bilder hier in ihrem Klostergange nie mit Aufmerksamkeit betrachtet. Mir sind sie schon öfters sehr aufgefallen; sie stellen die sonderbarsten Handlungen vor.

P. Zypr. Es ist aber nicht einmal alles dasjenige wahr, was auf diesen Bildern vorgestellet wird.

Lichtst. Das weis ich ohnehin, daß die meisten dieser Bilder eine Sammlung gemahlener, so wie die Legenden eine Sammlung gedruckter Fabeln sind, die ihren Ursprung aus den Zeiten der Dummheit herhaben; wo man glaubte, man dürfe zur Ehre der lieben Hei-

ligen

ligen Gottes wacker lügen. Die Ehre und das Interesse der Mönche selbsten und ihrer Klöster war zwar immer dabei die verborgene Haupttriebfeder, die aber, Gott sey Dank! dem größten Theile des Volkes nicht mehr unbekannt ist.

P. Zypr. Deßwegen zörnen auch viele Mönche nicht wenig über die zunehmende Aufklärung. Sie lassen zwar jetzt nicht mehr soviel merken, daß sie wegen des eigenen Interesse darüber zörnen. Sie lassen beinahe auch schon zu, daß der Weltpriesterstand ein vollkommenerer Stand, als der Mönchstand sey; weil sie sich nämlich nach aufgehobenen Exemzionen nicht mehr über die Bischöfe und Weltpriester zu erheben getrauen. Aber hingegen nehmen sie nun immer einen politischen Satz in den Mund, daß es nicht gut sey, wenn die gemeinen Leute zuviel aufgekläret werden.

Lichtst. Das ist gar nicht politisch geredet; denn wenn dieser ihr Satz den gemeinen Leuten zu Ohren kömmt; so müssen dann die gemeinen Leute um so geschwinder und leichter einsehen.

sehen, daß also von jeher die Absicht der Mönche dahin gegangen, und noch dahin gehe, daß die gemeinen Leute in Unwissenheit bleiben sollten. Bauren und Bäurinnen werden mit diesem Satze nicht zufrieden seyn. Sehr viele Bauersleute haben mehr Vernunft, als manche Stadtleute. Sie werden unter sich also reden: Giebt es denn zwo Religionen? eine für die Vornehmeren, und eine für den Bürgers- und Bauernstand? Christus hat ja nur eine gestiftet, und die nämliche hat er befohlen, allen Völkern zu predigen. Nur andere sollen also die wahre, die reine, die uneigennützige, die trostreiche Lehre Christi in ihrem Zusammenhange wissen? Nur sie sollen hierinn aufgekläret werden? wir aber sollen hierinn unaufgeklärt bleiben? Wir sollen eine Menge Albernheiten, Fabeln, und so viele unser gutes Geld aus den Säcken herausziehende Mißbräuche in die Religionsbegriffe und Religionsübungen fortwehrend zu nehmen angeeifert werden?

P. Zypr. Ich will es ihnen nicht abstreiten, daß wirklich mancher vernünftiger Bürger und

Bau-

Bauer so denken, und vielleicht auch so reden wird. Aber die Mönche werden aufbrausend entgegen setzen: das, was man ihnen zur Last lege, gehöre alles nur unter Nebendinge.

Lichtst. Aber das sind ja doch **wesentliche** Hauptsätze sowohl der vernünftigen, als der geoffenbarten Religion, und unseres christkatholischen Glaubens; **daß Gott die ewige** Wahrheit selbst sey; daß Christus sich die Wahrheit genennet habe; daß die Wahrheit Albernheiten und Fabeln gerade und wesentlich entgegen stehe; daß es ein wesentlicher Fehler sey, Nebensachen dem Volke für wesentliche Heilsmittel auszugeben; daß die wesentliche Absicht Christi gewesen, allen Völkern seine Lehre rein zu predigen; und daß hiemit die Anrühmung und geflissentliche Einmengung unächter Andächteleien und Mißbräuche dieser Absicht Christi wesentlich entgegen sey; daß Christus zum wesentlichen des Apostel- und Lehramtes nebst der Wahrheit und Reinigkeit der Lehre auch die Entfernung von allem Eigennutze, von allen zeitlichen Absich-

ten gefodert; und daß also Nebendinge, die aus Privatintereſſe dem Volke gelehret werden, um ſo mehr gegen das Weſentliche des Lehramtes ſtreiten.

P. Zypr. Unſere Obere wollen aber behaupten, daß es ſelbſt für den Staat gut ſey, wenn die gemeinen Leute nicht zu ſehr aufgeklåret werden; und daß der Staat übel beſtellt ſey, wo die Leute keine Religion haben.

Lichtſt. Wer ſagt denn, daß die Leute keine Religion haben ſollen. Sie ſollen ſie haben, und müſſen ſie haben, wenn ſie anders zeitlich und ewig geſichert ſeyn wollen. Aber eben hiezu dienet nur die **wahre und reine Religion Chriſti**, nicht aber das Fabelhafte, Abergläubiſche, und Mißbräuchliche, welches von gewiſſen Mönchen in die Religion eingemenget worden. Durch die wahre reine Religion Chriſti, nicht durch die mönchhaften Nebendinge werden gute getreue Unterthanen und nützliche Mitglieder des Staates gebildet. Gehen wir nur in die Geſchichte hinein; darinn finden wir, daß die meiſten Widerſetzlichkeiten, Rebellionen,

und

und Zerrüttungen der Staaten bei dummen Nazionen, die von ebenfalls dummen oder eigennützigen Seelenhirten geleitet waren, sich ereignet haben. Aufgeklärte Unterthanen überdenken zu sehr die schlimmen Folgen, die aus öffentlichen Gährungen zu ihrem noch grösseren Unglück, und zum Umsturz aller Sicherheit entspringen. Aufgeklärten Christen liegt zu sehr die Lehre Christi und der Apostel am Herzen, daß man seinem Landesfürsten treu und gehorsam seyn müsse. Nur Dumme lassen sich **unter dem Vorwande der Religion,** die doch alle Gewaltthätigkeiten ausschließt, zu Enthusiasten und Fanatikern machen, um sich selbsten ihren Familien, und ihren Nebenmenschen das Messer an die Gurgel zu setzen. Ich bin überzeugt, daß selbst sie, Pater Zyprian ebenso, wie mehrere rechtschaffene Geistliche dieses beklagen; und das neueste Beispiel in Niederlanden als einen Beweis erkennen werden, daß dort dumme von dummen Seelenhirten irre geführte Leute niemal so gegen ihren rechtmässigen Landesfürsten aufgetretten wären, wenn sie über die ächte Religion und das, was dieselbe fodert, wären aufgekläret gewesen.

P. Zypr.

P. Zypr. Ich kann nicht widersprechen; und mir ist leid genug, daß sich dort die katholische Geistlichkeit vor der ganzen Welt als denjenigen Stand darstellet, auf welchen sämmtliche Nazionen, und ihre Regenten ganz besonders ein obachtsames Aug zu tragen haben, um in ihren Staaten Ruhe, Sicherheit, Gehorsam, und Ordnung zu erhalten. Ich mußte neulich lachen, da unser Pater Prior behauptete, dumme Leute seyen besser zu Soldaten, als aufgeklärte.

Lichtst. Das sieht man bei den dummen Türken, die vor einer kleinen, aber wohlgeordneten Trouppe davonlaufen. Gehorsam, Gewöhnung an Ordnung, Kenntniß und Uibung im Kriegswesen, Gegenwart des Geistes macht einen guten Soldaten; und das setzet schon Unterricht und Aufklärung in Ansehung des Militairstandes voraus. Vaterlandsliebe, eigene Ehre, und die Versicherung, daß auch Gott diejenigen gewiß belohnen werde, die mit Gehorsam gegen die Vorgesetzten seine Gebothe erfüllen, sind die Triebfeder des Muthes; und diese bekommen ferners mehrere Kraft durch

Auf-

Aufklärung; da bei dem Dummen nur eine wilde Wuth, und auch diese nur auf einige Zeit arbeitet; und eine solche wilde Wuth läuft nämlich ungeachtet aller vom Mahomet oder vom Pater Kochem gemachten Vorstellungen des künftigen Lebens zuletzt sammt denen davon, welche sie vorher so hitzig und unbesonnen anlaufen machten.

P. Zypr. Unser Pater Prior will es aber sogar aus der heiligen Schrift beweisen, daß nicht alle Leute aufgekläret werden sollen.

Lichtst. Diesen Schriftgelehrten wäre ich begierig zu hören.

P. Zypr. Er sagt: Redete nicht selbst Christus mit dem Volke durch Gleichnisse; da nur den Jüngern Christi gegeben war, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen? * Waren nicht auch bei den ersten Christen schon Ge-

* Math. XIII. 11. Mark. IV. 11. Luk. VIII. 10.

Geheimnisse, die den Katechumenen nicht erkläret worden. *

Lichtst. Ich selbst würde diese geheimnißvolle Lehrart beobachten, sobald ich ihren Patex Prior in Unterricht nehmen müßte. Ich würde ihm nämlich, bis er mir nicht die ersten Grundsätze wohl erlernet hätte, alle übrige Sätze noch geheim halten, die aus jenen folgen, und nach jenen erst verstanden werden können. Und so machte es Christus bei seiner Lehre. Er fieng bei dem abergläubischen Volke erst Gleichnißweise zu reden an, um es zu jener Lehre vorzubereiten, welche die übrigen Jünger schon inne hatten. Dem Schüler und Jünger, der schon die Hauptsätze inne hat, dem ist es gegeben, sogleich zu wissen, wo der Lehrer mit diesem oder jenem Satze hinaus will. Die aber die Anfangsgründe noch nicht wissen, denen ist auch nicht gegeben, die gefolgerten Sätze einzusehen. Das war eine

Haupt-

* Emanuel Schelstratus de Disciplina arcani.

Haupturſache, warum in den erſteren Zeiten der Kirche den Katechumenen nicht alles ſogleich eröfnet worden. Eine Zurückhaltung beobachteten auch die Lehrer der erſten Zeiten vor ſolchen Perſonen, welche nicht nur zu den Geheimniſſen und Gebräuchen der Kirche nicht vorbereitet waren, und noch keine Frucht davon gehabt hätten, ſondern welche auch das ihnen Geoffenbarte zum Geſpött und bösartigen Mißbrauch würden genommen haben. Es gibt ja ſogar unter den dermaligen Chriſten noch viele, die ſich nicht die Mühe nehmen, ein Buch im Zuſammenhang zu leſen, ſondern den nächſten beſten Satz herausſtechen, und ſolchen ſodann entweder aus Mangel der Kentniß, oder aus Bosheit zum Geſpött, oder als einen Beweis einer unrichtigen Lehre aufſtellen wollen. Auch dieſes würde mich vielleicht zu einer längeren Zurückhaltung bei ihrem Pater Prior bewegen. Hätten ſie ihn doch gefragt, was denn für Myſterien den Katechumenen nicht ſogleich erkläret worden. Er hätte es gewiß nicht gewußt, daß hauptſächlich den Katechumenen, bis ſie nicht vorbereitet waren, von den Sakramenten der Taufe und des

Abend=

Abendmahls das Vollständige nicht geoffenbaret worden. * Hätten sie ihn weiter gefragt, ob denn von unserem Heilande, von seinen Jüngern, von den Seelenhirten der ersten Kirche denjenigen Leuten, welche noch nicht zur vollständigen Belehrung zubereitet waren, unterdessen Unwahrheiten, falsche Sachen, Mißbräuche, Vorurtheile beigebracht werden? Das Volk, welches erst zu bekehren war, wurde in soweit geschonet, daß man nicht sogleich gegen alle seine Vorurtheile rasch zu Werke gieng. Aber gebilliget, bestättiget, belobet, empfohlen, oder gar für heilig ausgegeben wurden solche Vorurtheile niemal vom Christus, von seinen Jüngern, und von den Seelenhirten der ersten Zeiten. Bei jenem geheimnißvollen Betragen, welches der Pater Prior für seinen Satz anführen will, war nie die Absicht, das Volk dumm zu lassen, sondern vielmehr

---

* Quid est, quod occultum est, & non publicum in ecclesia? — Sacramentum Baptismi, Sacramentum Eucharistiæ. Opera nostra bona vident et pagani, Sacramenta vero occultantur illis. S. August. Comment. iu Psalm. CIII.

mehr dasselbe zur Aufklärung vorzubereiten, und Schritt vor Schritt endlich der reinsten Wahrheit und den hellesten Begriffen dasselbe näher zu bringen. Jenes Betragen beweiset hiemit vielmehr gegen ihn für die Aufklärung, und für die Unrichtigkeit dieses Satzes, daß es nicht gut sey, wenn alle Leute aufgeklärt werden.

P. Zypr. Wenn man ihm wirklich dieses sagen wollte; so wäre es vergebens gesagt, weil er richtig unter denen ist, denen es noch nicht gegeben ist, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen. Unser guter Pater Johann Baptist hat von ihm schon manche Ermahnung bekommen, dem Volke nicht neumodisch, sondern populär zu predigen.

Lichtst. Der Pater Prior wird zu einer populären Predigt eine grobe rauhe Sprache, Erzählungen aus Exempelbüchern und Legenden, immerzu lustige Ostermärchen, immerzu donnernde Strafreden, oder wohl gar fromme Schimpfe und Scheltworte, und überhaupt die Anpreisung aller Gattung der Volksan-

dächt-

dächteleien fodern. Leider bestehen noch die Hindernisse der Aufklärung in solchen Predigten, oder dergleichen geistlichen Unterredungen, in schlechten Gebethbüchern und unächten Erbauungsbüchern, in gemalenen, geschnitzten, und im Kupfer gestochenen albernen Bildnissen. Wegen meiner könnten diese Bilder da in ihrem Klostergange herumhangen; denn es ist ohnehin bald nicht mehr an ihnen zu erkennen, was sie vorstellen sollen; aber wenn nur nicht mit dergleichen Bildern die Krammläden, die Gebeth- und Lesebücher des Volkes, ihre Wohnungen, die Strassen und Gässen voll wären, um nur in allen Oertern den Leuten etwas vor die Augen hinzustellen, was sie immer und immer von der reinen Religion Jesu Christi entfernet.

P. Zypr. In Ansehung der Predigten wäre bald geholfen, wenn von den Bischöfen den Seelsorgern die Gegenstände vorgeschrieben würden, über welche sie das Jahr hindurch zu predigen hätten. Die Predigten müßten geschrieben werden; und dann könnte der Bischof nachsehen, ob nach der Vorschrift geprediget,

und keine Albernheiten eingemenget worden. In Rücksicht auf die Gebethbücher wäre es noch leichter; denn hierinn ist nur nothwendig, alberne Gebethbücher nicht zum Druck und zum Verkauf zu lassen. Sobald das elende Gezeug nicht mehr zu haben ist; so wird es den Leuten zur Nothwendigkeit, sich die besseren Gebethbücher anzuschaffen. Wir haben schon wirklich schöne und nützliche Gebethbücher; aber durch Aufmunterung der Bischöfe könnten von helldenkenden Geistlichen noch mehrere verfertiget, und verbreitet werden.

Lichtst. Ich wünschte ein einziges vollkommenes Gebethbuch. Haben doch die Geistlichen nur ein Brevier, damit sie gleichförmig bethen; warum sollte nicht auch für die Weltlichen ein einziges gleichförmiges Gebethbuch hinlänglich seyn? Es könnten darinn Gebethe für jedermann enthalten seyn. Gleichwie aber das Brevier der Geistlichen anders eingerichtet werden sollte; so sollte auch das Gebethbuch für die Layen ganz anders eingerichtet seyn, als bisher die meisten Gebethbücher eingerichtet waren. In dem Gebethbuche, welches ich

wünsch-

wünschte, müßte schon kein Gebeth auf einen Heiligen allein lauten, sondern ein jedes müßte mit dem Gebethe zu Gott sich anfangen, und schliessen; und der Verdienste dieses oder jenes Heiligen müßte mit der Bitte zu Gott, daß er dieselben ansehen, und des Heiligen Gebeth mit dem unsrigen vereinigen lassen wolle, nur Erwähnung geschehen. Von Litaneyen wäre ich schon gar kein Liebhaber.

P. Zypr. Der Papst Innozenzius der eilfte verboth wirklich im Hornung des Jahres 1678 einige Tagzeiten von der **unbefleckten Empfängniß** der allerseeligsten Jungfrau; das nämliche that Papst Benedikt der vierzehnte, und verboth andere nicht ungleiche Tagzeiten von der **unbefleckten Empfängniß**, und nicht weniger eine neuntägige Andacht zu Ehren ebenfalls der **unbefleckten Empfängniß Maria.** Wenn Andachten (sagt Muratorius) wider die reine Lehre des christlichen Glaubens laufen; so hat man wohl nichts anderes zu gewarten, als den Fluch, welchen Papst Klemens der eilfte, und nach ihm Papst Benedikt der vierzehnte gegen gewisse Gebräuche haben

ergehen lassen, von welchen man erkannt hat, daß sie **mit dem heiligen Glauben Christi** nicht bestehen können. *

Lichtst. Sehen sie, wie Muratorius meinen Satz bestättiget, daß gewisse Dinge nur für **Nebensachen** ausgegeben, und deßwegen nicht sorgfältig genug hinbanngehalten werden, welche doch immer dem **Glauben** selbst zu nahe tretten. Die Litaneyen (wie ich gesagt habe) wollen mir die meisten nicht behagen. Wenn mich jemand um etwas bäthe, und mir in einem Athem fort hundert verblümte Titulaturen gäbe, und mich unter anderen auch einen **helfenbeinenen Thurm** hieße; so müßte ich ja einen solchen Menschen für unsinnig halten. Der göttlichen Mutter ist es auch gewiß nicht gefählig, daß man sie eine **Himmelskönigiinn** nenne. Ob wir gleich ihr vor allen Heiligen vorzügliche Verehrung schuldig sind; so hat sie doch keine königliche Gewalt im Himmel, sondern sie ist ein Geschöpf, und

nur

* Mur. Von der wahren Andacht letztes Kapitel.

nur eine Fürbitterinn. Gott ist der König Himmes und der Erde. Wer ist diesem gleich; und wen kann man also neben ihm als König oder Königinn begrüssen? Uiberhaupt sollen schon weltliche Machtstitulaturen den Heiligen nicht gegeben werden. Es ist aber leider soweit gekommen, daß sogar Bilder und Statuen besondere Titulaturen bekommen. Auch unächte Bilder und Statuen könnten bald aus dem Umlaufe gebracht, und den Augen des Volkes entzogen werden. Maler, Kupferstecher, und Bilderhändler sollten nichts dergleichen verfertigen dürfen, und die Sache würde sich von selbst beheben. Sie sollen Bilder malen, im Kupfer stechen, in ihren Buden ausstellen, aber nur solche Bilder, die lehrreich sind, und der Geschichte wahrhaft entsprechen.

P. Zypr. Muratorius sagt in Ansehung derer Bilder, die auf der freyen Strasse, an Häusern, auf offenen Plätzen, unter den Schwibögen aufgestellet sind: **Wenn wir betrachten, wie wenige, ja gar keine Verehrung dise Bilder von dem meisten Theile des Volkes davon tragen, ja daß sie**

so=

sogar der Verunehrung, und den Handgriffen der Diebe ausgesetzt sind, sollte man wohl überlegen; ob es nicht geziemender wäre, daß man solchen Bildern in dem Hause Gottes, oder in den Häusern ihren Platz anweise. Über diesen Gebrauch und die Menge solcher ausgesetzten Bilder klagte auch Ambrosius Katerinus sehr, da er von den Bildern der Heiligen handelte. Und das schönste (fährt Muratorius fort) ist noch dieses, daß an verschiedenen Oertern Almosen für einige gesammelt wird, um dieselben zu zieren, Oel und Wachskerzen vor denselben brennen zu lassen. Was gewiß zu seyn scheinet, ist dieses, daß solche gemeine Andacht von sehr geringer Erheblichkeit sey.

Lichrst. Diese Stelle habe auch ich in dem Buche des Muratorius von der wahren Andacht öfters schon gelesen. Er setzet bei, daß er es selbst gehöret, wie ein Prediger ein sehr grosses Lob einer ganzen Stadt gegeben, weil ihre Plätze, Strassen, Häuser, Schwibbögen

mit

mit dergleichen Bildern überflüssig gezieret waren. Die vor solchen Bildern immerzu bethen, könnten wohl auch in der Kirche, und in ihren Häusern bethen. Die übrigen aber treiben nur Unfug, wie es bei Gassenandachten zu geschehen pflegt. Besonders ist aber Muratorius über dieses aufgebracht, daß die Bilder der Heiligen sogar Wirthshäusern und Gasthöfen zum Zeichen und Schilde dienen müssen.

P. Zypr. Ich muß oft lachen, wenn ich bei Bürgershäusern vorbeigehe, und gemalen sehe, wie da bei einem Bäckerladen Maria Hilf auf einem Laib Brod sitzet; dort bei einem Schusterladen Maria Trost aus einem Stiefel oder Pantofel herausstieht; hier vor einer Schneiderwerkstätte Maria vom guten Rath zwischen zwoen Scheeren eingeklammert ist; auf einer anderen Seite bei einem Schmied die göttliche Mutter in einem Hufeisen steht; oder Maria Loretto über dem Eingang zum Haus eines Rauchfangkehrers aufgestellet ist; oder bei einem Kupferschmied oder Bierbräuer Maria Altenöding ober dem Kessel schwebet; oder

bei

bei einem Krammladen Maria Zell in der Mitte anderer herumgemalener Waaren, als Kerzen, Seife, Schuhwichs, Tobakpfeifen, Rauchtobak, Karten, und dergleichen sich befindet; oder bei einem Fleischhackershause Lukas mit dem Ochsen anzeigen sollen, daß da Ochsen und Kälber geschlachtet werden.

Lichtst. Vergessen sie die Weinfässer in manchen Klosterkellern nicht, wo auf jedem Faße ein besonderer Heiliger aufgeschnitzet ist, oder auch eine Lampe vor einem Mariabild im Keller brennet.

P. Zypr. Bei uns selbst ist das Franziskusfaß ein Hauptfaß, wovon schon mancher mehr als fünf Wundmaalen davon getragen hat.

Lichtst. Mein Pater Johann Baptist prediget heut länger, als sonst.

P. Zypr. Es ist wirklich erst eine Viertelstunde, daß er auf der Kanzel steht. Er prediget nie länger, als eine starke halbe Stun-

de; und auch die heutige Predigt wird nicht länger dauren.

Lichtst. So erklären sie mir unterdessen die eine und die andere Geschichte, die da auf ihren Klosterbildern abgemalen ist.

P. Zypr. Diese Bilder da habe ich nicht nothwendig, ihnen zu erklären, die kennen sie ohnehin, daß das eine Maria Heimsuchung, und das andere die Flucht in Aegypten vorstellet.

Lichtst. Daß doch aber meistens auf diesen Bildern ein Esel vorgestellet wird, wie die göttliche Mutter darauf sitzet, und der Esel vom heiligen Joseph geweiset wird. In der heiligen Schrift steht kein Wort davon.

P. Zypr. In der heiligen Schrift steht freylich nichts davon. Habe ich doch schon in Predigten gelesen, daß die Hirten dem Kinde Jesu zur Krippe dasjenige als Gabe gebracht haben, was sie zu Jerusalem auf dem Wochenmarkte um theures Geld hätten anbringen können;

nen; daß das Kind Jesu sammt seinen. Aeltern alles dessen zwar nicht bedürftig gewesen, weil alle von Engeln reichlich mit allen versehen worden, und aber doch in der größten Armuth gewesen; daß der heilige Joseph, welcher bei der Flucht in Aegypten den ganzen Handwerkszeug hat zurücklassen, und sich einen neuen Werkzeug hat in Aegypten anschaffen müssen, nicht einmal die Reise nach Aegypten hätte antretten können, wenn ihm nicht die drey grundreichen Könige mit nicht wenigem Gelde zu Hilfe gekommen wären. Wo steht etwas in der heiligen Schrift von solchen Gaben, vom Wochenmarkte, vom Handwerksgeuge, und von den Weisen aus Morgenland, daß sie drey, und daß sie drey Könige waren?

Lichtst. Von diesen steht ganz sicher nichts in der heiligen Schrift.

P. Zypr. In der heiligen Schrift steht auch nichts, daß im Stalle zu Bethlehem abgenütztes Stroh, und zwey Lastthiere gewesen, daß Christus die armen Hirten ehe, als diejenigen,

gen, die seines Standes waren, nämlich die Könige beruffen habe.

Lichtst. Nachdem Christus als ein Armer gebohren werden wollte; so dächte ich, daß ehe die Hirten seines Standes gewesen; denn man muß ja doch auf den Stand sehen, den er beim Eintritte in die Welt genommen hat. **Christus war kein irrdischer König**, und er wollte keiner seyn; und die **Weisen** waren keine himmlische Könige. Ich weis hiemit nicht, wie sie eines Standes seyn konnten, besonders da nirgens in der Schrift die Weisen für Könige ausgegeben werden, wie Pater Zyprian selbst vorhin ganz gut angemerket hat.

P. Zypr. Das ist noch nicht alles; in der heiligen Schrift steht: Es waren Hirten in derselben Gegend, die wachten, und hüteten des Nachts ihre Heerde. * Ich habe aber Predig=

* Lucas II. 8. Et Pastores erant in regione eadem vigilantes, & custodientes vigilias noctis super gregem suam.

digten gelesen, worinn die Hirten durch eine englische Nachtmusik, nämlich mit einem himmlischen Gesange sanft aus dem Schlummer erwecket worden. Sieht eine solche Predigt nicht so aus, als wenn sie aus einer Legende herausgeschrieben wäre? oder als wenn der Prediger sich einen Krippelspieler zum Muster genommen hätte? O elende Exegetik!

Lichtst. Nun solche Prediger sind im Irrwahn, daß das Populärpredigen solche Krippelspielereien fodere, und daß Bauersleuten schon gar nichts anders geprediget werden müsse. Arme Bauersleute! nach der Absicht einiger Geistlichen sollt ihr einmal dumm seyn, und dumm bleiben. Nur euch, solle man Erdichtungen und Spielwerke, und unächte Andächteleien immer in die Religion Christi einmengen, damit ihr niemal das Reine ganz einsehet.

P. Zypr. Diese Absicht wird aber bald verfehlet seyn; denn die Bauernkinder werden in den Schulen zur heilsamen Aufklärung schon vorbereitet; und auch die erwachsenen Bauern merken es aus denen von ihren Kindern gegebe-

nen

nen Proben richtigerer Begriffe, daß es vorhin mit dem Unterrichte des gemeinen Mannes übel ausgesehen. Ich kenne einige schon erwachsene und bejahrte Bauern, die denjenigen zum Trotz, welche sie in der Finsterniß lassen wollten, sich nun selbst immer mehr und mehr herumsehen, der Aufklärung nachgehen, die hiezu dienlichen und faßlich geschriebenen Bücher lesen, und ihre Kinder mit aller Sorgfalt zur Schule anhalten. Erst neulich redete ich mit einem Bauern, und verwunderte mich über die guten Erbauungsbücher, von denen er mir sagte, daß er sie lese. Beinahe hätte er meine Verwunderung übel genommen. Hat denn mich (sagte er nach seiner platten Art) Gott Vater zu einem Esel erschaffen? Ich bin ja auch Mensch, dem die Vernunft nicht umsonst gegeben ist. Hat Gott Sohn (fuhr er fort) für die Bauern etwa eine andere Religion gestiftet, damit sie Eseln bleiben sollen; Ich lese in der heiligen Schrift vielmehr, daß Christus zu dem gemeinem Volke vor allen anderen seine Predigten gehalten, und demselben nichts, als lautere Wahrheiten vorgesagt

sagt hat. Der Geist Gottes ist gekommen, um die Apostel die Wahrheiten zu lehren, welche sie durch die ganze Welt allen Völkern predigen sollten; und sie predigten auch den Völkern durch die ganze Welt nichts, dann Wahrheiten, ohne daß sie etwas Falsches dazu gemenget hätten. Auch das Fest der Auferstehung und Pfingsten steht für die Bauern ebenso, wie für andere im Kalender.

Lichtstr. Dieser Bauer ist sicher kein Dummkopf. Ja, ja! es wird denjenigen, welche behaupten, daß es nothwendig sey das gemeine Volk in der Dummheit zu erhalten, in kurzer Zeit nicht mehr so leicht seyn, bei Bauersleuten die geistlichen Krammereiwaaren und andächtigen Spielwerke für baares gutes Opfergeld anzubringen. Ich wette, daß es in Städten noch länger hergehen wird, bis die Aufklärung die Oberhand gewinnt; weil unter den Stadtleuten noch eine Menge vom Müssiggange, Feyerlichkeiten, Wohllust, Ergötzlichkeiten und auch von solchen Geistlichen, dergleichen

meh=

mehrere daselbst, und in grösserer Anzahl, als auf dem Lande für die Erhaltung des alten Sauerteiges eifern, von der Aufklärung hinzudanngehalten wird. Einige Bürger sitzen den ganzen Tag im Wirthshause, so wie einige Vornehmere den ganzen Tag beim Spieltische; und die Kirche selbst dienet ihnen meistens nur zur Unterhaltung, oder zur maschinmässigen Verrichtung gewohnter Andachten.

P. Zypr. Es ist gut, sagt mein Pater Prior, wenn die Leute in Religionssachen nicht viel nachdenken, weil der Kohlenbrennerglaube der beste ist.

Lichtf. In Rücksicht auf die Geheimnisse unseres Glaubens, die wir mit der Vernunft nie ergründen werden, hatte der Kohlenbrenner recht, daß er nur immer sagte; ich glaube, was die katholische Kirche glaubt; und die katholische Kirche glaubt das, was ich glaube. Aber dieser Kohlenbrennerglaube geht nicht auf das, was nicht von der katholischen Kirche, sondern nur von den Schwärmern dem Volke vorgetragen worden; und was denen in der hei-

ligen

ligen Schrift, und in den ächten Urkunden unserer heiligen Kirche sattsam erklärten Glaubens- und Sittenlehren entgegen gesetzet ist. Kein Kohlenbrenner wäre doch zu loben, wenn er seine Kohlen für eine falsche Münze hingäbe, oder Kohlen statt Brod essen wollte. Nun, wie soll denn also bei einem Kohlenbrenner so lobenswerth seyn, wenn er für seinen Geist nur mit einer kohlenmäßigen Nahrung vorlieb nehmen, und die wahren Heilsmittel mit einem falschen in Rücksicht auf die Seeligkeit keinen wahren Werth habenden Gezeuge vertauschen wollte. Darf er das Geld wohl ansehen, was er für seine Kohlen einnimmt, ob es gut, oder nicht gut sey; so darf er wohl auch um so mehr das, was seine Seligkeit angeht, wohl ansehen, ob wirklich das ächte Gepräg der Kirche daran sey.

P. Zypr. Machen sie mir das Herz nicht schwer, welches jedem Vernünftigen bei Erinnerung dessen, was von einigen der Mönche in die Welt und in die Religion gebracht worden, aus Liebe für die Religion und den Staat wirklich bluten sollte. Vernünftige Männer wer-

werden aber auch nach den Regeln der Thatenzurechnung manchen Mönch entschuldigen, der in der Jugend und Unüberlegenheit in die Kapuze und in die Zelle sich bringen ließ; daselbst keine andere Erziehung bekam; von allen Aufklärungsmitteln beraubt war; folglich die Mönchsbegriffe mit Saft und Blut hineinbekam. Wie hätten bei solchen Umständen viele eine Lust bekommen sollen, sich selbst zu bilden? Die wirklich hiezu eine Begierde spürten, hatten doch nicht den Muth, die nöthigen Mittel zu ergreiffen, und dieses an sich bemerken zu lassen. Ich verdenke keinen, der auch dem besten Mönche nicht viel zutraut, bis derselbe nicht offenbare und standhafte Beweise einer besseren Denkungsart giebt. Ich verdenke keinen, der deswegen die Mönche im scharfen Zaum und in genauer Beobachtung hält. Aber Mitleiden fodert doch auch jede Gattung Mönche; denn daß sie das sind, was sie sind, hieran hat doch selbst die Kirche und der Staat Schuld. Man hätte längst sie von Seite der Kirche und des Staates nicht so begünstigen sollen; so wären so viele, die jetzt Mönche mit

verdorbenen Begriffen sind, nützliche Mitglieder der Kirche und des Staates geworden.

Lichtst. Hierinn bin ich ihrer Meynung. Ich sehe aber auch, daß mit den Mönchen bei ihrer Aufhebung recht gut umgegangen wird, und daß sie auch nachhin gut pensionirt, oder wohl gar recht gut befördert werden.

P. Zypr. Ein Mönch muß wirklich beschämet werden, wenn er die Geschichte liest, und die Art, mit welcher oft Mönche gegen Weltliche verfahren sind, mit derjenigen Art zusammhält, mit welcher Mönche bei ihrer Aufhebung von den Weltlichen behandelt werden.

Lichtst. Arme Juden, und andere, die ihre vom katholischen Glauben verschiedene Religion nur für sich hielten; weil sie hierinn von Jugend auf erzogen, und eines besseren nicht überzeuget waren; und dabei nicht im Stande waren, die katholische Religion selbst unrein zu machen, wurden auf Anordnung der Mönche um ihr Hab und Gut gebracht, und mit Feuer und Schwerde vertilget. Mit Mönchen aber,

die

die gewis mit sovielen Fabeln, abergläubischen Dingen, und gemeinschädlichen Lehren die Religion Christi selbst unrein gemacht haben, wird ganz klug alle Nachsicht getragen; und immer sowohl auf die Umstände, durch welche die Mönche zu solchen Mönchen geworden, als auch auf die sich darunter befindlichen gutdenkenden, und mit rechtschaffenen Handlungen sich auszeichnenden, oder auszuzeichnen fähigen Männer Rücksicht genommen. Das ist freylich ein Unterschied.

P. Zypr. Kommen sie ietzt her; ich will ihnen das Bild zeigen, mit welchem uns neulich der Pater Prior gegen die Aufhebung der Mönche getröstet hat. Dieser Heilige (sagte er) war nicht umzubringen. Und so sind auch die Klostergeistlichen nicht um das Leben zu bringen.

Lichtst. Wer will denn die Klostergeistlichen um das Leben bringen? Man will sie vielmehr gut, vernünftiger, und nützlicher leben machen. Was ist denn das für ein Heiliger, der nicht

umzubringen war? Ist es dieser da, der keine Füsse hat, sondern einem Blocke gleich sieht?

P. Zypr. Nein! dieser ist es nicht. Dieser Heilige ist nur der heilige Martyrer Arkadius, dem erstens alle und jede Glieder der Finger, dann die Hände von den Armen, dann die Arme von den Ellenbogen, dann die Ellenbogen von den Schultern, dann die Schultern und die Achselglieder von dem Leibe, dann die Zehen von den Füssen, dann die Füsse von den Schinbeinen, dann die Schinbeine von den Knieen, dann die Kniee selbsten, dann die Schenkel von den Hüften, dann beide Hüfte selbsten dergestalt abgeschnitten wurden, daß er zum Block ward, wie es der Pater Kochem ausführlich beschreibet.

Lichtst. Hier denke ich auf meinen Baillet, der in seiner Abhandlung von den Geschichten der Heiligen sagt; daß oft nur von den Legendenschreibern diese oder jene neue Art der Grausamkeit; dieser oder jener neue Kunstgriff, die Martyrer von der Standhaftigkeit abzubringen; diese oder jene Erfindung besonderer Tormenten

den

den Richtern, Tyrannen, und Scharfrichtern angedichtet worden. *

P. Zypr. Ich bin der nämlichen Meynung. Unser Erlöser ist doch selbst für uns gestorben, und vorher verspottet und gepeiniget worden. Auch durch den wegen der Wahrheit des christlichen Glaubens von Aposteln, vom heiligen Stephanus, von so vielen Jüngern Christi standhaft erlittenen Tod wurde unsere heilige Kirche befestigt, und ausgebreitet. Aber von diesen liest man in der heiligen Schrift, oder in ächten Urkunden nichts, daß sie mit sovielen neu erfundenen Peinigungen hergenommen worden; daß sie bei dieser und jener grausamsten Peinigungsart, die sonst den menschlichen Körper zu Grund richten müßte, ohne alle Schmerzen, und ganz unversehrt geblieben.

Lichtst. Die Legendenschreiber, welche nach Bekenntniß des Baillet ebenfalls so viele Wunder erdichteten, überdachten nicht, daß ihre Erdichtung ganz den Zweck verfehle. Warum dich-

---

§. 10.

dichteten sie denn nicht noch dazu, daß der Scharfrichter auch gar nicht im Stande war, diesem oder jenem Heiligen, in dessen Leib kein Peinigungsinstrument eingieng, den Kopf abzuschlagen. Immer floh zuletzt doch der Kopf davon; und obgleich einigen Heiligen angedichtet wird, daß sie die abgeschlagenen Köpfe in die Hände genommen, und etwelche Schritte damit gegangen sind; so setzten sie doch nicht wieder die Köpfe dergestalt auf den Leib, daß sie mit ihrem Kopfe wie vorher fortlebten. Auf diese Weise hätten freylich die Legendenschreiber die christkatholische Religion geschwinder ausgebreitet, als es die heiligen Jünger Christi im Stande waren. Denn die Prediger des Evangeliums wären von den Heiden vergebens eingefangen, vergebens gepeiniget, vergebens enthauptet, vergebens ersäuft, und vergebens wie immer getödtet worden. Sogleich wären sie wieder als Prediger da gewesen; sie hätten gar nichts empfunden; und die Heiden hätten nie sagen können: wir haben ihnen mit einem Schwerdstreiche die Zauberei aufgelöset. Von unserem Heilande und bei seinen Aposteln sind erstens Wunder und Zeichen nicht für

Haupt=

Hauptbeweise der Wahrheit ihrer Lehre ausgegeben worden.* Zweytens sieht man dort Wunder, die meistens zur Hilfe des armen, kranken, und bedrangten Nebenmenschen gewirket worden. Drittens aber liest man nicht, daß ihre Leiber gegen alle Peinigungen durch Wunder unempfindlich geworden. Sie haben standhaft die Wahrheit geprediget, haben standhaft alle Schimpfe, Verspottungen, und Peinen ausgestanden. Der standhafte Eifer in der Lehre bei empfundenen Verfolgungen und Peinen, und die einleuchtende Wahrheit dieser Lehre waren Ursache, daß das Evangelium so geschwinde Verbreitung und Oberhand über die Albernheiten des Heidenthums und der jüdischen Synagogen erhalten.

P. Zypr. Das Leiden Christi und der Apostel wird wirklich in der heiligen Schrift und in den ächten Urkunden unserer Kirche lange nicht so beschrieben, wie das Leiden dieses Heiligen, welchen sie da gemalen sehen, und von wel-

* Math. XII. 38. XVI. 1 - 4. Mark. VIII. 11. 12. Luk. XI. 16. - 29. XXIII. 8. Joh. IV. 48.

welchem der Pater Prior nach der Legenden-sprache des Paters Kochems sagt, daß er nicht umzubringen war.

Lichtst. Wie heißt dieser Heilige, der so gar nicht umzubringen war?

P. Zypr. Der heilige Bischof Klemens von Anzyra. Im zwanzigsten Jahre seines Alters wurde er Bischof. Domizianus ließ ihn Anfangs mit eisenen Kämmen zerreissen, und die Henker mußten ihm die Haut und das Fleisch von dem Leibe herabkratzen.

Lichtst. Hierüber hätte er wohl seinen Geist bald aufgeben sollen; denn wenn einem einmal die Haut und das Fleisch vom Leibe hinweggekratzet ist, so besteht der Leib in nichts anderem mehr, als in Beinen; und so tödtliche Wunden können einen nicht mehr lange leben lassen.

P. Zypr. Er gab in währenden Tormenten nicht das geringste Zeichen einer Traurigkeit von sich; und die Schergen konnten vielmehr ih-

ihre Arme nicht bewegen. Der Landpfleger ließ zwar sogleich neue Schergen kommen, so ihm das noch übrige Fleisch vom Leibe abkratzen sollten.

Lichtst. Also ist doch noch hie und da ein wenig Fleisch an den Beinen geblieben?

P. Zypr. Kochem erholet sich ja wieder, und läßt ihn nach etwelchen Zeilen nur wie ein rohes Fleisch aussehen. Da auch den neuen Schergen die Arme unbeweglich wurden; so wurde er nachhin auf Befehl des Landpflegers von vielen gottlosen Buben mit Steinen auf den Mund, auf die Backen, auf die Nase, auf die Stirne dergestalt geschlagen, daß er nach dem kochemischen Ausdruck die menschliche Gestalt verlor, und einem geschundenen Wildprät gleichsah.

Lichtst. Und hierauf hat er seinen Geist noch nicht aufgegeben?

P. Zypr. Noch lange nicht. Der Landpfleger wollte ihn für weitere Peinigungen aufbehal-

halten, und deswegen in das Gefängniß tragen lassen. Er jagte aber alles von seinen beiden Seiten hinweg, und gieng von sich selbst dem Gefängnisse zu. Der Landpfleger schickte ihn sodann nach Rom zum Kaiser, welcher es nicht glauben wollte, daß der Heilige, der von einem so frischen Angesichte war, schon so viele Tormenten ausgestanden habe.

Lichtst. Ich bin in diesem Stücke wie jener Kaiser; denn ich glaube es auch nicht.

P. Zypr. Der Kaiser befahl hierauf, ihn an ein Rad zu binden. Das Rad war also gemacht, daß es dem, der darauf gelegt wurde, Arm und Bein in Stücke brach. Eben dieses Rad wurde mit ihm herumgetrieben, Arm und Beine wurden ihm dabei zerschmettert; und die Henker stunden auch noch dabei mit knottigten Prügeln, und schlugen ganz unbarmherzig auf den heiligen Leib. Allein das Rad stand bald von sich selbst still; diejenigen, die es umtrieben, wurden kraftlos; und der Heilige, ehe ihn jemand herabgelöset hat, ward von allen Stricken befreyet, und an allen Gliedern

gesund. Weswegen der Kaiser ganz zornig sogleich befahl; den Mund des Heiligen mit grossen eisenen Nägeln zu zerschlagen; worüber ihm auch die Zähne aus dem Munde sprangen, und der Kinnbacken zerschmettert wurde.

Lichtst. Nun zweifle ich freylich nicht mehr, daß ihm die Legendenschreiber auch Zähne und Kinnbacken werden restituiret haben.

P Zyp. Hievon wird in der Legende nichts gemeldet. Allein bald darauf wurde er wieder mit rohen Ochsensennen abermal so geprügelt, mit eisenen Hacken am ganzen Leibe so zerrissen, mit Fackeln so gebrennet, daß die Gebeine wieder vom Fleische entblößt gesehen wurden. Der Heilige aber zuckte sich nicht einmal über dieses Torment.

Lichtst. Und ich kann doch nur bei Anhörung dieser Geschichte mich des Zuckens nicht erwehren.

P. Zypr. Der Kaiser Dioklezian sagte selbst: Ich habe viele Christen peinigen lassen; aber

ein

ein solcher ist mir noch niemal vorgekommen. Ich will ihn zu dem Kaiser Maximinianus meinem Mitregenten nach Nikomedien schicken; ich weis, er wird sein Lebtag kein härteres Fleisch gesehen haben. Agathangelus, der allein von allen Anhängern des Heiligen mit dem Leben glücklich davon kam, weil die anderen alle enthauptet worden, fuhr mit dem Heiligen nach Nikomedien; und weil sie beide bei Tag gar für keine Leibsnahrung besorgt waren, schickte ihnen Gott des Nachts durch seine Engel himmlische Speisen. In Nikomedien gab sich zwar der Kaiser Maximinianus mit ihnen nicht ab, sondern übergab sie dem Staathalter Agrippinus.

Lichtst. Da gieng also die Marter wieder vom neuen, und ungezweifelt auf eine andere besondere Art an?

P. Zypr. Uiber den heiligen Agathangelus wurde Anfangs nur mit Ochsensennen hergegangen. Aber sankt Klemens wurde mit beiden Armen an ein Holz in die Höhe gebunden, und dann wurden ihm mit Messern an

allen

allen fleischlichen Gliedern ganze Stücke Fleisch herausgeschnitten.

Lichtst. Starb er noch nicht hievon?

P. Zypr. Nein! deßwegen wurden des anderen Tages wilde Thiere auf sie ausgelassen; diese spielten aber mit ihnen, wie die Hunde.

Lichtst. Das ist ein Mirakel, welches den Legendenschreibern in mehreren Lebensbeschreibungen brauchbar war. Jetzt aber wird es doch einmal auf die Enthauptung kommen?

P. Zypr. Noch lange nicht. Der Statthalter, der beinahe schon verzweifeln wollte, ließ in seinem Grimme spitzige Schuhahlen ganz glühend machen. Die Schergen mußten diese glühenden Schuhahlen den Heiligen unter den Nägeln der Finger hineinstechen, und so lange bohren, bis daß die Spitze der Schuhahlen hinter den Ellenbogen hinaushiengen.

Lichtst. Das müssen lange Schuhahlen gewesen seyn!

P. Zypr.

P. Zypr. Zugleich wurden ihnen andere glühende Schuhahlen bei den Achseln hinein, und bei den Schultern wieder herausgetrieben. Bei dieser Peinigung mußte aber der Staathalter sammt den Seinigen die Flucht nehmen, um nicht von dem Volke mit Steinen todt geworfen zu werden.

Lichtst. Also sind die Heiligen dem Tyrann entkommen?

P. Zypr. Er ließ sie sogleich wieder fangen, ihnen die Beine in Stücke zerschlagen; das Fleisch am ganzen Leibe mit Prügeln zerschmettern; sie in Säcke einbinden, und dann mit angehenkten schweren Steinen von einem Berge herab in das tiefe Meer stürzen.

Lichtst. Bei zerschlagenen Beinen, und zerschmettertem ganzen Leibe waren sie nun also gewis schon ehe todt, als sie in das Meer fielen.

P. Zypr. Die Heiligen blieben eine Zeit lang unter dem Wasser verborgen; kamen aber her-

hernach wieder auf das Wasser; und als etliche Christen die Säcke aufmachten; waren sie wieder gesund gefunden.

Lichtst. Pater Prior hätte recht gesagt, daß dieser ein Heiliger sey, der gar nicht umzubringen gewesen, wenn die Geschichte wahr wäre.

P. Zypr. Von Nikomedien wurden die Heiligen wieder nach Anzyra dem Richter Eurizius zugeschickt, auf dessen Befehl dem heiligen Klemens ein glühendes Eisen zwischen die Achseln gestochen, und sodann auch ein glühender Sturmhut auf das blosse Haupt gesetzet, welcher ihm den Dampf zum Mund, Nasen und Ohren ausjagte, sonst aber keinen Schaden zufügte. Eurizius war also gezwungen, sie dem amesinischen Staathalter zu überschicken, damit auch dieser seine Grausamkeiten an ihnen probiren sollte. Dieser ließ sie auch sogleich in eine Kalchgrube werfen. Weil sie noch nicht getödtet waren, ließ er ihnen Riemen aus den Rücken schneiden, sie sodann auf feurige Better legen, und lebendig

bra-

braten. Weil aber die Heiligen auf diesen Bettern ohne Verletzung ganz sanft schliefen, schickte sie der amesinische Staathalter dem Kaiser Maximinianus wieder zurück.

Lichtst. Dieser Kaiser hat aber schon ehe bewiesen, daß er sich mit ihnen nicht abgeben wolle.

P. Zypr. Dießmal ordnete aber Maximinianus selbst die Marter an. Er ließ nämlich einen grossen Ofen anzünden, und die heiligen Martyrer hineinwerfen. Allein sie blieben einen ganzen Tag und Nacht unverletzt darinn; und ebenso war der Kaiser nicht im Stande, mit denen hierauf versuchten noch stärkern Tormenten sie um das Leben zu bringen. Sie wurden also wieder in den Kerker geführet, worinn sie vier ganzer Jahre gefangen saßen. Endlich übergab sie der Kaiser einem Götzenpriester, damit auch dieser seine Kunst mit ihnen versuchen sollte.

Lichtst. Nun fürchte ich sehr, daß die Heiligen doch endlich einmal unter den Händen dieses Priesters werden haben unterliegen müssen.

P. Zypr. Dieser verfluchte Priester (sagt Pater Kochem) gieng über die Heiligen bald mit süssen Worten, bald mit Bedrohungen. Da er aber sah, daß alle seine Mühe vergebens sey; ließ er sie solang mit Prügeln auf die Schultern schlagen, bis das Schulterblatt sich von einander theilte. Darnach wurden sie mit Dörnern solang in die gemachten Wunden geschlagen, bis daß auch das Gelenk von dem Rückgrad von einander sich theilte, und man ihnen in den hohlen Leib hineinsehen konnte. Statt ihrer ist aber der Priester in Ohnmacht gefallen, und da er von seinen Bedienten nach Haus getragen wurde, giengen die Heiligen auch wieder in die Gefängnisse.

Lichtst. Dieser Götzenpriester, soviel ich aus der Ohnmacht schliessen kann, muß doch mitleidiger und weichherziger gewesen seyn, als die Patres Inquisitores, die nicht nur ohne

Ohnmacht, sondern vielmehr mit Herzenslust und innerstem Vergnügen zusehen konnten, wenn ihre Nebenmenschen auf den Scheiterhaufen geworfen, oder schon vorher bei der Inquisizion grausamst gefoltert worden. Und über die Grausamkeiten der Inquisizion sind doch verläßlichere Dokumenten vorhanden, als diejenigen sind, woraus die Legendenschreiber die besonderen Peinigungsarten für die Lebensbeschreibung manches Heiligen sich zusammgeschmiedet haben.

P. Zypr. Nun kam aber Maximinus ein gewaltiger Tyrann daher, welcher die heiligen Martyrer in seiner Gewalt zu haben begehrte. Der Kaiser gab ihm völlige Gewalt, mit ihnen nach Belieben umzugehen.

Lichtst. Ich wette, Maximinus wäre nicht daher gekommen, wenn ihn nicht die Legendenschreiber hergeholet hätten, um die Marter anhaltender und ausserordentlicher zu machen.

P. Zypr.

P. Zypr. Dieser Tyrann befahl, grosse spitzige Steine in die Erde zu setzen, den heiligen Klemens mit blossem Leibe darauf zu legen, und auf ihn mit dicken Hölzern zu schlagen. Die Schergen zerschlugen ihm auch die Rippen und das Brustblatt, den Bauch und das Eingeweid; und die spitzigen Steine drangen hinten bei dem Rücken hinein. Aber ungeachtet er vorne ganz zerschmettert, und auf dem Rücken ganz durchbohret war, blieb er doch nicht nur beim Leben, sondern auch bei der Kraft, zerschmettert und durchbohrt wieder in den Kerker gehen zu können. Auch sein Gespann Agathangelus blieb gesund, ob ihm gleich glühendes Blei auf das Haupt gegossen wurde. Maximinus sagte hierüber dem Kaiser: **Diese zween Heiligen müssen unsterblich seyn.** Allein es war sogleich wieder ein anderer da Namens Aphrodisius ein Persianer, welcher sich über diese zween Heiligen Gewalt ausbath, um seine Grausamkeit ohne Hinderniß an ihnen auszuüben.

Lichtst. Es wird aber bald keine Peinigungsart mehr geben, die diese Heiligen nicht schon

ausgestanden haben. Mit Kämmen zerreissen; das Fleisch vom Leibe herabkratzen; das ganze Gesicht mit Steinen zerschlagen; auf einem Rade Arm und Bein in Stücke brechen; grosse eisene Nägel in Mund durch die Zähne hineinschlagen; den Leib mit eisenen Hacken zerreissen, in Säcke stecken, und mit Steinen beschwert in das Wasser werfen; mit Fackeln brennen; mit Messern von allen fleischlichen Gliedern ganze Stücke herabschneiden; den wilden Thieren vorwerfen; glühende Schuhahlen theils unter den Fingern hinein, und beim Ellenbogen hinaus; theils bei den Achseln hinein und bei den Schultern heraustreiben; abermal ein glühendes Eisen zwischen die Achseln stechen; einen glühenden Sturmhut auf das blosse Haupt setzen; in eine Kalchgrube werfen; Rieme aus dem Rücken schneiden; auf feurige Better legen, und lebendig braten; in einen brennenden Ofen werfen; das Schulterblatt einschlagen; den Leib auf spitzige Steine legen, und mit Prügeln und dicken Hölzern so darauf schlagen, daß der Rückgrad von Steinen durchbohrt, Brustblatt, Bauch, Eingeweid, und Rippen zerschmettert werden. Ich weis nicht,

was

was auſſer dem Enthaupten, oder Halszuſchnürren, oder Erſchieſſen noch für ein anderes Mittel erdacht werden könnte, jemanden um das Leben zu bringen.

P. Zypr. Im Oel hätten ihn ja die Legendenſchreiber auch noch ſieden, oder auf glühendem Eiſen gehen, oder ihm Glasſcherben einreiben laſſen können; dergleichen bei mehreren Lebensbeſchreibungen auf ganz gleiche oder nur mit wenigen Worten veränderte Art vorkömmt. Aphrodiſius wollte was gelinderes verſuchen. Er ließ ſie in ſein Haus bringen, und ſetzte ſie ganz höflich zu einer mit allerhand koſtbaren Speiſen wohlbeſetzten Tafel, auf daß ſie eſſen, und ihre Kräfte ergänzen ſollten.

Lichtſt. Das war geſcheider.

P. Zypr. Sie aſſen aber keinen Biſſen; bedankten ſich, und ſagten: Gott der Herr ſchicket uns himmliſche Speiſen; daher haben wir keine Luſt zu irrdiſchen Mahlzeiten; worüber Aphrodiſius erzörnt, zween groſſe Mühlſteine bringen, und einem jeden Heiligen einen an

den

den Hals binden, und sie mitten durch die Stadt schleifen ließ.

Lichtst. Da waren sie also erdrosselt, oder ihnen die Köpfe durch die Mühlsteine gar vom Leibe gerissen.

P. Zypr. Sie blieben frisch und gesund, wie vorher; obschon noch dazu in allen Gässen, durch welche sie geschleifet wurden, die Soldaten mit Steinen auf sie werfen mußten. Auf die Frage also, was mit diesen unsterblichen Christen weiters angefangen werden solle, hieß es: **wieder in den Kerker.** Allein bald darauf wurden sie wieder hergenommen; und dem Agathangelus wurden glühende und spitzige eisene Häftlein mit Gewalt durch die Ohren bis zu dem Hirn hineingeschlagen. Dem heiligen Klemens aber wurden täglich hundert und fünfzig Wunden in das Haupt und in das Angesicht geschlagen.

Lichtst. Das nimmt gar kein End, soviel ich höre.

P. Zypr.

P. Zypr. Und itzt auf einmal hat es ein End; denn Agathangelus wurde vor die Stadt hinaus geführet, und enthauptet; und da sankt Klemens zu Weihnachten in der Kirch Meß las, wohin er von Christen aus dem Kerker gebracht worden, kamen viele Soldaten plötzlich in die Kirche, wovon einer dem heiligen Klemens das Haupt abschlug; die anderen aber denen zween Leviten, die dem Heiligen am Altar dienten, den Garaus machten.

Licht. Nachdem die Heiden doch nur zur Hauptabsicht hatten, den Heiligen aus dem Wege zu räumen, damit er nicht mehr den christlichen Glauben sollte predigen können; so nimmt es mich Wunder, daß nicht schon ehe einer auf den Gedanken verfallen, es mit dem Schwerde zu versuchen, ob denn diese Heiligen wirklich unsterblich seyn.

P. Zypr. So steht es einmal geschrieben. Dergleichen Geschichten sind noch mehrere in Legenden, die ich nicht nur wegen Kürze der Zeit itzt nicht erzählen könnte, sondern auch deswegen nicht erzählen wollte, weil das Unglaubliche

auch auf eine gräusliche und unsittliche Art beschrieben ist. Genug sie kennen itzt den Heiligen, der wenigstens durch so lange Zeit gar nicht umzubringen war.

Licht. O die lieben Heiligen Gottes, die durch die göttliche Gnade die ewige Belohnung für die Tugenden erworben haben; die gewis nichts anderes verlangen, als daß auch wir durch Tugenden zu ihnen kommen sollen; die immer Prediger und Zeugen der Wahrheit waren, und im Himmel gewiß nicht durch Lügen geehret werden können, auch eines lügenhaften Lobes gar nicht bedarfen; wie sehr misfählig müssen ihnen die Erdichtungen der Legendenschreiber seyn, durch welche sie mehr entehret, als verehret werden; weil bei solchen Erzählungen das Unglaubliche und geflissentlich Uibertriebene die Leute hindert, den wahren Werth der Heiligen und der Tugenden einzusehen. Ich habe bei dieser Geschichte vom heiligen Klemens, worinn soviele Erdichtungen konzentrirt sind, soviel Eckel, daß ich mir die noch gräuslicher und unsittlicher beschriebene Marter anderer Heiligen gar nicht zu hören verlange. Vom Herzen wünsche ich,

daß

daß solche Beschreibungen von Niemanden gelesen, oder gehöret werden. Man sollte beinahe nicht glauben, daß es jemals möglich war, solchen offenbaren Unsinn bei den Leuten für Wahrheit anzubringen. Und doch geschah es leider, weil die Legendenschreiber weit mehrere Mittel erfanden, die Vernunft der Leute unzubringen, als die Tyrannen erfinden konnten, die Körper zu peinigen. Wie wahr sagte der Heiland: Fürchtet euch nicht vor den n, die den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; sondern fürchtet euch vielmehr vor dem, der die Seele und den Leib in der Hölle zu Grund richten kann. * Wie gut ist es, daß solche den Verstand tödtende, der Wahrheit und Reinigkeit der Religion zuwider laufende Gegenstände einmal hinweggeräumet werden.

P. Zypr. Ich erachte, der Pater Prior glaubt, daß, so wie dieser Heilige solange nicht umzubringen war, auch dieses Bild selbst

bei

* Math. X. 28.

bei einer Klosteraufhebung nicht so leicht hinwegzubringen seyn werde.

Lichtst. Dafür würden die Kommissarien sorgen, und nicht nöthig haben, soviele Mittel zu erfinden, welche die Hinwegräumung bewirken könnten.

P. Zypr. Nun ist Pater Johann Baptist auch mit seiner Predigt fertig.

Lichtst. Wirklich wird schon zum Hochamt geläutet. Jetzt empfehle ich mich also euer Hochwürden, und eile in die Sakristei, um mit dem Pater Johann Baptist sprechen zu können.

P. Zypr. Erlauben sie, daß ich mitkommen darf. Ich gehe eben auch in die Sakristei, weil ich beim Hochamte assistiren muß.

Lichtst. Nun so arbeiten wir uns mit vereinigten Kräften durch das Gedräng.

IV.

Der Pfarrer in der Bauernstube.

Pfarrer. Grüsse euch Gott, liebe Leute! — Das ist löblich; alles in Arbeit; jeder beschäftiget.

Bauer. Was sollten wir wohl anders im Winter thun? Im Sommer heißt es auf dem Felde arbeiten. Auch schon im Fruhjahre und noch im Herbste giebt es darauſſen Arbeit. Aber im Winter in der Stube muß das Spinnrad herhalten.

Pfar. Recht so. Unser lieber himmlischer Vater hat mit den Jahrszeiten auch die Mittel abgewechselt, durch welche wir von ihm zum Besten unseres Leibes und unserer Seele das tägliche Brod erwerben sollen. — Da sehe ich ja auch ein Buch. Muß etwa die, die dabei sitzet, hieraus den anderen vorlesen?

Bauer.

Bauer. Kennen eure Hochwürden die alte Salome nicht? Die ist die Vorleserinn.

Pfar. Ich kenne sie gut. Sie war ja noch zu Zeiten meines Vorfahrers des vorigen Pfarrers bei unserer Kirche durch zwanzig Jahre Kerzelweib; und sie wird erst drey Jahre vor seinem Tod aus ihrem Dienste ausgetretten seyn.

Salome. Ja, ja! schon bei Lebzeiten des vorigen Herrn Pfarrers sind wir arme Kerzelweiber auch abgedankt worden.

Pfar. Meine liebe Salome! derjenige im Himmel oben, der uns Sonne, Mond, und soviele Millionen Sterne angezunden hat, läßt uns deßwegen das Licht nicht auslöschen. Er ist selbst das helleste, reinste, und alles erleuchtende Licht. Bei diesem Lichte finden wir alles, was wir zu unserem Seelenheil, und zu unserem zeitlichen Bedürfniß zu suchen haben. Und gewiß hat es die Salome auch gefunden; denn sie sieht bei ihrem Alter recht gut aus.

Bauer. Sie hat eine Natur vom Eisen. Es ist ihr vom Herzen vergönnt, was wir sie von unserem Wenigen mitgenieſſen lassen. Und ich muß es ihr nachsagen; bei Tage giebt sie mir wohl recht auf meine kleine Kinder acht, und Abends im Winter liest sie immer fleißig den übrigen bei der Arbeit vor.

Pfar. Was ist denn das für ein Buch, aus welchem sie vorliest?

Bauer. Sie hat uns das Buch selbst in tas Haus gebracht. Es ist eine Legende der Heiligen.

Pfar. Ich sehe es schon. Es ist die Legende des Paters Ribadeneira. Woher hast denn du das Buch bekommen, Salome?

Salome. Ich habe es von meinen Aeltern geerbt, die es sich auf Anrathen eines Paters Missionarius angeschaft haben.

Pfar. Wenn du das ganze Buch hast, so hast du in allen drey so grosse Theile?

Salome.

Salome. Die anderen zween Theile sind in meiner Kammer.

Pfar. Ist also dieses Buch dein Lieblingsbuch?

Salome. Zu dem, denke ich, ist es gleichwohl gut, daß einem die Zeit vergeht, daß man dabei was Heiliges höret, und daß man ein Verlangen kriegt, auch so heilig zu werden.

Pfar. Recht gut ist es, meine liebe Salome! wenn man jede Zeit auch zu seinem Seelenheil zu benützen weiß; recht gut, wenn man sogar in wehrender Arbeit gern von heiligen Dingen höret; und endlich recht gut ist es, wenn man ein Verlangen hat, heilig zu werden. Denn es ist unsere Schuldigkeit, daß wir nach Heiligkeit nicht nur ein Verlangen haben, sondern daß wir uns sogar hierum bestreben. Aber weiß die Salome, in was die Heiligkeit besteht?

Salome. O mein Gott! Es sind soviele Heilige in den drey Theilen dieser Legende, daß ich alle die Heiligkeiten, die sie so verschiedentlich ausgeübet haben, mir gar nicht einmal merken, zugeschweigen auswendig daher sagen kann. Und diese Heiligkeiten alle auszuüben, o mein lieber Gott! dazu bin ich eine viel zu schwache und sündhafte Person.

Pfar. Zur Heiligkeit, meine liebe Salome! ist mit der Gnade Gottes Niemand zu schwach. Auch die Heiligen waren Menschen, wie wir sind. Auch die Heiligen hatten Fehler als Menschen; und eben dieses, daß sie Menschen, und auch schwache Menschen waren, ist unser größter Trost, der uns aufmuntern kann, sie in dem nachzuahmen, durch was sie heilig geworden sind. Die Heiligkeit haben sie durch nichts erworben, als durch die Erfüllung derer Pflichten, die sie Gott, sich selbst, ihren Nebenmenschen, und hiemit auch dem Stande schuldig waren, in welchem sie sich unter ihren Nebenmenschen als Aeltern, oder als Kinder, oder als Ehegatten, oder als Hausvä-

ter

ter und Hausmütter, oder als Dienstbothen, oder als Nachbarn, oder als Unterthanen befanden. Diese Schuldigkeiten kann und soll noch jeder erfüllen; hiemit kann und soll auch jeder auf diese Art nach Heiligkeit trachten.

Bauer. Eure Hochwürden Herr Pfarrer sagen gerade das, was ich der Salome schon so oft gesagt habe. Ich habe auch schon oft gesagt, daß mir ein anderes Buch lieber wäre. Es kommen ja in diesem Buche einige Sachen vor, die man kaum glauben kann. Das weiß ich, daß mich mein Pfleger in Arrest, oder in das Spital stecken ließe, wenn ich das eine und das andere nachahmen wollte, was darinn von einigen Heiligen geschrieben steht. Ich glaube es mein Lebtag nicht, daß sie es gethan haben. Und haben sie es gethan; nun so weiß ich nicht, ob sie hierinn eben so recht gethan, oder es recht verstanden haben. Ich getrauete mir einmal nicht, es nachzuahmen. Mit den Mirakeln käme ich schon gar nicht weit; und mit denen Teufeln, mit denen sie sich herumgeschlagen haben, wollte ich auch nicht gern was zu thun haben. Ich bezeichne mich alle

Ta-

Tage nach gut katholischem Gebrauch mit dem Zeichen des heiligen Kreutzes; verrichte mein Gebeth; gehe meiner Arbeit und meinem Hauswesen nach; schau, daß meine Obrigkeiten und meine Nachbarn mit mir nicht unzufrieden seyn können; und dabei habe ich noch mein Lebtag keinen Teufel gesehen. Ich glaube auch nicht, daß ich jemal einen sehen werde. Sogar meinem Weibe der Bäurinn gefählt dieses Buch nicht.

Bäurinn. Mir kömmt allzuoft darinn etwas vor, was ich nicht hätte laut lesen lassen, wenn ich es ehe gewußt hätte; weil es gar so unsauberlich beschrieben ist. Auf Kinder muß man ohnehin Acht haben, daß sie sich nichts solches merken. Es ist aber weiter für die erwachsenen Purschen und Dirnen gar nicht nützlich, wenn ihnen die Exempel so garstig daher erzählet werden.

Pfar. O mein Bauer und meine Bäurinn! was habe ich für eine Freude, daß ihr so redet, und auf dieses Buch nicht viel haltet. Ich werde euch ein besseres Buch in die Stube

stiften, welches ihr vorlesen lassen könnt. Daraus werdet ihr erstens lauter Sachen hören, die wahr sind; zweitens Sachen, die schön und auferbaulich, und doch begreiflich und angenehm beschrieben sind; drittens Sachen, die man alle entweder im Gottesdienste, oder für sich in seinem Hauswesen, bei seinem Feldbau, bei diesem oder jenem Geschäfte und Handel, bei diesem oder jenem Unglücks- oder Krankheitsfalle, oder in Ansehung seines Nächsten, und hierunter besonders der Armen, wie auch in Ansehung der vorgesetzten Obrigkeiten anwenden, und sich dadurch sowohl hier auf Erde ein trostvolles Leben, als auch die für die Erfüllung unserer Pflichten von Gott versprochene ewige Belohnung erwerben kann.

Bauer. Damit thäten mir euer Hochwürden Herr Pfarrer wohl eine rechte Gnade; ich will gern das zahlen, was ein solches Buch kostet.

Pfar. Für diesesmal schenke ich euch eins. Es giebt schon noch etwelche andere gute Bücher,

cher, die ihr euch kaufen könnt; und die ich euch schon nennen werde.

Bauer. Für solche Bücher ist mir um kein Geld leid. Mir macht ohnehin kein Wirthshaus, oder keine andere üppige Zusammenkunft das Jahr hindurch Unkösten; weil ich allzugern bei den Meinigen zu Hause bin. Ich kann schon also auf gute Bücher noch ein Geld wagen. Das wird mich noch nicht zu Grund richten, wenn es auch alle Jahre zwey, drey Gulden austrägt, was ich hierauf verwenden solle. Vertrinkt, oder verspielt mancher oft in einem Sonntage oder Feyertage vielmehr, und hat gar nichts dabei, als einen schlechten Magen, einen dicken Kopf, ein leeres Geschwätz, und oft, wenn er unter Disputirer und Raufer hineinkömmt, wohl gar Schläge, und hundert andere Ungelegenheiten.

Bäurinn. Und ich bin recht froh, wenn bei dem Vorlesen der Legende auf den Abend das Gespött und das Gelächter aufhöret, was oft der Roßknecht mit der Kühdirne dabei hat. Aber, Gott verzeih mir meine Sünde! ich

muß selbst oft dabei lachen über die Possen, die darinn geschrieben stehen. In seinem Leben hat das Buch kein Geistlicher geschrieben.

Pfar. Meine Bäurinn! es war leider ein Geistlicher, der diese Legende geschrieben hat, und noch dazu ein Jesuit.

Bäurinn. Was sagen eure Hochwürden? ein Jesuit? Ich hätte geglaubt, es wäre so von Komödianten, die auf dem Lande herumreisen, zusammgeschrieben worden; denn solche Leute (wie ich es auch etlichemal gesehen habe) führen solche Komödien auf, wo Teufeln vorkommen, und solche Narrheiten treiben. Einmal haben uns auch dergleichen Komödianten einen Heiligen gespielt, ich weiß nicht mehr welchen, der seinen Aeltern davon gelaufen ist, der Pflug und Acker verlassen hat, der in ein Wildniß gegangen ist, und dort nichts, als gebethet, sich mit Geiseln, Walzen in Dörnern, oder Schnee, oder Eis, und mit Fasten so abgemartert, daß er sich seinen ganzen Leib und alle Kräfte ruinirt hat. Daß man das thun solle, steht ja doch nicht in den

zehn Gebothen Gottes, oder in den Gebothen der Kirche, oder sonst wo im Katechismus. Mir wäre es weiter nicht recht, wenn meine Kinder von Hause und Hof, und von der Arbeit hinwegliefen, und statt unter den Menschen als nützliche Leute zu bleiben, darausſen in Wäldern unter dem Waldvieh nacket und blos herumliefen, und dabei die Gesundheit so wenig, als die Ehrbarkeit achteten.

Bauer. Einmal haben uns die Komödianten einen Helligen, den ich aber nicht mehr weiß, gespielet, wie er vor dem Landpfleger gestanden ist, und dem Landpfleger solche Grobheiten in den Bart hineingesagt hat, daß, wenn ich nur mit dem Amtmann so redete, mir gewis der Kotter auf etwelche Täge bevorstünde. Ich denke; wenn wirklich die Obrigkeit Unrecht hat, so ist es nicht erlaubt, gegen sie so grob zu seyn; weil man ohne Grobheiten seine Unschuld vorstellen, und wenns nichts hilft, hernach gleichwohl geduldig leiden solle.

Pfar. Meine liebe Leute! ich sage es euch nochmal; ich habe eine wahre Freude an dem,

was ihr da redet, und denket. Die Heiligen, die sich so allein in die tiefsten Wälder verlaufen haben, mögen recht gethan haben, wenn sie herauffen vor ihren Verfolgern nicht sicher waren. Sonst aber haben sie mit Verlassung ihrer Arbeit und übrigen Pflichten gewis nicht recht gethan. Und ebenso ist nicht recht gewesen, wenn sie gegen die Pflicht, die jeder Mensch hat, sich selbst zu erhalten, und sich nicht zu verderben, sich um ihre Gesundheit gebracht haben. Gott dienen, heißt seine Gebothe erfüllen. Hierunter ist das Geboth, du sollst nicht tödten. Wider dieses Geboth ist also, seine Gesundheit zu Grund richten; und was wider die Gebothe Gottes ist, das kann ja nicht **Gott dienen** heissen. Weil Gott dienen nichts anderes ist, als seine Gebothe erfüllen; so heißt auch das nicht Gott dienen, wenn man nur die eine und die andere Pflicht unter dem Vorwande, Gott zu dienen, nach seinem Eigensinn herausnimmt, und die anderen Pflichten alle fahren läßt. Wenn der Roßknecht oder die Kühdirne sagen wollte; ich will bei dem Vieh recht darauf sehen, daß dasselbe die Futterei richtig bekömmt; wäre der Dienst beim

Vieh

Vieh schon gerichtet? Muß nicht auch das Vieh gesäubert, der Stall ausgemistet werden? Würde der Bauer die Entschuldigung annehmen, wenn der Roßknecht oder die Kühdirne sagte: Ich habe freylich das Vieh nicht gesäubert, den Stall nie ausgemistet; aber hingegen habe ich fleissig auf die Futterei gesehen.

Bauer. Mein! sagen uns eure Hochwürden Herr Pfarrer zur Gnade; bin ich denn schuldig zu glauben, daß alle die Mirakel von Heiligen gewirket worden, die in der Legende stehen?

Pfar. Kein Mirakel, welches nicht in der heiligen Schrift steht, ist ein Glaubensartikel.

Bäurinn. Ich habe aber wohl noch einen anderen Zweifel, wobei ich nicht weis, ob ich mich nicht versündiget habe.

Pfar. Nun, was für einen Zweifel?

Bäurinn. Ich habe oft beim Vorlesen der Legende gezweifelt; ob denn die so gräuslichen auf-

ausserordentlichen Arten wahr sind, mit welchen einige Heilige sollen gepeiniget worden seyn?

Pfar. Was hievon alles die Legendenschreiber anführen, das ist gleichfalls kein Glaubensartikel. Schon vorlängst haben fromme Männer den nämlichen Zweifel, den die Bäurinn hat, auch in ihren Schriften hierüber geäussert. Eine Menge Erdichtungen sind gewis in den Legenden. Das ist hauptsächlich zu glauben, daß die Heiligen den ewigen Lohn durch Tugenden, und standhafte Verharrung im Glauben an Christus und seine Lehre erlanget haben; daß die Heiligkeit in nichts anderem, als in Tugenden, das ist, in der durch die Gnade Gottes erworbenen Fertigkeit, die Handlungen genau nach den Gebothen und Gesetzen einzurichten, bestehe; daß auch heilige Männer schwache und der Gnade Gottes bedürftige Menschen gewesen, die entweder nicht immer die wahre Einsicht, und die nöthigen Kenntnisse hatten, oder die evangelische Bescheidenheit nicht

immer beobachteten, * und daher in Fehler verfielen, die wir nicht nachahmen dürfen; daß wir in Rücksicht auf die auch von Heiligen getragenen menschlichen Fehler uns aufmuntern können, daß nicht minder wir, ob wir gleich schwache Menschen sind, ihre Heiligkeit, das ist, ihre Tugenden nachahmen, und die Fehler zur Wahrnung, zur Zuflucht nach der uns immer nöthigen Gnade Gottes, zum Antrieb nach einem reinen Unterricht in der Glaubens- und Sittenlehre, und nach einer besseren Belehrung von unseren Pflichten nehmen sollen; und endlich ist zu glauben, daß, ob wir gleich um alles, was zu unserem Seelenheil gereichet, Gott selbst nach seinem Befehl durch die Verdienste seines Sohnes bitten müssen, doch löblich und nützlich sey, auch die Heiligen anzuruffen, daß sie ihr Gebeth mit dem unsrigen vereinigen. Daß sich alle die Mirakel, alle die Peinigungsarten, und alle die besonderen Umstände so ergeben haben, wie hievon die Legenden lauten, das ist aber kein Glaubensartikel.

Bauer.

---

* Matth. X. 16. XXIV. 45. XXV. 2. Luk. XII. 42. XVI. 8.

Bauer. Das sage ich ja auch immer; und alle meine Hausleute, ja sogar die alte Salome habe ich schon oft auf meine Meynung gebracht. Aber mein Ochsenknecht der Jodel, der ist auf alles das, was in der Legende steht, der verpichteste; er glaubt ein jedes Wort der Legende, als wenn's ein Evangelium wäre.

Pfar. Dieser Knecht ist mir ja ganz fremd; der kann noch nicht lange bei euch seyn?

Bauer. Erst vierzehn Tage. Er war vorher im Stifte zu Kellerstein in Diensten, und zwar auch als Ochsenknecht.

Jodl. Habe ja die Schöpsen auch besorgen müssen.

Pfar. Mein lieber Jodel! wie bist denn du beim Hüten der Ochsen und Schöpsen ein solcher Vertheidiger der Legenden geworden?

Jodl. Eben eine solche Legende, wie da die Salome hat, ist auch immer in der dortigen Gesindstube gelegen; und im Winter ist auch

alle

alle Abende dem Gesinde hieraus vorgelesen worden.

Pfar. Und noch dazu bist vielleicht du der Vorleser gewesen?

Jodl. Kanns weiter nicht laugnen.

Pfar. Nun wundert es mich nicht, daß du dich um die Legenden so annimmst. Du glaubst also festiglich, das alles das wahr sey, was darinn beschrieben wird?

Jodl. Der Pater Schaffner hat's ja g'sagt, daß alles die gründliche Wahrheit ist. Ich habe einmal eben aus dem Leben des heiligen Josephs Hermanus gelesen, wie er noch als ein Kind vor dem Bilde der Mutter Gottes gestanden, derselben einen Apfel mit der Bitte dargereicht, sie möchte denselben doch annehmen; und wie das Mariabild nicht nur den Arm ausgestreckt, und den Apfel angenommen, sondern auch den Heiligen selbst bei der Hand zu ihr hinauf gehoben, und ihm sodann erlaubt hat, mit dem Jesukindel, und mit dem kleinen

Jo=

Johannes, die vorher schon untereinander kurzweilig gespielt haben, auch mitzuspielen. Hierüber hat der Reitknecht dem Viehmenschen nur in das Ohr gesagt: Miedel! das glaube ich nicht; und die Miedel hat ihm gleichfalls wieder in das Ohr g'sagt: Ich glaube es auch nicht, Andres. Der Pater Schaffner aber, der schon alleweil gelauert hat, ob nicht der Reitknecht des Herrn Prälatens sich mit diesem Viehmenschen was zu reden mache, hat den Andres gleich gefragt, was er dem Viehmenschen in's Ohr gesagt habe? und da es beide bestehen mußten; so kam der Reitknecht sogleich als ein Glaubensspötter aus dem Dienste, und nur das Viehmensch behielt man noch aus höchster Gnade im Dienst. — Wenn also ein Legendenspötter ein Glaubensspötter ist; so muß man wohl auch auf die Legenden festiglich glauben.

Pfar. Mein lieber Jobel! Dem Andres ist zu hart geschehen; denn der Andres war gescheider, als der Pater Schaffner, der ein Buch, welches Ribadeneira zusammgeschmiret, und mit so vielen Dummheiten angefüllet hat,

den heiligen wahren Glaubensurkunden an die Seite stellet; und denjenigen für einen Glaubensspötter ausgiebt, der alberne Erzählungen der Legendenschreiber nicht glauben will. Hat nicht der Apostel Paulus durch den Thimotheus die Ephesier ermahnen lassen, daß sie auf Fabeln nicht Acht haben sollen? * Hat er nicht den Thimotheus selbst ermahnet, sich der unnützen altvetlischen Fabeln zu entschlagen, und sich dafür in der Gottseeligkeit zu üben? ** Die Prophezeihung eben dieses Apostels: Es wird eine Zeit kommen, daß sie die heilsame Lehre nicht dulden werden, sondern werden ihnen selbst nach ihren eigenen Lüsten häufige Lehrmeister aufwerfen, so die Ohren jucken; und sie werden zwar das Gehör von der Wahrheit abwenden, aber zu den Fabeln sich kehren; *** schicket sich die Prophezeihung nicht

auch

---

* I. ad Thimoth, I.

** Ibid. IV. 7.

*** II. Ad Thimoth. IV. 4.

auch auf solche, welche die wahrhaft lehrreichen Erbauungsbücher nicht mehr dulden, sondern dem Volke fabelhafte Legenden dafür vorlegen wollten?

Bauer. Alle meine Hausleute da müssen mir Zeugniß geben, daß ich oft gesagt habe: In Religionsbüchern sollen keine Unwahrheiten für Wahrheiten ausgegeben werden, und Religionsbücher, in denen Unwahrheiten für Wahrheiten ausgegeben werden, sind keine Religionsbücher, sondern Bücher, die der Religion entgegen sind; weil die Religion, die uns unser lieber Gott, der selbst die Wahrheit ist, gelehret hat, nichts als Wahrheiten enthält. Gleich sind einige mit dem Ausspruch fertig; daß man keine Religion habe, wenn man ihren Fabeln nicht glaubt; da doch vielmehr sie keine Religion haben, weil Fabeln immer Fabeln, und keine Religion sind. Aber die Texte aus der heiligen Schrift habe ich nicht so daher zu sagen gewußt, wie eure Hochwürden Herr Pfarrer. Das ist von einem Bauern nicht zu begehren.

Pfar. Mein lieber Bauer! diese Texte des Apostels gründen sich alle auf die gesunde Vernunft. Weil ihr nun eine gesunde Vernunft habt; so habt ihr auch das nämliche leicht mit eigenen Worten sagen können.

Bauer. Gott wird mir die Gnade geben, daß ich als ein wahrer Katholik lebe, und sterbe. Aber eben dabei hoffe ich auch die Gnade Gottes zu erlangen, daß ich nie in meinem Hauswesen närrische und abergläubische Andächteleien leiden werde. Gedenken eure Hochwürden Herr Pfarrer nur, was der Jodel gestern wieder gesagt hat, da mir im Stalle eine Kuh nicht hat fressen wollen. Verzaubert ist sie, hat er g'sagt. Ich glaube auf keine Zauberei, hab ich g'sagt. Zauberer giebt's richtig, hat er g'sagt. Wo steht das g'schrieben, hab ich g'sagt. In der Legende steht's g'schrieben, hat er g'sagt.

Pfar. Nun, da haben wir ja wieder die schöne Frucht von den Legenden. Kein vernünftiger Mensch glaubt mehr an Zaubereien. Da nun die Legenden voll der Zauberer sind,

so

so muß ja eben dadurch auch jedem Vernünftigen auffallen, daß die Legenden voll der Lügen sind. Die Entschuldigung für die Legendenschreiber kann doch nur höchsteus diese seyn, daß sie in Zeiten geschrieben, wo noch von unwissenden Leuten (wie denn die meisten auch vom höheren Range und Stande, ja sogar die meisten von den sogenannten Gelehrten damal sehr dumm waren) Zaubereien geglaubt worden. Was beweißt aber diese Entschuldigung anders, als daß die Legenden nach den fabelhaften Zeiten auch fabelhaft geschrieben worden? Es giebt böse Leute, die oft dem Menschen und dem Vieh auf eine Art schaden, die man nicht gleich entdecken kann; aber diese ihre Bosheit üben sie ganz natürlich, und mit natürlichen Mitteln aus. Hexen und Zauberer, die durch Teufels Hilfe schaden, giebt es nicht; aber böse Leute giebt es, die durch verdeckte natürliche Mittel manchen Schaden machen. Kurz! in keinem Lande, und in keinem Orte, wo die Leute nicht mehr dumm sind, höret man mehr etwas von Hexen und Zauberern. Diese Erfahrung, die gesunde Vernunft, und unser Glaube, daß von unserem

lie-

lieben Heilande durch seinen Tod alle Gewalt dem Teufel dergestalt benommen worden, daß der Teufel nicht sogleich beruffen oder unberuffen sich über uns und unser Hab und Gut hermachen kann, ist für jeden denkenden Menschen sattsame Beruhigung; ohne daß er nöthig hat, die Schriften der Gelehrten zu kennen, in welchen die Hexerei und Zauberei als ein lauterer Betrug bewiesen wird. * Unsere heilige Kirche selbst hat gegen diejenigen, welche auf Hexen und Zauberer glauben, die schönsten und nachdrücklichsten Gesetze gemacht. ** Wider die Vernunft, wider die Liebe unseres himmlischen Vaters, wider den Triumph Christi über den

---

* Franzens Konstantins Kauz de cultibus magicis Viennæ 1771. Anpreisung der allergnädigsten Landesverordnung Ihrer k. k. apostl. Majestät, wie es mit dem Hexenprozesse zu halten sey, wider den P. Angelus Merz, der gegen P. Don Ferdinand Sterzinger die Hexereien vertheidigen wollte. München 1767.

** Can. 1. 5. 9. 12. 14. XXVI. 9. 5. can. 14. 16. 17. 9. 7.

Teufel, wider alles Kenntniß des ächten Sinnes der heiligen Schrift, und derer darinn enthaltenen Ausdrücke, * wider die Kirchengesetze haben sich also die Legendenschreiber versündiget, die geschrieben haben, daß wirkliche Zauberer bei Lebzeiten der Heiligen aufgetretten sind. Dieser ganze Aberglaube (sagt der heilige Chrisostomus) kömmt von dem Heidenthum her. ** Es ist gewiß, daß sich alle diese Betrügereien von den Heiden herschreiben, sagt auch Klemens von Alexandria. *** Und ebenso reden mehrere Väter, die alle Hexerei und Zauberei geradehin einen Betrug nennen. **** Auch in denen landesfürstlichen Gesetzen, die hierüber schon vor Alters ergangen sind, hat man die Hexereien und Zaubereien theils für Erdichtungen; theils für Verletzungen,

---

* S. Thomas 20. cap. 95 art. 4. ad 2.

** Can. 13. XXVI. 9. 7.

*** Admonit. ad gentes.

**** Euseb. de præp. evang. V. 7. Tertul. de anim. c. 57.

gen, die mit verdeckten natürlichen Mitteln geschahen; theils für abergläubische Bemühungen, die sich einige dumme Leute gaben, in Hofnung, von dem Teufel eine Hilfe zu erhalten, erkannt. * Leider stieg die Dummheit einiger Leute und ihrer Richter so hoch, daß die Richter sogleich jemanden für eine Hexe oder einen Zauberer hielten; einige Leute aber selbst von sich in ihrer Phantasie glaubten, daß sie Hexen oder Zauberer seyn; oder auch einige unter der Tortur, mit welcher dumme Richter das Hexengeständniß herausbringen wollten, wirklich ein solches Geständniß machten, um der ferneren Tortur zu entgehen. **

Pfar. Nun, Jodel! was sagst jetzt dazu?

* Capitul. Pipini de anno 793. c. 31. Sieh bei Baluz. Tom. I. col. 150. 174. 961. 418. 539. 1143. 1287.

** Friderici Spre de processibus magicis contra Sagas. Rintelii, 1631.

Jodl. Wenns nicht in Legenden darinn stünde, daß der Teufel in das Vieh fahren kann; so hätte ich es nicht behauptet. Aber ich habe es mir aus dem Leben des heiligen Patrizius gar zu gut gemerket, daß er noch als ein Kind den Teufel, der in eine Kuh seiner Baase gefahren ist, daraus getrieben hat; gleichwie er denn auch bei dem Herrn, bei welchem seine Baase in der Dienstbarkeit war, und zur Reinigung der Viehställe angehalten wurde, alle Ställe mit einem einzigen Kreuzzeichen von allem Mist also wunderlich gesäubert, daß sie darnach in vielen Jahren kein Säubern mehr vonnöthen hatten.

Pfar. Schau, schau! mein lieber Jodel! bedenke nur, was das unsinniges ist, das heilige Kreuzzeichen zum Stallausmisten gebrauchen wollen. Die Heiden hatten auch unter ihren Helden und Halbgöttern einen, Namens Herkules, welcher die Ställe des elischen Königs Augias ausmistete.

Jodl Die Statue haben wir in unserem Klostergarten gehabt. Zur Jausenzeit im Sommer

mer hat es immer geheissen: Tragt den Wein nur wider zum Herkules hinaus; weil dort Tische und Bänke herum waren. Es war auch das Sprichwort; der stärkeste Wein und noch soviel davon kann beim Herkules keinen überwältigen.

Pfar. Nun die Dichter sagen, daß diese Ställe, die der Herkules ausgemistet hat, niemalen vorher gereiniget wurden, obwohl darinn soviele Kühe, Ochsen, und Schaafe waren, als Wolken, die der Nordwind am Himmel herauftreibt. * Du kannst also denken, was das für eine Menge Mist müßte gewesen seyn. Und doch ist die vom Herkules unternommene Ausmistung vernünftiger; und die Religion weniger entehrend von Heiden und Dichtern beschrieben, als jene Stallausmistung, die der heilige Patrizius unternommen haben solle, von den Legendenschreibern vorgestellet wird. Herkules dämmte nämlich den Fluß Alpheus, lei-

te-

* Theokrit. V. 90—95.

tete ihn in die Ställe des Augias, und auf diese Weise wurde der Unflat durch das Wasser ganz natürlich fortgerissen. Bei dieser Erzählung wird doch noch ehe die Vernunft befriediget, und die Religion nicht beleidiget. Aber mit dem heiligen Kreuzzeichen es machen, daß nicht nur der Mist, der im Stalle ist, sich sogleich selbst hinausbegebe; sondern daß auch noch durch viele Jahre hernach immer der Mist von sich selbst aus dem Stalle gehe, und der Stall also schon vorhinein von allem künftigen Mist gereiniget werde; durch diese Erdichtung ist weder der Vernunft, weder dem heiligen Kreuzzeichen, und unserer heiligen Religion eine Ehre erwiesen. Wie doch die Mönche zu allen sogleich ein Mirakel, und zuletzt auch ein Mirakel zum Ausmisten hergenommen haben. — Glaubst denn du, Jodel! daß Gott ohne allerwichtigste Ursache gleich auf dem Mist ein Mirakel geschehen lassen wird; damit die Baase eines Heiligen die Arbeit und das Ausmisten ersparre, und einen besseren Dienst bekomme? Sey gescheid; und habe eine grössere Ehrfurcht gegen Gott. Diese ganze Erzählung vom hei-

ligen Patrizius, wie auch daß der Teufel in die Kuhe gefahren, ist zusammgedichtet.

Bauer. Siehst, Jodel! wie gescheid der Herr Pfarrer redet. Mache du das heilige Kreuzzeichen, wie es jeder andere gutkatholische Christ macht. Aber du, das sag ich dir, zum Ausmisten brauche mir das heilige Kreuzzeichen nicht, sondern lege selbst immer fleißig Hand an! sonst bleiben die Ochsen zuletzt mit deinem Mirakel im Mist bis über die Ohren stecken. Sorge dich nur auch gar nicht, daß dir der Teufel in deine Ochsen fährt. Der Teufel fährt in kein Vieh, und in keinen Menschen. Ich habe mein Lebtag deßwegen auch auf die Besessenen nichts gehalten; ist lauter Betrügerei.

Pfar. Das ist wahr geredet, mein lieber Bauer! nichts ist darauf zu halten. Krankheiten, Narrheiten, oder Bosheiten, nicht aber Teufeln waren in denen, die für Besessen ausgegeben worden. Man höret auch in keinem Orte, wo die Leute nicht mehr dumm sind, etwas von Besessenen. Jeder Bader, oder wenn

es Bosheit ist, jeder Dorfrichter weiß jetzt ein heilsames Mittel, solche Teufel auszutreiben. Vor einigen Jahren haben freylich die Mönche ganze Komödien mit den Besessenen öffentlich, und sogar in der Kirche aufgeführet; sie haben auch fleißig Hexenrauch, Amulete, Lukaszetteln, und dergleichen abergläubische Krämmerei in ihren Sammlungen für Eß = und Trinkwaaren ausgewechselt. Aber jetzt haben wir ausgeredet von dem Werthe solcher Albernheiten, wobei manche Familien wegen Mangel dessen, was sie von ihrem Vermögen verschwenderisch hingegeben haben, sogar am Leibe mägerer geworden. Kein Teufel fährt in einen Menschen.

Jodl. Aber verzeihen mir eure Hochwürden Herr Pfarrer! Ich wüßte doch was dagegen zu sagen, wenn es mir erlaubt wäre.

Pfar. Sage es sicher heraus; so weiß ich doch, was dir noch am Herzen liegt.

Jodl. Der gottseelige Kapuzinerbruder Gotthard war mit seinen gebrechlichen Leibsumständen,

den, gegen die er, nur um recht leiden zu können, keinen Doktor, und keine Medizin annahm, noch nicht zufrieden; sondern erhielt von Gott, daß zu seiner noch grösseren Peinigung ein Teufel in ihn fuhr. Dieser Teufel quälte ihn auch durch ganze fünfzig Jahre, störte ihn im Gebethe, prügelte ihn mit Stecken, daß ihm viele Beule aufschwollen, und die anderen Geistlichen des Klosters jeden Streich hörten, und um ihn auch bei der Nacht im Schlafe zu stören, grunzte der Teufel wie ein Schwein, wenn es abgestochen wird; oder schüttelte ihn solang, bis er wieder erwachte; oder riß ihm die Bettdecke hinweg, und trug sie anderswohin. Sehen eure Hochwürden Herr Pfarrer, daß sogar in heilige Leute schon Teufel gefahren sind.

Pfar. Das sehe ich nicht. Ich sehe nur, daß du die Legende gelesen, und daß in der auch diese Fabel darinn geschrieben stehe. Denn eine Fabel ist es wohl richtig. Da man im Gewissen schuldig ist, gegen Krankheiten die nöthigen Heilmittel zu gebrauchen, und alles dasjenige nach unseren Kräften hindannzuhalten,

ten, was uns im Gebethe, in der Arbeit, in der erfoderlichen Ruhe, und übrigens in Erfüllung unserer Pflichten stören kann; so hat ja der gottseelige Bruder hierinn stark gefehlet, daß er sich selbst Krankheiten und dergleichen Hinderniſſe über den Hals hat ziehen wollen. Er hätte vielmehr das: **Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Uibel** recht verstehen, und bethen lernen sollen.

Bauer. Das Vater unser ist wohl richtig das beste Gebeth, auf welches ich mehr halte, als auf alle die Gebethbüchel, die der Jodel im Klosterdienste bekommen hat. Eins heißt der Kern aller Gebether. Ich weiß es weiter nicht, ist es ein bitterer, oder ein süsser Kern.

Pfar. Der Kern der Andacht muß sich in unserem Innerlichen einfinden, nämlich in unserem Herzen, welches Gott, und den Nächsten wegen Gott liebt; welches den Gebothen Gottes, der Kirche, und unserer Vorgesetzten zu folgen in Demuth bereitet ist; und welches auf

die

die Hilfe der dabei nöthigen Gnade Gottes seine Hofnung setzet. Mit diesem Kern der Andacht muß freylich auch eine äusserliche Andacht verbunden werden. Diese aber muß hauptsächlich in der Eingezogenheit des Gesichtes, in der Ehrbarkeit des Leibes, in Vermeidung dessen, womit wir uns selbst, oder andere in der Andacht stören würden, in der Entfernung von aller Gleißnerey, und in Unterlassung aller mißbräuchlichen Gebethformeln, und albernen Gebährden bestehen. Wider die Gleißner* wider die, welche nur Gott mit dem Munde verehren ** wider die traurigen Fantasten, *** wider die, die ihre Andacht in besondere lange Gebethe setzen, **** hat unser Heiland scharf

und

---

* Math. VI. 2. 5.

** Math. XV. 8.

*** Math. VI. 16.

**** Math. XXIII. 14.

und nachdrücklich geredet. Eine gewisse Verwendung der Augen, ein krumm gezogener Hals, öfteres Seufzen und Klopfen auf die Brust, und andere dergleichen Gebährden, wodurch sich einige in der Andacht auszeichnen wollen, sind alberne Gebährden, die zu dem Spottnamen Bethbruder, Bethschwester Anlaß geben, und zur wahren Andacht nichts beitragen. * Und die besonderen Gebethformeln, die nicht nur von der Kirche nicht gut geheissen sind, sondern von den kirchlichen Gebethformeln vielmehr gänzlich abweichen, sollen verbrennet werden, weil sie nur schlechte Begriffe von der Andacht, und besonders von der Verehrung der Heiligen den Leuten beibringen. Alle Gebethe, die im Meßbuche, und in anderen kirchlichen Gebethsvorschriften enthalten sind, werden auf Gott gerichtet, mit der Bitte zu Gott angefangen, und mit der Bitte zu Gott geschlossen, und nur in den Gebethern selbsten darinn wird Meldung von den Verdiensten der Heiligen gemacht. Allein so viele Gebethe, die von Mönchen verfaßt, und unter das Volk verbreitet wor-

* Murat. von der wahren Andacht. 25. Kap.

worden, haben den Heiligen zum Hauptgegenstand, und deswegen sind sie nicht mehr werth, als daß sie verbotheu; und auf alle Weise den Leuten aus den Augen gebracht werden sollen. Mein Jodel! bethe du fleißig das Gebeth, welches uns Gott selbst gelehret hat, und singe hübsch die Kirchenlieder mit.

Bauer. Wegen des Singens muß ich ihn schon selbst entschuldigen; denn das läßt sein Kropf nicht zu. Haben ihn deswegen auch nicht zum Soldaten genommen.

Pfar. Du wirst also froh gewesen seyn, daß du für untauglich zum Soldatenstand bist befunden worden?

Jodl. Das Leben des heiligen Einsiedlers Gutlakus macht einem wohl froh seyn. Dem Heiligen hat Gott selbst in den Sinn gegeben, daß das Soldatenleben müheselig und gefährlich sey, und man dabei so leicht seine Seeligkeit verscherzen könne. Worüber der Heilige ungeachtet alles Zuredens sein Gewehr, und seine Waffen von sich geworfen, um sich in ein Klo-

ster begeben, um seine begangene Sünden dort büssen zu können.

Pfar. Mein Jodel! diese Erzählung hat einen erstaunlichen Widerspruch. Der Legendenschreiber, nicht Gott, sagte, daß das Soldatenleben ein müheseeliges Leben sey. Wenn es mühseelig ist; so hätte ja der heilige Gutlakus seine Sünden dabei noch mehr büssen können, als in einem Kloster? Glaubst du das nicht?

Jodl. Ja, ja!

Pfar. Sey versichert; Der Soldat, der in Zucht und Ordnung erhalten wird; der einen weit grösseren Gehorsam gegen seine Vorgesetzte beobachten muß, als vielleicht die Geistlichen zu Kellerstein gegen ihren Prälaten oder Prior beobachten; der mit Sauberhaltung seines Gewehrs und seiner Montur, mit Exerziren, und mit seinem Dienste immer beschäftiget wird; der über solche Exzessen, über welche der Pater Prior kein Wort redet, hergenommen wird; der sich nicht nach Belieben

aus

aus einem Klosterkeller einen Trunk heraufholen, nicht nach Belieben in den Ortschaften herumlaufen kann; der hat viel weniger Gefahr, seine Seeligkeit zu verscherzen, als mancher Mönche. Es giebt freylich auch unter den Soldaten lüderliche; aber diese giebt es in jedem Stande. Nicht der Stand, sondern die Unterlassung der Pflichten, die der Stand fodert, macht lüderliche und ihr Seelenheil verscherzende Leute. Hat denn Christus zu dem Hauptmann zu Kapharnaum, dessen Knecht er geheilet hat, gesagt, daß der Hauptmann die Kriegsdienste verlassen, und hiezu seine Kriegsleute bereden solle, weil der Soldatenstand ein gefährlicher Stand ist? * Der Soldatenstand ist ein Stand, der in denen durch die Vernunft und durch unsere heilige Religion einleuchtenden Gebothen Gottes, auf seine und des Nächstens Sicherheit zu sehen, dem Landesfürsten, und denen von ihm uns Vorgesetzten zu gehorsamen, sich von ihnen zu nöthigen Staatsdiensten gebrauchen zu lassen, gegründet ist. Ein auf Ge-

* Math. VIII. 5.

Gebothe Gottes gegründeter Stand kann in sich nicht gefährlich seyn. Kein Staat kann ohne Bewahrer und Vertheidiger der Sicherheit seyn.

Bauer. Ich habe die Soldaten recht gern, und kümmere mich gar nicht wegen meiner Buben, wenn sie Soldaten werden müssen. Ist gleich was anderes, wenn einer Soldat gewesen ist. Es geht ihnen alles leichter aus der Hand; sind nicht mehr so träge, langsam, und ungeschickt. Wissen gleich vernünftiger zu reden, und sich in alles zu finden. Sie stehen schon ganz anderst da, und lassen sich nicht so leicht mehr hintergehen.

Bäurinn. Tausend hinein! wenn ein unsriger Bub einmal als Herr Hauptmann daher käme! das wäre weiter was!

Pfar. Meine Bäurinn! das kann wohl seyn. Soldaten, die sich gut aufführen, und sich mit Genauigkeit und Geschicklichkeit im Dienste auszeichnen, kommen immer weiter.

Bäurinn. Du Bauer! ich wette, unser Bub der Riepel wird einmal ein braver Soldat. Wenn sich der Bub gleich den Schedel anschlagt, daß er faustgrosse Beulen kriegt; oder wenn er gleich auf die Nase herfallt, daß ihm das Blut über und über herabrinnet; so achtet er nichts. Es ist ihm auch ganz gleich, ob er im Regen, oder im Schnee, oder in der Sonnenhitze herumgeht; ob er was zu essen kriegt, oder nichts kriegt. Etwas fürchten ist schon gar seine Sache nicht, und immer ist er lustig; aber dabei, Gott sey Dank! in allem gehorsam, was man ihm schafft.

Pfar. Nun, das sind schon gute Eigenschaften. Er lernt auch recht gut in der Schule. Das Zeugniß muß ich ihm selbst geben.

Bauer. Aber der Jobel will ihm nicht viel gutes prophezeyhen.

Pfar. Warum?

Bauer. Eure Hochwürden Herr Pfarrer wissen, daß bei mir kein abgebrachter Feyer-

tag gehalten wird; denn ein abgebrachter Feyertag ebendeswegen, weil er abgebracht ist, ist auch kein Feyertag mehr, sondern ein Werktag; und an einem Werktage muß man arbeiten; so will es Gott und die Obrigkeit haben. Mein Jodel aber hat gestern, weil dieser Tag vormals ein Feyertag war, zu der Arbeit gar keine Lust gehabt. Um sich recht schlau davon zu bringen, so hat er meinen Buben den Riepel anlernen wollen, mich zu ersuchen, daß ich ihnen erlauben möchte, nach Grillenfeld zum heiligen Patrizius Wahlfahrten zu gehen, damit uns, weil wir so nahe am Wasser liegen, der bevorstehende Eisstoß keinen Schaden mache. Der Riepel aber hat ihm gleich geantwortet: Mein Vater hält nichts auf die Wahlfahrter, und ich halte auch nichts darauf. Es kömmt alles auf Gott an, wie er's machen will; und Gott kann man zu Hause, und in unserer Pfarrkirche auch anruffen.

Pfar. Recht hast du geredet, Riepel.

Bauer. Der Jodel aber hat g'sagt: Aus dem Riepel wird sein Lebtag nichts werden, weil er auf die abgebrachten Feyertäge, auf

das Wahlfahrten, und auf die heiligen Patronen nichts hält.

Pfar. Du bist ein schlechter Prophet, mein lieber Jodel! Sage mir zum ersten; warum willst du denn just zum Patrizius gegen den Eisstoß deine Zuflucht nehmen?

Jodl. Weil dieser Heilige ganze Stücke Eis in das Feuer geworffen, daß sie ihm wie Holz haben brennen müssen. Der Heilige kann also das Eis am besten schmelzen machen. Zu Kellerstein haben wir auch bei einer Eisgefahr vor seinem Bilde bethen müssen; so wie wir, wenn ein Regen nöthig war, zum Bilde der heiligen Skolastika, die von Gott sogleich einen Regen zuwege gebracht hat, damit ihr Bruder der heilige Benedikt bei ihr hat über Nacht bleiben müssen; und wenn ein Schnee zur Bedeckung der Felder nothwendig war, zum Bilde der heiligen Eulalia haben bethen gehen müssen; weil über ihren heiligen Leib, da er blos am Kreuze hieng, sich sogleich ein ganzes schneeweisses Gewand zusammgeschnieen hat. Wider die Mäuse aber haben wir die heilige Fina anruffen müssen. Ich

habe zwar in meinem Stalle den heiligen Nikasius aufgehenkt. Der Pater Schaffner hat mir ihn aber gleich herunter geworfen, und hat dafür das Bild der heiligen Fina hingehenkt, weil diese (wie er sagte) eine grössere Patroninn gegen die Mäuse ist, da sie selbst viel von Mäusen gelitten, nachdem ihr bei ihrer Krankheit die Mäuse so tiefe Löcher in Leib hineingefressen haben, daß sie sich darinn haben verbergen können.

Pfar. O mein Jodel! der Pater Schaffner hat unsere heilige Religion entweder selbst nicht verstanden, oder er hat euch mit allem Fleiße in der Dummheit lassen wollen. Christus ist unser Patron und Mittler bei Gott, und kein Heiliger hat bei diesem oder jenem Anliegen eine grössere Gewalt, uns zu helfen, als der andere. Ein jeder Heiliger kann sein Gebeth mit dem unsrigen vereinigen; und wo steht das geschrieben, daß das Gebeth des einen Heiligen besser sey, als des anderen? Wo steht geschrieben, daß wir nicht gerade zu Gott selbsten bethen sollen? Findest du hievon etwas Jodel im Vater unser, wo alle Bitten durchaus

an

an Gott selbst gerichtet sind. Der Riepel hat recht, daß er auch auf das Wahlfahrten nichts hält.

Jodl. Vielleicht wäre er einmal froh, wenn er wahlfahrten könnte. Vielleicht geht es ihm aber hernach so, wie der Königinn Alfrida, die den heiligen Eduard hat aus dem Weg räumen lassen, um ihren Sohn auf den Thron zu bringen; die hat auch hernach mit Reu über ihre Sünden zum Grab des heiligen Eduards wahlfahrten wollen. Aber das Pferd, worauf sie geritten ist, hat nicht von der Stelle gebracht werden können. Sie hat hernach zu Fuß gehen wollen; hat aber auch nicht fortkommen können.

Pfar. Aber ihre Sünden hat sie doch bereuen können?

Jodl. Das hat sie freylich wohl können.

Pfar. Das glaube ich selbst; denn zu Reue und Leid ist nicht nothwendig, Wahlfahrten reiten, oder Wahlfahrten gehen; sondern

dern sein Leben bessern, und ebenso gegen künftige üble Handlungen, wie vor den begangenen einen wahren Abscheu haben. Sey versichert Jodel! eine Menge Wahlfahrter reiten, gehen, fahren ohne alles Hinderniß, und sind auf ihrer Wahlfahrt noch geschwinder in Wirthshäusern, als in der Kirche darinn. Wäre viel besser, wenn sie bei ihrer Abreise nicht von der Stelle kämen; denn sie müßten sodann statt des Herumlaufens bei der Arbeit, und bei ihrem Hauswesen bleiben; könnten zu Hause und in ihrer Pfarrkirche, wo Gott ebenso, wie im Wahlfahrtsorte ist, zu ihm ihr Gebeth verrichten; erhielten zu Hause ehe das, um was sie bitten; weil Gott nicht nur seine Hilfe nicht auf gewisse Oerter und Bilder hinaussetzt, sondern auch nur denen seinen Segen giebt, die ihre Andacht ordentlich ohne Verletzung anderer Pflichten, und ohne abergläubische Meynungen einrichten; kämen in keine üble Gesellschaften, in die so viele Wahlfahrter kommen; könnten mit grösserer Frucht die heiligen Sakramente empfangen; viel ungestörter das Wort Gottes, und einen nützlichen Unterricht anhören, als dieses bei den

Wahl=

Wahlfahrtern geschieht, die aus dem Wahlfahrtergedränge nicht nur mit keiner Besserung, sondern mit neuen Sünden zurückkehren. Lüderliche Lumpen sind die meisten Wahlfahrter, schlecht unterrichtete Christen sind sie. Das Herumlaufen ist ihnen lieber, als das Arbeiten. Die nämliche Ursache haben auch die meisten, die die abgebrachten Feyertäge noch halten. Gott, der haben will, daß man den Vorgesetzten gehorsame, und ihn mit Arbeit und Befolgung der Gesetze ehre, verlangt an diesen Tägen nicht, daß man mit Verlassung der Arbeit in die Kirche laufe. Er wird vielmehr hiedurch beleidiget. Denen wenigsten, die die abgebrachten Feyertäge halten, ist auch um die Kirche zu thun. Müssigang durch den übrigen ganzen Tag, sündhafte Zusammenkunft, Wirthshaus, Kegelspiel, daß ist ihre Feyerung solcher Täge.

Jodl. Nein! zu einem Kegelspiel gehe ich nicht. Der heilige Benediktulus hat einmal einem Kegelspieler das Kegelspiel sauer gemacht. Dieser Spieler hat geflucht. Der Heilige hat ihm hierauf mit seinem Stecken alle

Ke=

Kegel umgeworfen. Der Kegelspieler hat dem Heiligen eine erstaunliche Ohrfeige gegeben; aber statt dessen, daß diese Ohrfeige dem Heiligen was geschadet hätte, ist dem Spieler das Maul ganz krumm auf einer Seite stehen geblieben, und der Heilige hat erst wieder durch sein Gebeth ihm das Maul gerad machen müssen.

Pfar. Du weißt gleich auf eine jede Sache aus der Legende eine Geschichte, oder ein Mirakel.

Jodl. Aber die Mirakel werden eure Hochwürden Herr Pfarrer doch wohl glauben?

Pfar. Daß alle die Mirakel geschehen seyn, die von den Legendenschreibern angeführet werden, das glaube ich nicht; und es ist auch kein Glaubensartickel. * Ich habe es dir ja schon

* Neque supernaturali fide ullum credere cogimur ex iis miraculis, quæ extra canonicas Scripturas ab historicis, sanctissimisque etiam viris referuntur.

schon gesagt, daß Mirakel nicht ohne erhebliche Ursachen, sondern nur zum Zeugniß der Wahrheit in Ansehung Gottes, des Glaubens, und der Kirche gewirket worden. Solcher Legendenmirackel bedarf unsere heilige Religion, und die Kirche nicht mehr. * Daß man sich beim Spielen nicht versündigen, Niemanden Unbilden und Schläge zufiegen solle, hiezu ist keine Bestättigung durch Mirakel nothwendig.

Jodl. Der heilige Einsiedler Markus von Athen, von dem in der Legende steht, daß er wie ein wildes Thier überall mit Haaren überwachsen war, hat mit dem heiligen Serapion, der ihn besucht hat, über die Worte des Evangeliums: **wenn ihr werdet Glauben haben, wie ein Senfkörnlein, und zu diesem Berg sagen; gehe hin, stürze dich**

in's

---

* Miracula fidelibus non exigenda sunt, sive quærenda, non enim amplius iis indiget vera fides & ecclesia, ut veritatem suam ostendat. Muratorius de ingen. moderatione in religionis negotio. L. III. C. XI.

in's Meer, und es wird geschehen, nur einen Diskours geführet. Der Berg, worauf sie sassen; verstand das unrecht, was der heilige Markus sagte; glaubte, es gehe ihn an; erhob sich sogleich; fieng an zu gehen, und gerade in das Meer hinein. Der heilige Einsiedler hat sich aber hierüber selbst auf das Maul geschlagen, und dem Berge gleich zugeschrieen: Was machest denn du Berg? was fehlet dir? Habe ich denn zu dir gesagt, daß du dich in das Meer begeben sollst? Bleib an deinem Orte stehn. Der Berg gieng alsbald nicht mehr weiter. Sehen eure Hochwürden Herr Pfarrer, daß ein Mirakel in Beiseyn des einzigen heiligen Serapions, der gewiß nicht nothwendig hatte, von der Wahrheit des Glaubens überführet zu werden, gewirket worden. Der Pater Schaffner hat g'sagt: Nur weil die Leute keinen solchen Glauben mehr haben, so geschehen solche Mirakel nicht mehr.

Pfar. Das ist ja aber für den Pater Schaffner selbsten, und für alle Klostergeistliche zu Kellerstein eine schlechte Ehre. Sie sollen ja

mit

mit einem solchen Glauben vorzügliches Beispiel geben. Wie gut wäre es, wenn manche Berge bei Ortschaften, aus denen man Festungen machen will; oder dort, wo man gern ebene Poststrassen hätte, hinweggeräumet, und dorthin gesetzet würden, wo gebirgigte Pässe gegen den Feind, oder steinigte Dämme gegen das Wasser nöthig wären. Sie waren ohnehin vormals Missionarien; nun wie viele könnten sie noch jetzt bekehren, wenn sie sich überall zur Hinwegräumung der Berge gebrauchen ließen. Aber freylich hat Christus dieselben Worte nicht so verstanden, wie sie die Legendenschreiber genommen, und noch mit einer Lüge bekräftiget haben. * Weder von unserem Glaubensstifter, weder von seinen Aposteln liest man, daß sie Berge übersetzet haben; aber die berghohen Hindernisse, die der Verbreitung der reinen Glaubens- und Sittenlehre gemacht worden, haben sie eben gemacht;

und

* Numquid Deus indiget vestro mendacio, ut pro illo loquamini dolos Job. XIII. 7. S. Augustinus in lib. contra mend. cap. 1. 18.

und das wäre auch den Kellersteinergeistlichen möglich, wenn es ihnen Ernst wäre, die Aufklärung zu befördern. Sie sehen es aber selbst allzugern, daß nicht Tag wird.

Jodl. Nein! dem Pater Schaffner muß ich vielmehr Zeugniß geben; daß, wenn die Robboter im Kloster gearbeitet haben, er immer gewunschen, daß der Tag nochmal so lang seyn möchte, und die Nacht nicht einfiele. Ich habe ihm einmal gesagt: Nicht wahr eure Hochwürden Pater Schaffner, es wäre gut, wenn jetzt das nämliche geschähe, was beim Tode des heiligen Patrizius geschehen ist, wo nämlich in dem ganzen Lande durch zwölf Tage nie Nacht gewesen ist; weil vom Leichnam dieses Heiligen, wie von der Sonne das ganze Land erleuchtet worden.

Pfar. Du hast mich nicht recht verstanden, Jodel! im Kopfe soll es bei den Kellersteinergeistlichen lichter seyn, und sie sollen sich befleissen, auch die Köpfe anderer Leute durch einen guten und wahrhaften Unterricht, durch nützliche Predigten und Christenlehren lichter zu machen.

Jodl.

Jodl. Sie haben nur zween, die predigen. Es ist ihnen jetzt hart gegangen, bis sich einer entschlossen hat, das Predigtamt zu übernehmen, weil ihnen der Bischof den vorigen Prediger abgeschaft hat.

Pfar. Warum ist er denn abgeschafft worden?

Jodl. Ich weiß es nicht. Mir hat er gefallen. Der Mann hat eine Stimme gehabt, daß ich ihn bis in den Stall hinausgehöret habe. Dreymal haben sie ihm die Kanzel ausbessern müssen, so hat er den oberen Theil davon mit den Händen und Fäusten zerschlagen. Gestrampft hat er mit den Füssen, daß wir oft geglaubt haben; ietzt wird er gleich durchfallen. Er hat selbst oft gestanden, daß ihm Lenden und Rippen wehe thun, weil er sich auf der Kanzel so hin und her an alle Seiten und Ecke der Kanzel geworfen hat. Gäh hat er sich über die Kanzel zu uns völlig herabgelegt; gäh ist er aber wieder in die Höhe gefahren, als wenn er gleich beim oberen Deckel der Kanzel ausfliegen wollte. Der Chorrock ist dabei herumgetrie-

trieben worden, als wie eine Wäsche, die zum trocknen aufgehenkt ist, wenn ein Sturmwind darein kömmt. Mir war leid, wenn ich den Mann gesehen habe, wie er geschwitzet, und was er für eine Röthe dabei im Gesichte bekommen hat. Aber so schön hat er geprediget, daß nicht einmal ein anderer im Stande war, das daher zu sagen, was er geprediget hat. Die letzte Predigt war gar schön, wo er einen Todenkopf auf die Kanzel mitgebracht, und denselben zu allen denen, die auf die Andachten nichts mehr halten wollen, hat reden lassen. Man hat gewis gewußt, daß der Kopf kein Hirn mehr hat, und doch hat man geglaubt, man höre diesen Kopf reden.

Pfar. Und was hast du für eine Frucht von dieser Predigt bei den Leuten gesehen?

Jodl. Haben ja doch einige dabei geweinnt. Einige lose Leute haben freylich dabei gelacht. Einige sind gar vor dem Todenkopf aus Abscheu in Ohnmacht gefallen; andere aber haben sich durch die Leute so hinausgedränget, daß etwelche bald erdrücket worden wären.

Pfar. Und das hat dir gefallen?

Jodl. War doch das Gedräng bei den Predigten, die der gottselige Hieronimus von Narrin aus dem Kapuzinerorden gehalten, auch ein solches Gedräng, daß bisweilen Leute dabei erdrücket wurden. Dieser nämliche Heilige hat am fünften Sonntag in der Fasten, da die Kreuze bedeckt sind, von seinem Kruzifix auf der Kanzel die Decke herabgerissen, und einige Stücklein davon unter die Leute geworfen mit den Worten: **Falle hin auf den Geitzhals falle hin auf die unverschämten Weiber.** Und wirklich ist ein solches Stücklein auf einen sehr grossen Geizhals, ein anderes auf eine junge unkeusche Frau, die ihre Brust nicht genug bedecket hat, hinaufgefallen, so, daß sie öffentlich beschämt worden, und die junge Frau ihre Brust gleich zugedeckt hat.

Bäurinn. Still, Jodel! Siehst nicht, daß nicht lauter Erwachsene in der Stuben da sind?

Jodl. Nun, was ist denn das unrechtes. Die heilige Hildegung, die in einem Mannskloster Mönch geworden ist, hat sich (wie die Legende ausführlich sagt) ihre Brust mit einem Tuch so eingebunden, daß erst nach ihrem Tode der Krankenwarter bei Hinwegnehmung dieses Tuches erkannt hat, daß sie ein Weibsbild war; worüber (wie die Legende weiter schreibt) sodann auch der Pater Prior mit den vier Aeltesten des Konvents den Augenschein eingenommen.

Bäurinn. Sey still, sag ich, mit solchen Erzählungen. Heute ist es das letztemal, daß bei uns eine Legende gelesen worden. Ich lasse aus keiner mehr etwas vorlesen, weil alle Augenblick was unschickliches und unsäuberliches darinn vorkömmt, was nicht vor Erwachsenen, zugeschweigen erst vor Kindern erzählet werden solle.

Pfar. Bis morgen sollt ihr schon von mir das Buch zum Geschenke haben, was ich euch versprochen habe.

Bauer.

Bauer. Das wäre einmal zuviel Gnade.

Pfar. Hieraus werdet ihr alle keine unglaubliche und erdichtete Begebenheiten, oder unschickliche Beschreibungen, sondern lautere Wahrheit und die schönsten Erklärungen von denen Pflichten, die wir als Menschen, Christen, und Unterthanen gegen Gott, gegen uns selbst, gegen unsere Vorgesetzte, Untergebene, und andere Nebenmenschen zu erfüllen haben; von der reinsten Sittenlehre, von der wahren Andacht, und von der sicheren Art, tugendhaft und glücklich zu leben, mit Trost und Belehrung hören.

Bauer. O! da freue ich mich recht vom Herzen darauf.

Pfar. Um so freudiger gebe ich auch das Buch her; weil ich sehe, daß ihr beinahe alle schon richtig denkt, und keinen Hang zu Mißbräuchen, abergläubischen Dingen, nichtswerthen Andächteleien habt; sondern vielmehr besorgt seyd, euer Hauswesen und eure Andacht rein und ordentlich zu halten. Der

Jodel selbst vergißt noch die Legende, wenn er keine mehr sieht, und höret. Tugendhaft seyn, mein Jodel! das ist das beste.

Jodel. Der Pater Schaffner hat aber g'sagt, daß sey nicht genug, sondern wir müssen auch wie die Heiligen nach der größten Vollkommenheit trachten.

Pfar. Hat der Pater Schaffner aber auch gesagt, was das heisse Vollkommenheit?

Jodel. Nun er hat es öfter wiederholt, daß wir nach Vollkommenheit trachten sollen, und wir haben es alle gut gehöret und verstanden.

Pfar. Daß er geredet habe, das habt ihr freylich gehöret; ihr habt ihn auch verstanden, daß er das Wort Vollkommenheit gesagt habe. Aber was das Wort Vollkommenheit bedeute, hat er euch nicht das auch gesagt?

Jodel. Die Heiligen, hat er g'sagt, haben die Vollkommenheit erreicht, und durch das Klosterleben kömmt man leichter, als in der Welt zur Vollkommenheit. Das hat er g'sagt: sonst hat er weiter nichts g'sagt.

Pfar. Das ist soviel, als nichts gesagt, und daraus habt ihr noch nicht gelernet, was **Vollkommenheit** sagen wolle. Vielleicht hat es der Pater Schaffner selbst nicht recht gewußt. Schau, Jodel! was hast du für ein Ziel und End gehabt, wie du da beim Bauern in Dienst getretten bist?

Jodel. Daß ich einen Unterstand, einen guten Lohn, mein Brod, und meine andere Bedürfnisse habe.

Pfar. Gut; um dieses zu erhalten, was mußt denn also thun?

Jodel. Die Schuldigkeit, die der Dienst mit sich bringt.

Pfar. Wie weißt du aber deine Schuldigkeiten, die in diesem Bauernhause geleistet werden müssen?

Jodel. Das weiß einem der Bauer laut genug zu sagen, was er will.

Pfar. Nun, wann glaubst du, daß du in diesem Bauernhause deinen Dienst vollkommen gerichtet hast?

Jodel. Wenn ich das gethan habe, was der Bauer befiehlt.

Pfar. Was thust denn also; wenn der Bauer sagt: Miste den Stall aus?

Jodel. Da nehm ich die Mistgabel.

Pfar. Der Bauer hat ja aber nicht von der Mistgabel, sondern nur von Ausmisten geredet?

Jodel. Das versteht sich von sich selbst, daß, wenn das Ausmisten befohlen ist, man auch

das

das dazu nehmen müsse, was zum Ausmisten gehört; ebenso wie sich von selbst versteht, daß ich nicht etwa nur einen Theil des Stalles, sondern den ganzen Stall ausmisten, und den Mist nicht wieder in ein anderes Ort hinwerfen muß, wohin er nicht gehöret.

Pfar. Aber Jodel! wenn du die Mistgabel nicht in die Hand nähmest, sondern nähmest deinen Stallkotzen um, krächest dem Bauern überall auf den Füssen nach; oder schautest, daß du etwas von seinen Kleidern, einen Schuh, einen Strumpf, einen Stiefel bekämest, um es zu küssen, und zu verehren. Könntest du dabei hoffen, daß der Bauer diesen Dienst und diese Verehrung lieber, als das Ausmisten haben würde?

Jodel. Da wäre ich ja ein Narr, wenn ich was solches thäte. Arbeiten, ausmisten muß man. Ich glaube, der Bauer schmieße mir Schuhe und Stiefel in Kopf, und wärfe mich sammt dem Kotzen bei der Thüre hinaus.

Pfar. Recht, ganz recht. — Ihr werdet wohl mehr Mistgabeln haben?

Jodel. Wir haben freylich mehrere; zwo gute, eine aber ist nichts nutz, obwohl sie gut herschaut.

Pfar. Was nimmst denn also für eine Mistgabel?

Jodel. Bei den zwo wahrhaft guten Mistgabeln ist es gleich, ob ich diese oder jene nehme. Die aber nur gut herschaut, in sich aber nichts nutz ist, die lasse ich fein sauber liegen, weil ich nur im Ausmisten gehindert wäre.

Pfar. Das hält'st du also auch für deine Schuldigkeit, daß du alles das, was dich im Ausmisten hindern kann, beseitigest?

Jodel. Das versteht sich wieder von selbst. Sonst würde nie vollkommen ausgemistet. Bei der Arbeit, damit sie vollkommen wird,

wird, muß alles mit dem, was man zu arbeiten hat, übereinstimmen.

Pfar. Damit die Arbeit vollkommen wird, muß alles mit dem, was man zu arbeiten hat, übereinstimmen. Sagst wieder recht. Und nun hast du selbst erklärt, was die **Vollkommenheit** sey, nämlich die **Uibereinstimmung aller Mittel** mit dem Ziel und End, auf welches man hinarbeiten muß. Was haben wir Menschen und Christen für ein letztes Ziel und End?

Jodel. Daß wir einmal zu Gott als das höchste Gut kommen, und den ewigen Lohn im Himmel erhalten.

Pfar. Was müssen wir thun, um dieses höchste Gut, diesen ewigen Lohn zu erhalten?

Jodel. Jeder Mensch und Christ muß seine Schuldigkeit thun.

Pfar. Woher weiß aber der Mensch un der Christ, was er für Schuldigkeiten hat?

Jodel.

Jodel. Die gesunde Vernunft sagt ja schon in vielen Stücken, daß das eine gute, jenes eine üble Folge habe. Noch mehr wird in unserer Glaubens- und Sittenlehre erklärt, was gebothen, und was verbothen ist. Kurz! Gott hat durch die Vernunft, und durch die Offenbarung uns seinen Willen erklärt, und dem muß der Mensch und der Christ mit Erfüllung der Gebothe, und mit Unterlassung des Verbothenen nachkommen.

Pfar. Du antwortest recht brav, und ersparst mir viele Fragen. Ein Zeichen, daß dir das Vorlesen zu Kellerstein doch eine Leichtigkeit im Reden, und einen weiteren Platz im Kopfe gemacht hat, aus welchem jetzt nur das Schlechte herausgemistet, und was besseres hineingebracht werden muß. Nicht wahr, Jodel! Es kann dir etwas als gut vorkommen, und ist doch nicht gut?

Jodel. Ja, ja! wie bei meiner Mistgabel, die gut hersieht, und doch nichts nutz ist. Da muß man die Augen recht aufmachen, und die Sache wohl anschauen, und ehe untersuchen,

ob es zu dem wirklich taugt, was befohlen ist; oder ob es nicht vielmehr hindert. Nur dann kann man dieses oder jenes thun; wenn ein jedes gleich gut ist, und zur Erfüllung der Gebothe gleich beiträgt. Alles aber, was einen hindert, die Gebothe zu erfüllen, das muß man vermeiden; weil sonst die Gebothe nicht erfüllet würden, und gerade das Gegentheil, nämlich das Verbothene herauskäme. Ich verstehe eure Hochwürden ietzt schon gänzlich: Ein **vollkommener** Christ ist der, bei dem die Handlungen mit dem Ziel und Ende, zu Gott zu kommen, und hiemit auch mit dem göttlichen Willen, das ist, mit den Gebothen Gottes übereinstimmen. Das hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt, daß ich durch die Mistgabel ehe, als durch den Pater Schaffner zur klaren Kenntniß der **Vollkommenheit** solle gebracht werden.

Pfar. Wir sind aber noch nicht ganz am Ende. Sage mir; stimmen bei denjenigen alle Handlungen mit dem Willen Gottes übereins, die nur ein Geboth erfüllen, und die anderen unterlassen? oder der wohl gar ein Gelübd machen

chen wollte, nur eine gewisse Gattung der Pflichten zu erfüllen, die übrigen Pflichten aber alle auf seinen Nebenmenschen, auf andere Unterthanen hinüber wälzen wollte?

Jodel. Das wäre weit gefehlt; ein solches Gelübd geltete ja nichts. Gleich als ob ich ein Gelübd machte, meine Arbeit zum Theil anderen zu überlassen. Ich habe auch schon gesagt, daß der Stall nicht ausgemistet wäre, wenn ich nur einen Theil ausmistete.

Pfar. Wenn also ein Klostergeistlicher sagen wollte; der Klosterstand sey der vollkommenste, weil man da nichts, als bethen und betrachten darf, wenn man gleich dabei der Kirche und dem Staate sonst keine Dienste leistet; wäre dieses wahr?

Jodel. Hab ich mir's doch eingebildet; der Pater Schaffner kömmt noch mit seiner Vollkommenheit übel an. Gott hat dem Menschen und Christen freylich mehr befohlen, als zu bethen und zu betrachten; und es muß also die Erfüllung der übrigen Gebothe auch dazu kom-

kommen, damit alles mit dem Willen Gottes übereinstimme.

Pfar. Also heißt Gott dienen, die göttlichen Gebothe erfüllen? — Nun so ist ja nicht das allein ein Gottesdienst, wenn man eine Messe, ein Amt, eine Vesper, und eine Kirchenmusik dabei höret?

Jodel. Freylich nicht, sondern jede Erfüllung eines göttlichen Gebothes, welches zu erfüllen kömmt, gehöret zum Gottesdienst; so wie zu meinem Dienst nicht das allein gehöret, daß ich mit meinem Bauern, oder von meinem Bauern nur immer was schönes rede; ich muß ihm durch das dienen, daß ich alles das vollziehe, was er mir befiehlt; sodann ist mein Dienst vollkommen.

Pfar. Richtig ist die Vollkommenheit nichts anders, als die Uibereinstimmung unserer Handlungen mit denen Gebothen, die wir als Menschen, als Christen, als Mitglieder des Staates haben. Durch eine solche Uibereinstimmung kann also ein jeder

auch

auch auſſer des Kloſters vollkommen werden. Und es giebt gar keine andere Vollkommenheit und Heiligkeit auf dieſer Welt, als dieſe, die mit der Fertigkeit, die Gebothe Gottes zu erfüllen, erreicht wird. Jede Erfüllung auch derjenigen Gebothe, welche wir in Anſehung unſerer ſelbſt, unſeres Nächſten, unſerer Vorgeſetzten erfüllen müſſen, iſt ein Gottesdienſt. — Aber noch eins muß ich aus dem, was du ſelbſt geſagt haſt, für dich herausnehmen. Du haſt ſelbſt geſagt, daß unter deinen Miſtgabeln eine ſo gut herſieht, und daß ſie doch nichts nutz ſey; welches du damals erfahren haſt, da dieſe Miſtgabel von dir iſt recht angeſehen worden. Wie wäre es denn, wenn du die Haltung der abgebrachten Feyertäge, die Wahlfahrten, die Andächteleyen, die Legenden und dergleichen, was dich bisher ſo gut angeſehen hat, beſſer betrachten wollteſt? Wer weis, ob du alles dieſes nicht eben ſo liegen lieſſeſt, wie dieſelbe zwar gut herſehende, aber nichtswerthe Miſtgabel? — Gedenke nur, wie du ſelbſt geſagt haſt, daß ſogar dein Bauer es nicht gern ſehen würde, wenn du ſtatt der vorgeſchrie-

schriebenen Arbeiten in einem Kotzen vor ihm herumkriechen, ihm sogar Schuh, Strümpfe, und Stiefel immer abküssen, und dabei vertrauen wolltest, daß dein Dienst hiedurch für vollkommener werde gehalten werden, als wenn du ohne diesen nur die vorgeschriebenen Dienstbarkeiten verrichtetest.

Jodel. Jetzt geht es mir, wie dem Pater Schaffner mit seiner **Vollkommenheit.**

Pfar. Noch eine Frage Jodel! Wenn dir der Bauer selbst, oder ein anderer verständiger ehrlicher Knecht gesagt hätte: **Jodel! laß die Mistgabel liegen, die ist nichts nutz;** hättest du sie liegen lassen?

Jodel. Da hätte ich mich um diese ganze Mistgabel gar nicht mehr umgesehen, weil es mir einer gesagt hätte, der es verstehen muß, und der mir vorgesetzt ist.

Pfar. Nun mein lieber Jodel! du wirst mich ja doch auch für einen solchen halten, der es versteht, dich zu deinen Seelenheil zu leiten:

ten; und daß ich dir als Pfarrer vorgesetzt bin, das weißt du auch? Kannst denn also ein Bedenken haben, wenn ich sage: Laß die Mißbräuche, die Andächteleien, die Haltung der abgebrachten Feyertäge, die Legenden fahren; denn alles dieses gefählt Gott so wenig, als es deinem Bauern gefiele, wenn du statt der Arbeit in einem Kotzen vor seinen Stiefeln und Schuhen herumkriechen wolltest.

Jodel. Nun ich lasse es in Gottesnamen fahren.

Pfar. Mich freut deine Bereitwilligkeit. Aber ich will, daß du es aus Uiberzeugung fahren lassest. Und deswegen höre fleißig zu, wenn das Buch vorgelesen wird, welches ich herschenke; komme fleißig in meine Predigten und Christenlehren, und wir werden auch sonst noch zusammkommen, wo ich dir heilsame Belehrung werde geben können. Alles muß durch Uiberzeugung im Kopfe und dann im Herzen recht fest werden, sonst hat es keine Dauer. Du könntest ja wieder einmal unter einem solchen Pater Schaffner zu stehen kommen, und

dann

dann würdest du ihm als deinem Vorgesetzten wieder anders glauben. Uiberzeugt mußt du mir werden. Sodann sorge ich nicht mehr, daß dich jemand von der erkannten Wahrheit abbringen wird.

Bauer. Jodel! ich mache wegen deiner aus einem Werktag keinen Feyertag; aber auf'm Sonntag feyre ich deine Bekehrung.

Pfar. Nun behüte euch Gott, gute Leute. Ihr werdet es mir wohl nicht übel nehmen, daß heut Abends bei meinem Reden etwas weniger gesponnen worden?

Bäurinn. O lieber Gott! ganz und gar nicht.

Bauer. Wenn wirklich was weniger wäre gesponnen worden; so wäre es durch die Güte, daß uns eure Hochwürden Herr Pfarrer haben besuchen wollen, und hauptsächlich durch die guten und schönen Lehren, die wir gehöret haben, reichlich ersetzet.

Pfar. Und doch habe ich euch noch nicht gesagt, warum ich eigentlich zu euch gekommen bin. Ich war zwar ohnehin bei eurem kranken Nachbar, und war mir ein leichtes, auch bei euch zuzusprechen. Aber ich habe es mir schon gestern vorgenommen, daß ich besonders zu euch gehen, und mich bedanken will; daß ihr mit euren Beiträgen zum Armeninstitut immer eine so gute Aushilfe, und ein so gutes Beispiel gebt.

Bauer. Das ist unsere Schuldigkeit. Hab ich vorher auch zur Bettlerkasse, wie sie bei der Herrschaftskanzley war, alle Jahre vier und zwanzig Gulden geben müssen. Warum soll ich denn ietzt nicht freywillig eben soviel geben, da das Freywillige den Verdienst bei Gott vermehrt; und da man das Vergnügen hat, daß man ietzt sieht, wie das Allmosen angewendet wird.

Bäurinn. Was sollen wir denn bei den Armen ersparren wollen? Haben wir es ietzt doch schon vorhinein herinn, da die Sammelgeistlichen, die grossen Stollgebühren, die

Beicht=

Beichtkreuzer, und andere Ausgaben, die man vorher in der Menge hat tragen müssen, aufgehöret haben. Es sind ja uns Bauern auch viele andere Erleichterungen in Steuern und Gaben geschehen; und die Arbeit an einem jeden abgebrachten Feyertage macht gewis das Jahr hindurch einen guten Gewinn für das Haus. Ich zörne mich immer, wenn einige Bauern sagen: Haben wir doch vorher auch gelebt, obgleich an diesen Tägen nicht gearbeitet worden. Und doch wenn sie zahlen sollen, klagen sie sich über harte Zeiten. Das geht ja nicht zusammen. Und wenn sie wirklich nicht für sich arbeiten, und an einem solchen Tage keinen Gewinn für sich haben wollten; so sollen sie den Gewinn desselben Tages den Armen geben. Darf man sogar an gebothenen Feyertägen den Armen in der Noth beispringen; so wäre es ja an einem abgebrachten Feyertage recht schön, wenn man den Gewinn der Arbeit desselben Tages berechnete, und den Armen gäbe.

Pfar. Jodel! hast du das einmal vom Pater Schaffner so gehöret, was du jetzt von der Bäurinn hörst?

Jodel. Ich mag vom Pater Schaffner gar nichts mehr hören.

Pfar. Warum bist denn du aus den Klosterdienſten gekommen ?

Jodel. Ich habe nicht geglaubt, daß es so unrecht sey, und habe im September, wie ganz unvermuthet zu der Zeit ein so grosses Donnerwetter noch daher gekommen ist, mich auf den Thurm geschlichen, und habe dort gegen das Donnerwetter geläutet; weil auch die Bauern dort herum wegen des abgeschafften Wetterläutens so beängstiget waren. Die Geistlichen haben mich zwar darüber gar nicht ausgefilzet. Ich habe es ihnen vielmehr aus dem Gesichte, und aus dem Lächeln abgenommen, daß es ihnen so unlieb nicht war. Jedoch haben sie gesagt: Jodel! schau gleichwohl zu, wenn etwa das Kloster deswegen in Verdruß käme; du müßtest sodann Haare lassen. Richtig ist's auch so geschehen. Im Oktober darauf war schon eine Untersuchung da; wobei um alles gefragt worden; ob geläutet worden, und von wem geläutet worden. Da haben sie

sich

sich nun gefürchtet, es möchte eine Strafe erfolgen; und haben gerade der Komission gesagt; der Ochsenknecht habe nur aus Dummheit geläutet.

Pfar. Siehst Jodel! daß selbst solche Geistliche die Andächteleien, die sie vorher für so heilsam ausgaben, sobald sie dafür sollen gestraft werden, für Dummheiten ausgeben, sich mit der Dummheit des Volkes entschuldigen, und die Schuld auf das Volk wälzen wollen; obwohl sie daran Ursache sind, daß soviele unter dem Volke noch dumm sind. Wenn eine heilsame Verordnung herauskömmt, dann erst eine Predigt darüber halten, und nur diese dergestalt halten, daß man sieht, es gehe ihnen nicht vom Herzen; dieses fruchtet nichts. Die Einfältigen sagen gleich: das ist eine angefrimte Predigt, und werden dabei überdrüssig, statt nützlich, und wahrhaft belehret. Ein Geistlicher, der einen wahren Eifer hat, die ihm untergebenen Seelen zu ihrem zeitlichen und ewigen Glück aufzuklären, der findet das ganze Jahr hindurch Gelegenheit, in Predigten, in Christenlehren, in Unterredungen väterliche

Erinnerungen über das und jenes zu machen, wodurch die Pfarrkinder unvermerkt zu besseren Begriffen, und zu einem Verlangen nach dieser und jener besseren Einrichtung kommen. Der Geistliche muß nur selbst hierüber im Kopfe Uiberzeugung und ernstlichen Willen haben, und die Geschicklichkeit besitzen, jede Gelegenheit zur Aufklärung seiner Pfarrkinder freundschaftlich zu benützen; sodann geht alles. Wie ist es denn aber dir ergangen?

Jodel. Uibel. Uiber fünfmal bin ich einberuffen worden. Die Angst, die ich dabei gehabt habe, das Hin- und Hergehen, das immerwährende Antworten bei dem scharfen Examen, die Ungewisheit, was sie mit mir noch anfangen werden, und endlich das Urtheil, daß ich auf vierzehn Täge hätte im Zuchthause arbeiten sollen, das hat mir mein Wetterläuten sauer genug gemacht.

Pfar. Also hast wirklich in das Zuchthaus müssen?

Jodl.

Jodel. Nein! ich bin doch nur mit einem dreytägigen Arrest beim Diener davon gekommen; weil ich hernach auch laut gestanden, daß ich nie geläutet hätte, wenn der Pater Schaffner nicht kurz vorher in der Gesindstube von der Glockenweihe soviel geredet hätte, daß sie richtig gegen die Donnerwetter die sicherste Kraft habe.

Pfar. Da wird es hernach dem Pater Schaffner nicht gut gegangen seyn?

Jodel. Behüte Gott! der hat gelaugnet wie Stein und Bein, Er hat vielmehr g'sagt: Er habe sein Lebtag nichts auf das Wetterläuten gehalten; das Läuten ziehe nur die Donnerwetter herzu, oder halte sie länger auf. Bei aller Glockenweihe habe es schon in die Thürme selbst eingeschlagen; es könne ihm gar nicht einfallen, daß eine Weihe mißbraucht werden solle, um die Gefahr herbei zu ziehen, und sodann durch die Weihe so unsicher wieder hindann zu bringen.

Nur

Nur einige Bauern sammt mir seyn so dumme Eseln. Da habe ich also immerfort der dumme Esel seyn müssen. Die anderen Dienstbothen haben's auch nicht eingestanden aus Furcht, den Dienst zu verlieren. Die Obrigkeit scheinet es aber doch gemerkt zu haben, und ich glaube, daß mir hauptsächlich deßwegen die Strafe vermindert worden. Aber hingegen hat mir der Pater Schaffner gleich den Dienst aufgesagt.

Pfar. Mein Jodel! ich wünsche dir erstens Glück, daß du nicht in das Zuchthaus gekommen bist. Zweytens wünsche ich dir aber noch vielmehr Glück, daß du den Dienst zu Kellerstein verlohren. Du hast eigentlich nichts dabei verlohren; sondern am Verstande sowohl, als an äusserlichen Umständen gewonnen. Die frommen heiligen Christen der ersten Zeiten, da lange nach sechshundert Jahren von Entstehung der christlichen Kirche erst der Gebrauch der Glocken da und dort eingeführet worden, haben sich gegen alles Uibel, und auch gegen die Gefahren der Donnerwetter mit dem Vertrauen auf Gott bewahret; und noch wissen sich die

Chri-

Christen in jenen Ländern, wo man ihnen keine Glocken duldet, mit dem Vertrauen auf Gott zu beruhigen. * Auch durch **acht hundert Jahre** hat man von **Glockenweihen** nichts gewußt. Man findet vielmehr in den alten landesfürstlichen Gesetzen schon **Verbothe gegen die Mißbräuche, die einige bei der Glockenweihe haben einführen wollen.** ** Und der Pater Schaffner hat es recht gut erklärt, daß das Wetterläuten nichts nütze; daß es unschicklich wäre, **durch etwas Geweihtes die Gefahr herzuziehen, und doch durch die Weihe zugleich hindanhalten wollen,**

Jodel. Das hat er aber nur gesagt, wie es bald über ihn losgegangen wäre.

Pfar. So machen es mehrere. Wenn sie was zu fürchten, oder was zu hoffen haben;

so

---

* Bingham orig. eccles. Tom. III. pag.

** *Ut clocas non baptizent.* Capitular. Caroli magni citat a Durando de ritib. eccles. l. I. c. XXII. n. II.

so nehmen sie gleich andere Grundsätze an. Man dächte, sie wären die hellesten Köpfe, die eifrigsten Vertheidiger der Wahrheit. Sobald sie aber auch nur aus einem ungegründeten Rufe vernehmen; es sey wieder erlaubt, auf die alten Mißbräuche zurückzugehen; so geben sie sich sogleich zu erkennen. Welches eben Gott zuläßt, daß man sie recht kennen lerne. Ganz sicher hast auch du bei dieser Gelegenheit den Pater Schaffner recht wohl kennen gelernt.

Jodel. Ja, ja! unser Herrgott verzeih ihm's!

Pfar. So ist es recht. Der Pater Schaffner ist ohne seine Absicht zu einem Instrument geworden, den Jodel auf einen besseren Weg zu bringen. Jetzt lebt wohl, liebe Kinder! ich muß gehen.

Bäurinn. Nun wir bedanken uns unendlich für den heutigen Abend.

Bauer. Wirklich unendlichen Dank, eure Hochwürden Herr Pfarrer! — Geh, Sandel!

del! geh g'schwind, nimm da Licht, und leuchte schön vor; s'ist gar finster. — Kinder! küßt die Hand dem Herrn Pfarrer.

Pfar. Behüte euch nochmal Gott!

Bauer. Behüte Gott!

V.

V.

Die Spitalweiber.

Stubenmutter. Ich weiß nicht, über was ihr zwey Weiber immer zu zanken habt. Ihr habt doch einen Taufnamen; nennt eine jede sich **Rosa**, so daß man euch gar nicht unterscheiden könnte, wenn man nicht die eine die **grosse**, und die andere die **kleine Rosa** nennte; und zankt doch die **eine Rosa** mit der **anderen Rosa** den ganzen Tag.

Grosse Rosa. Die **kleine Rosa** hat keineswegs die nämliche heilige Namenspatroninn, die ich habe. Ich bin die **Rosa von Viterbo**, und sie ist nur die **Rosa von Lima**.

Kleine Rosa. Was nur die **Rosa von Lima**? Also die **Rosa von Lima** hat nicht soviel zu bedeuten, als die **Rosa von Viterbo**?

Gr. Rosa. Ich will wohl hoffen, daß die heilige Rosa von Viterbo eine grössere Heilige ist. Meine heilige Rosa hat noch nicht auf den Füßlein stehen können, und ist doch schon vor jedem Mariabild gekniect.

Kl. Rosa. Ja, ja! die Kinder sind alle ehe auf den Knieen als auf den Füssen, Aber die heilige Rosa von Lima hat auch schon in ihrer Kindheit gezeigt, wie sie dermaleinst für die Glorie Gottes wider das Fleisch streiten werde, da sie keinen Laut von sich gegeben, als ihr der Bader den Nagel von demjenigen Finger hinweggeschnitten, welchen sie ihr zwischen dem Deckel einer Kiste eingeklemmt hat.

Gr. Rosa. Tausend hinein! das ist eine Standhaftigkeit! Aber das weiß sie nicht, daß die Rosa von Viterbo nicht auf eine Einklemmung bei einer Kiste gewartet hat, sondern daß sie selbst mit rauhen Zilizien, scharfen Disziplinen, und strengen Fasten sich hergenommen habe. O ihre heilige Rosa kömmt deßwegen der meinigen heiligen Rosa noch nicht gleich.

Kl. Rosa.

Kl. Rosa. Sie weiß auch das rechte von meiner heiligen Rosa, welcher ihre Mutter befahl, ihr einmal einen schönen Blumenkranz aufzusetzen; und die Heilige hat ihn richtig aufgesetzet; aber darunter eine lange spitzige Nadel sich dermassen tief in das Haupt hineingedruckt, daß man diese Nadel nicht ohne Mühe wieder herauszuziehen wußte.

Gr. Rosa. Meine heilige Rosa hat immer einen rauhen grauen Rock getragen: ist immer barfuß mit blossem Haupte, und mit fliegenden Haaren gegangen.

Kl. Rosa. Ja! das wäre recht! fliehende Haare! meine heilige Rosa hat ihr schon in ihrem fünften Jahre ihre schöne Haare der Haut gleich abgeschnitten.

Gr. Rosa. Aber Mirackel hat doch ihre heilige Rosa als ein Kind noch nicht gewirket, wie meine heilige Rosa, die ihre todte Base mit ihrem Handlein nur angerühret, und sogleich zum Leben erwecket hat.

Kl. Rosa.

Kl. Rosa. Ist das nicht Mirakel genug, daß bei meiner heiligen Rosa, als sie noch in der Wiege schlief, ihre Mutter sah, daß anstatt des Angesichtes des Kindes eine schöne Rose in der Wiege gelegen; weßwegen sie auch statt Isabella hernach Rosa genannt worden.

Gr. Rosa. O diese Rose ist noch nicht so mirakulos; da hat meine heilige Rosa mehrere mirakulose Rosen aufzuweisen. Da sie einsmals einen Schoos voll Stücklein Brods den Armen zutrug, ertappte sie ihr Vater unter der Thüre, und fragte, was sie in dem Schoos habe? Ich habe Rosen, sagte sie. Laß mich sehen (sprach er) und als sie den Schoos eröffnete; sah er lauter Rosen darinn. Das ist etwas anders. Gesichter wie Rosen sieht man mehrere, aber nicht in Rosen verwandelte Stücke Brods.

Kl. Rosa. Du lieber Schatz! was sagst du? Meine heilige Rosa hat freylich ein schönes Gesicht gehabt; deswegen haben sie auch unterschiedliche Herren zur Ehe begehrt. Aber ebendeßwegen hat sie nicht nur die Schönheit ihres

Angesichtes mit vielfältigen Fasten, und die Schönheit ihrer schneeweissen Hände mit überstrichenem lebendigen Kalk vertrieben; sondern sie hat ihr auch die Augenbräume mit indianischem Pfeffer bestreuet, damit die Haut und die Augen roth und feurig wurden.

Gr. Rosa. Das glaube ich, wenn man sich die Gestalt vorstellet, daß man sodann keinen Liebhaber, und keine Anfechtungen mehr habe.

Kl. Rosa. Jetzt hat sie das Wahre getroffen, daß es Gott erbarme! wie wäre es denn aber, wenn meine heilige Rosa sich ihre schöne Gestalt gleich wieder nach Belieben verschafft hätte. Aus frommem Unwillen, daß sie wegen ihrer ausgezehrten Gestalt für eine Heilige gehalten wurde, hat sie am Charfreytage um ihre vorige schöne Gestalt zu Gott gebethen; und sogleich gieng sie nach verrichteter Andacht so schön, so röthlich nach Hause, daß einige lose Buben (wie in der Legende steht) spottweise sagten: die muß wohl gefressen und gesoffen haben,

Gr. Rosa.

Gr. Rosa. Was heißt alles das? Meine heilige Rosa war bei lebendigem Leibe in der anderen Welt; sah die Peinen der Hölle, und die Glorie des Paradieses; und nicht etwa nur einmal, sondern öfters wurde sie von der Mutter Gottes mit einer himmlischen Gesellschaft besuchet. Die Mutter Gottes ermahnte sie, nicht nur den Habit des dritten Ordens Sancti Francisci anzunehmen; sondern brachte ihr auch den Habit dazu vom Himmel herab.

Bl. Rosa. Geh sie, und schweig sie still! Meiner heiligen Rosa ist Christus selbst erschienen, und hat ihr gesagt; daß er ihre Liebe suche. Worauf er sie mit schönen von Gold, Silber, Perlen, und Edelgesteinen glänzenden Kleidern angethan. Auch die Mutter Gottes und der heilige Schutzengel ist ihr öfters erschienen; und sie hat sich mit Christus durch einen Ring vermählet, welchen sie am grünen Donnerstage in den Tabernackel sperren ließ; am Ostersonntage aber von freyen Stücken wieder an ihren Finger bekam.

Gr. Rosa.

Gr. Rosa. Meine heilige Rosa aber war mehr ein Mann, als ein Frauenzimmer nach ihren Thaten. Sie nahm ein Kruzifix in die Hand; gieng auf den Strassen der Stadt herum; predigte mit apostolischem Eifer dem zulaufendem Volke; strafte die Ketzer und Sünder, wie auch die Anhänger des Kaisers Friderich des Zweyten; machte, daß ein Ketzer, der sie in wehrendem Predigen und Disputiren auf den Arm schlug, durch eine Krankheit gleich einem Unthiere verstellt wurde. Und solche Predigten hielt sie nicht etwa erst als erwachsen; nein! sondern schon mit zehn Jahren; und weil sie wegen ihrer kleinen Statur von dem Volke nicht hätte gesehen werden können, ward sie vom Geiste Gottes sammt dem Stein, darauf sie stand, so hoch erhebt, daß sie von allen gesehen und gehöret werden konnte. Nach der Predigt ward sie wieder sanft auf die Erde gesenkt.

Kl. Rosa. Das Predigtamt ist nicht für Weiber.

Gr. Rosa. Sie redet eben, als wie die damaligen Anhänger des Kaisers, welche auch auswirkten, daß meine heilige Rosa sammt ihrer ganzen Freundschaft aus der Stadt wegen des Predigens verjagt wurde.

Bl. Rosa. Für ein heiliges Weibsbild ist es genug, wenn sie eine Begierde hat, den Glauben zu verkündigen. Und das steht auch von meiner heiligen Rosa in der Legende, daß sie bereitet war, unter die Heiden zu gehen, und mit Gefahr ihres Lebens ihnen den heiligen katholischen Glauben zu verkündigen. Es ist gewis, daß Niemand gescheider einem Weibsbilde für übel nehmen wird, wenn sie nicht auch wirklich auf allen Gassen und Strassen unter dem Volke herumprediget; und ich weis auch nicht, ob es Gott selbsten gefahle, wenn ein Weibsbild ein wirkliches Predigeramt übernimmt,

Gr. Rosa. Hieran will sie zweifeln; da doch Gott das Predigtamt meiner heiligen Rosa mit mehreren Mirakeln bestättiget hat? Meine heilige Rosa ließ auf öffentlichem Platze

ein grosses Feuer anmachen, und blieb drey ganze Stunden darinn knieend, stehend, hin und her gehend, und die Psalmen singend, wodurch auch sogleich eine verstockte Ketzerinn sich bekehrte, die vorher sogar mit der heiligen Schrift von meiner heiligen Rosa nicht hat überwunden werden können.

Kl. Rosa. Endlich und endlich, wenn man nur genug Keckheit hat, ist es auch für ein Weibsbild nichts so ausserordentliches, vor mehreren Leuten zu reden. Aber von Gott die Herrschaft über die wilden Thiere, über die unempfindlichen Bäume, und über die herumschweifenden Geister zu erhalten, wie solche meine heilige Rosa erhalten hat; das ist etwas anderes. Meine heilige Rosa hatte zum Wohnort nur ein Hüttlein unter etlichen Bäumen im Garten. Dieses Hüttlein war nur fünf Schuhe lang, und drey breit; und eine Menge Schnacken waren immer in dieser Zelle; aber wie waren sie dort? Man hörte den ganzen Tag nicht einen einzigen von ihnen brummen; es hatte keiner das Herz, daß er die heilige Jungfrau jemals berührte, obwohl das Thor, das Fen-

sterlein, und die Wände ganz angefüllet waren; sondern alle waren vielmehr bemüht, von ihr die Sonnenhitze gleichsam wie ein Schatten abzuhalten. Wenn aber andere auch fromme Personen zu meiner heiligen Rosa kamen; flohen die Schnacken gleich haufenweise herzu, und verschonten sogar der Mutter der heiligen Rosa nicht. Das ist noch nicht alles. Wenn meine heilige Rosa morgens früh die Thüre der Zelle eröffnete, so sprach sie zu den Schnacken: **Nun wohlan! Lasset uns den allmächtigen Gott Lob sagen.** Da stellten sich die unvernünftigen Kreaturen in gewisse Ordnung in die Runde; brummelten in der Stille mit gewissen Pausen das Lob Gottes daher, daß man (wie die Legende selbst sagt) sollte geglaubt haben, diese Thierlein hielten **wie die Geistlichen** den Chor. Zuletzt hat ihnen meine heilige Rosa verbothen, jemanden zu stechen; welches sie auch getreu befolget, und Niemanden gestochen haben, als eine einzige dritte Ordensschwester. Diese aber hat selbst aus Freundlichkeit dreyen Schnacken die Erlaubniß gegeben, ihr zum Gedächtniß der

heiligsten Dreyfaltigkeit drey Stiche zu versetzen.

Gr. Rosa. Meine heilige Rosa hat auch gewußt, sogar die wilden Vögel dergestalt zahm zu machen, daß sie auf ihr Haupt flogen, das Brod aus ihren Händen nahmen, und sich gern von ihr fangen liessen. Mit Schnacken hat sie sich nicht abgegeben. Die Geduld bei Verfolgungen der Leute ist mehr werth, als die Geduld bei Schnackenstichen; und die Leute lassen sich nicht gleich so, wie die Schnacken das Stechen wehren. Meine heilige Rosa hat es erfahren. Nicht genug, daß sie von Anhängern des Kaisers aus der Stadt Viterbo ist verjagt worden. Auch da der Friede schon hergestellet war, und sie wieder in ihr Vaterland zurückkehrte, mußte sie viele Verfolgungen leiden. Sie wollte eine Klarissernonne werden; aber weil sie arm war, wurde sie nicht aufgenommen. Hernach warb sie sich selbst etliche fromme Jungfrauen der Stadt an, und wollte eine eigene Versammlung mit ihnen ausmachen; wozu ihr Beichtvater der Stadtpfarrer gar ein frommer und

ein-

einsichtsvoller Mann ein bequemes Haus bestellte, damit sie darinn wohnen, und Gott dienen könnten. Aber die übrigen Geistlichen und Nonnen haben ausgewirket, daß sogar der Papst diese Versammlung aufgehoben hat; wornach meine heilige Rosa auch in einer kleinen Zelle für sich allein geblieben ist.

Kl. Rosa. Höre sie! daß der Papst selbst die Lebensart ihrer heiligen Rosa nicht gebilliget hat; das macht — ich will weiter nichts sagen — nun es macht mir die ganze Lebensart ihrer heiligen Rosa verdächtig. Das ist meiner heiligen Rosa nicht geschehen.

Gr. Rosa. Als wenn der Papst nicht auch ein Mensch wäre, der fehlen könnte!

Kl. Rosa. Nun, sey sie so gut, und gebe sie ein so löbliches Beispiel, daß auch schon die Spitalweiber den Papsten für einen Menschen halten, der nicht unfehlbar ist.

Gr. Rosa. Nicht nur die Klosterfrauen haben ihren Fehler erkannt, und haben den Leichnam

nam meiner heiligen Rosa, die sie vorher lebend im Kloster bei sich nicht haben wollten, bezehrt; sondern meine heilige Rosa ist auch dreyßig Monate nach ihrem Tode dem Papsten Alexander dem vierten, da er eben zu Viterbo war, erschienen; und hat ihm befohlen, ihren Leichnam in die Kirche der Klarisserinnen zu übertragen. Da hat der Papst keinen Anstand mehr gemacht; ist geschwind zum heiligen Grab hingegangen; hat dort gesehen, wie eine schöne Rose aus dem Grabe herausgewachsen; welche Rose er auch wegen des Wunders (denn es war der vierte Tag des Herbstmonats) für sich behalten hat; hat gesehen, daß der heilige Leib glänzend und wohlriechend, dessen Augen klar und gegen Himmel gewendet, der Mund und die Lefzen lachend, die Farbe des Angesichtes roth und weis vermischt, der ganze Leib frisch und beweglich sey, und wie hieraus ein heilsames Oel und Manna für die Kranken und Preßhaften fliesse. Gleich haben vier Kardinäle den heiligen Leib auf die Achseln genommen, und in das Klarisserinnenkloster getragen. Der Papst gieng hinter selbigem, und ließ den heiligen Leib nicht in die Erde

begraben, sondern in einen kostbaren Kasten, in welchem er noch zu jetziger Zeit gesehen, verehret, und mit Wunderzeichen gezieret wird.

Bl. Rosa. Mein, mein! wieviel Wunder sind denn nach dem Tode ihrer heiligen Rosa geschehen?

Gr. Rosa. Die Zahl davon weiß ich eben nicht daher zu sagen.

Bl. Rosa. Ich weiß ihr aber zu sagen, daß auch meine heilige Rosa nach ihrem Tode unversehrt, schön und lebhaft geblieben; daß auch ihre Lefzen roth wie Korallen und lächelnd waren; daß man auch an ihrem Leibe einen himmlischen Geruch verspüret hat, desgleichen (wie die Legende sagt) bis dahin kein Mensch geschmecket hatte. Und nebst allem dem weis ich ihr zu sagen, daß durch meine heilige Rosa vor und nach dem Tode über hundert und neunzehn grosse Mirakel — (merke sie sich diese Zahl) über hundert und neunzehn grosse Mirakel — (und das merke sie sich auch) grosse Mirakel gewirket worden.

Gr. Rosa.

Gr. Rosa. Und sie merke sich das auch; daß es bei der Heiligkeit nicht auf die Mirakel, sondern auf das strenge Leben ankomme.

Kl. Rosa. Nun! so erzähle sie uns die ausserordentlichen Strengheiten von ihrer heiligen Rosa.

Gr Rosa. Hat sich meine heilige Rosa nicht erstaunlich kasteiet? Hat sie nicht öfters in dreyen, bisweilen auch in acht Tägen nur einmal gegessen? War sie nicht oft gehöret, wie sie sich stark disziplíniret, und hierüber von Christus und den heiligen Engeln, die mit ihr von himmlischen Dingen sprachen, getröstet worden?

Kl. Rosa. Jetzt ist sie fertig. — Jetzt aber gebe sie acht, ob ich auch sobald fertig werde; und ob ich von den Kasteiungen meiner heiligen Rosa auch nur so überhaupt, oder nicht vielmehr eine Menge in Sonderheit daher zu sagen wisse. Die alte Margareth solle mir nachzählen, auf wie viele besondere Kasteiungen

gen die Abtödtung meiner heiligen Rosa hinausläuft.

Alte Margareth. Ich werde es fleißig zusammzählen; und sodann werden wir sehen, die welcher ihre heilige Rosa eine grössere Heilige ist.

Bl. Rosa. **Erstens** hat meine heilige Rosa gesucht, von allen Leuten verschmähet zu werden; deßwegen hat sie öfters ihre Dienstmagd gebethen, daß sie sie mit Füssen tretten solle. **Zweytens** wenn man sie lobte, hat sie ihr gleich die dörnerne Krone, so sie unter ihrem Schleier verborgen trug, desto tiefer in das Haupt hinein gedruckt. **Drittens** hat sie sich immer mit kaltem Wasser übergossen, damit sie ihr die Schönheit vertriebe. **Viertens** ist sie am heiligen Charfreytage **dreißig ganze Stunden** aneinander in der Kirche des heiligen Dominikus, dessen dritte Ordensschwester sie war, unbeweglich stehend verharret. **Fünftens** hat sie sich nicht nur von Kindheit an alles Obstes enthalten; sondern sie hat auch von ihrem sechsten Jahre an nichts als Brod

und

Wasser genossen, und im fünfzehntem Jahre sich auch mit einem Gelübde verbunden, kein Fleisch mehr zu essen, ausser sie wurde durch Gehorsam dazu gezwungen. Siebentens —

Gr. Rosa. He, he! langsam! jetzt kommt erst sechstens.

Alte Margr. Sie ist nur irre geworden; weil sie vorher vom sechsten Jahre ihrer heiligen Rosa geredet hat.

Al. Rosa. Also sechstens hat sie keine andere Suppe gegessen, als die ohne Salz und ohne Schmalz nur mit den bittersten und bissigsten Kräutern, die sie ihr eigens hiezu im Garten wachsen ließ, und alle Morgen mit Schaafsgalle begoß, gekocht war. Siebentens aß sie in der heiligen Fastenszeit nichts anderes, als täglich nur etwelche Zitronenkörnlein, und zwar am Feyertage nur fünf solche Körnlein. Achtens verharrte sie oft ganze Wochen ohne einiges Essen und Trinken, weil ihr die heilige Kommunion hinlängliche Nahrung war. Neuntens gewöhnte sie sich vom Donnerstage an bis an den Sonntag ohne Spei-

se und Trank, ohne Schlaf und Ruhe unbeweglich in ihrem Zimmer zu steher. Zehntens geißelte sie sich alle Nacht mit zwoen Ketten, daß das Blut häufig von ihr abrann, und die Zimmerwände aller Orten damit bespritzet wurden; welches ihr aber der Beichtvater verboth.

Gr. Rosa. Da haben wir es ja! Was hilft denn eine solche Heiligkeit, die kein Beichtvater gutheissen kann. Und zuletzt hat sie vielleicht nicht einmal ihrem Beichtvater Gehorsam geleistet.

Bl. Rosa. Jetzt hat sie es errathen. Gleich hat sie gehorsamet; hat aber eilftens die Ketten dreymal stark um den Leib gewunden, dieselben durch ein Schloß verknüpfet, und den Schlüssel hinweggeworfen; worüber die eisenen Ketten in wenigen Wochen die Haut entzwey gepissen, und letztlich so tief in das rohe Fleisch hinein geschnitten haben, daß sie kaum mehr konnten gesehen werden, und sie bald gestorben wäre.

Gr. Rosa.

Gr. Rosa. Das ist ein schöner Gehorsam gegen den Beichtvater; die eine Art, sich zu Grund zu richten, aufgeben, und dann noch eine ärgere Peinigung sich zufiegen.

Vl. Rosa. Sie redet, wie sie es versteht. Gott hat schon gemacht, daß diese dreyfach eingepreßten und überwachsenen Ketten, die nicht mehr natürlicher Weise herausgebracht werden konnten, weil der Schlüssel dazu verworfen war, von selbsten mirakuloser Weise hinwegfielen. Daher hat sie auch zwölftens, sobald diese Wunden geheilet waren, diese Ketten vom neuen sich um den Leib gebunden. Der Beichtvater hat ihr aber nicht nur widerholt die Tragung dieser Ketten verbothen; sondern sie hat ihm auch diese Ketten überschicken müssen; und er hat etliche Ringlein dieser Ketten aufbewahret, welche immer einen wunderlichen himmlischen Geruch von sich gegeben haben.

Gr. Rosa. Das heißt ja aber doch gegen alle Vernunft, und gegen den Rath des Beichtvaters den Eigensinn auf das höchste treiben;

wenn

wenn man sich vom neuen der Todesgefahr aussetzen, und nicht ehe abstehen will, seine Gesundheit, die wir vermög göttliches Geboths zu erhalten schuldig sind, zu schwächen, bis die Ketten hinweggenommen werden.

Kl. Rosa. Rede sie nur zu. Die Hinwegnehmung der Ketten hat sie nicht gehindert, das göttliche Geboth der Abtödtung vollständig zu befolgen; denn sie band sodann **dreyzehntens** den oberen Theil ihrer Arme mit Strickenz legte auf ihre Brüste, und unter die Achseln, und an ihre Seiten kleine Büschlein von Disteln und Dörnern, machte sich bis über die Knie hinab ein scharfes Bußkleid aus lauter Pferdhaaren, welches sie aber wegen des immerwährenden Blutspeiens wieder ablegen mußte.

Gr. Rosa. Ihre heilige Rosa muß das Abtödten, welches Christus befohlen hat, nicht recht verstanden haben. Die Abtödtung versteht sich ja nur von den fleischlichen Lüsten und Begierden; nicht aber von einer solchen Abtödtung, wodurch einem die Seele aus dem Leibe fährt.

Kl. Rosa.

Kl. Rosa. Tausend hinein! was sie für eine Schriftgelehrte ist. Ich lasse einem schon die Lüste abtödten, wenn das Fleisch nicht selbst zu Grund gerichtet wird. Deswegen hat auch meine heilige Rosa **vierzehntens** —

Gr. Rosa. Jetzt hat sie sich schon wieder überzählt.

Alt. Margar. Nein! ietzt hat sie recht gezählt. Sie hätte wirklich mehr zählen können; denn sie hat vorher mehrere Kasteiungen zusammengenommen.

Kl. Rosa. Lassen wir es nur bei vierzehntens. Vierzehntens hat also meine heilige Rosa nur auf einem ungehobelten Block, auf sieben knotigen krummen Hölzern, auf Glasscherben und Dachziegeln geschlafen, und ihr Schlaftrunk, ehe sie sich niederlegte, war ein Seitel Galle; aber auf Befehl hat sie diese Liegerstatt wieder verändern müssen.

Gr. Rosa. Lauter Sachen, die man ihr nicht hat hingehen lassen können.

Kl. Rosa.

Kl. Rosa. Wie dumm sie daher redet. Ihre Vorgesetzte haben es ihr freylich nicht angehen lassen wollen; und sie selbst, wie sie sich dadurch Ohnmachten über Ohnmachten zugezogen hat, hat es unterlassen wollen. Aber gleich ist ihr der göttliche Bräutigam erschienen, hat ihr betheuert, daß er weit mehr gelitten; und hat sie also hiedurch zum ferneren Leiden aufgemuntert.

Gr. Rosa. Das glaube ich nicht, daß Gott sie aufgemuntert habe, sich durch Benehmung des Schlafes zu verderben. Christus der Herr hat sich seine Marter und seinen Tod nicht selbst zugefieget. Er hat nur die Marter und den Tod zu unserer Erlösung von denjenigen ausgestanden, die seiner vernünftigen wahren Lehre entgegen waren. Ihre heilige Rosa hätte die Nacht, die Gott zur Ruhe angeordnet hat, wie andere vernünftige Leute gebrauchen sollen.

Kl. Rosa. Sie redet wirklich, wie der Teufel. Der hat meine heilige Rosa freylich ver-

su=

suchen, und zum Schlafen bringen wollen. Aber sie hat fünfzehntens gleich gemerket, daß es eine Versuchung sey, und hat sich den Schlaf durch erschreckliche Mittel vertrieben. Denn sie pflegte entweder das Haupt wider die Wand zu stossen, oder ihre Seiten mit Fäusten zu schlagen, oder sich mit den wenigen Haaren, die sie auf dem Kopfe hatte, an einem Nagel in der Wand aufzuhenken, und so in Lüften hangend zu Gott dem allmächtigen zu bethen; worüber sie in der Legende belobet wird, daß sie gegen den höllischen Satan, gegen ihre natürliche Neigungen, und gegen den Schlaf so herrlich obgesieget; ob sie gleich hernach Halsschmerzen, Gliedersucht, Magenkrampf, Gedärmwehe, Gicht, Seitenstechen, Fieber, Stein, Engbrüstigkeit, den Schlag an der linken Seite, und endlich eine Krankheit bekommen hat, die die Aerzte selbst nicht mehr erkennen konnten.

Gr. Rosa. Ich sage ihr nocheinmal, daß ich das nicht gutheisse; und kein Beichtvater, und kein vernünftiger Mensch wird es gutheissen. Ich glaube es auch nicht, daß es ihr

Gott

Gott gutgeheissen habe. Und das war keine Versuchung des Teufels, daß sie hätte schlaffen, und ihre Gesundheit erhalten sollen. Ich halte es einmal für ein Geboth Gottes, sich um das Leben nicht zu bringen, und sich das Leben nicht zu verkürzen. Wir sind nicht Herren von unserem Leben. Gott hat uns zum Daseyn erschaffen; hiemit müssen wir uns auch; so viel bei uns steht, solang erhalten, bis er uns von dieser Welt abruft. Gott kann sich nicht widersprechen. Er kann nicht zugleich befehlen: **Erhalte dich!** und zugleich befehlen: **Ruinire dich!**

Kl. Rosa. Das ist eine Beredsamkeit! Ich meyne, sie glaubt; die Krankheit meiner heiligen Rosa sey vom Kasteien hergekommen? Da irret sie sehr. Gott selbst hat ihr eine besondere Krankheit zugeschickt, von welcher die Aerzte bekennen mußten, daß dieselbe keine natürliche Krankheit sey. Meine heilige Rosa wußte dieses wohl aus göttlicher Offenbarung, und machte von ihrer Krankheit folgende Beschreibung: Es ist mir nicht anders, als wenn man oben zur Hirnschale ei-

nen glühenden Bratspieß durch's Herz und Eingeweid, wie auch durch den übrigen ganzen Leib gestochen hätte, und letzlich durch die Sohlen des rechten Fusses unten wieder herausgienge. Eben also empfinde ich auch glühende Dolche kreutzweis durch das Herz von der rechten bis zu der linken Seite durchgestochen, wodurch ein rechtes Kreuz formirt wird. Es ist mir auch nicht anders, als wenn man mir das Eingeweid stückweise mit glühenden Zangen aus dem Leibe risse, als wenn mein Haupt in einem glühenden Sturmhut eingeschlossen wäre, und unaufhörlich mit gewaltigen Hammerstreichen zerschlagen und zermartert würde. Meine Gebeine des ganzen Leibes werden nach und nach zu Pulver, und das Mark darinn zu Asche.

Gr. Rosa. Das glaube ich schon, daß sie in eine äusserst schmerzliche Krankheit verfallen. Aber eben diese hat sie sich selbst durch ihre Lebensart ganz natürlich zugezogen. Das

war

war ein Fehler, keine Heiligkeit. Und hiemit hat sie mit allen ihren fünfzehn Kasteiungen —

Alte Marg. Ja! es sind fünfzehn, ohne die kleinen Kasteiungen mitzurechnen.

Gr. Rosa. Mit allen den fünfzehn Kasteiungen hat sie nicht bewiesen, daß ihre heilige Rosa eine grössere heilige Rosa sey, als meine heilige Rosa.

Stubenmutter. Schämt euch, daß ihr disputirt, welche Heilige die Größte sey. Wie können das Spitalweiber beurtheilen? Ein Prediger kann das thun, wenn er eine Lobpredigt hält. Der kann behaupten; daß die Heilige, von der er prediget, eine grössere Heilige sey, als andere Heilige. Er wird es schon zu behaupten wissen. Das steht nur Predigern zu, nicht Spitalweibern; die müssen eine jede Heilige für eine Heilige halten, und weiter nichts.

Alte Marg. Ich glaube, daß dieses auch sogar Predigern nicht zustehe. Wie viele Lobprediger habe ich schon gehöret, deren jeder sei-

nen Heiligen, von dem er predigte, zum gröss-
ten Heiligen gemacht hat. Welcher unter die-
sen Predigern hatte nun Recht? Wessen sein
Heiliger ist grösser, dann andere Heilige?
Das ist nur Gott bekannt, welcher Heilige sich
einen grösseren Lohn im Himmel verdient hat.
Wir Menschen können das nicht wissen; und
wir bestimmen hier auf der Welt einigen Hand-
lungen gar oft einen grösseren Werth, als wir
bestimmen würden, wenn wir alles zusamm-
hielten, was in Ansehung aller uns obliegen-
den Schuldigkeiten dabei betrachtet werden sol-
le. Das ist richtig, daß je mehrere Tugenden
ein Heiliger vor dem anderen ausübet; desto
grösser wird auch seine Heiligkeit, und sein
Lohn seyn.

Junge Marg. Bildet sie ihr nicht etwa
auch ein, daß sie eine bessere Margareth sey,
als ich bin?

Stubenmut. Nun fangt ihr mir auch an,
zu disputiren?

Alte Marg.

Alte Marg. Sie heißt ja nicht einmal Margareth. Ihre Heilige heißt Margarita. Meine heilige Margaretha war Königinn in Schottland. Ihre heilige Margarita war aber keine Königinn.

Junge Marg. Sie wird wohl zuletzt nicht fodern, daß ich deßwegen zu ihr eure Majestät sage? Meine Heilige war auch nicht vom Bauerngeschlecht; sie war von einem vornehmen edlen Geschlechte. Und daß ich es ihr nur kurz sage; so nimmt das Leben ihrer heiligen Namenspatroninn in der Legende nur ein Blatt ein. Zum Leben meiner heiligen Namenspatroninn aber haben kaum zwey Blätter erkle-cket.

Alte Marg. Mißt sie die Heiligkeit nach den Blättern, die die Legendenschreiber zur Beschreibung gebraucht haben? Das einzige Blatt des Lebens meiner heiligen Namenspatroninn ist mir lieber, als viele Blätter anderer Lebensbeschreibungen; denn in diesem Blatt steht nichts von Mirakeln, oder von besonderen unnachahmlichen Begebenheiten; sondern

von lauter solchen Tugenden, die man zur Nachfolge nehmen kann. Meine heilige Margaretha war eine getreue Ehegattinn. Sie hat ihre Kinder gut erzogen, und selbst gut unterrichtet. Für die armen Leute, für die Wittwen und Waisen trug sie ausserordentliche Sorge. Sie schickte heimlich Kundschafter aus, um zu erfahren, ob nicht etliche arme Unterthanen von ihrem Herrn gar zu hart gehalten würden; und wenn sie deren etliche erfahren; so machte sie dieselben los, und erlösete sie von der Tyrannei ihrer Obrigkeit. Uiberhaupt zeichnete sie sich in der Nächstenliebe aus; und glaubte nicht, daß mit dem Gebeth und mit der Andacht, obwohl sie hierinn auf rechte Art und zu rechter Zeit eifrig war, schon alle Pflichten erfüllet seyn. Man findet bei ihr keine widersinnige Kasteiungen. Sie genoß Speis und Trank mässig zur Stärkung ihrer Glieder. Nur mit den Tugenden, und hauptsächlich mit der Nächstenliebe, und der dahin gerichteten Beschäftigung bewahrte sie ihr Gewissen. Si e hielt rechtschaffene Leute in Ehren; 'rmahnte die Bösen zur Besserung; stellte die

Miß=

Mißbräuche ab; trug ihr Kreuz und Leiden geduldig, welches ihr sowohl durch die Krankheit, als auch durch die Bothschaft, daß ihr Herr sammt ihrem Sohne in der Schlacht umgekommen, verursacht worden. Von ihrem Tode wird das Schönste gesagt, daß sie nämlich von allen Armen beklaget worden. Man liest freylich nur von einer Kirche, die sie erbauet hat, und welche sie ungezweifelt aus Sorgfalt für die Seelsorge ihrer Unterthanen wird haben erbauen lassen, aber von Klosterstiftungen nichts. Und vielleicht hat der Legendenschreiber deßwegen wenigere Blätter zur Beschreibung ihres Lebens gebraucht. Meine heilige Margareth war schon recht; sie war vom österreichischen Geblüte, denn ihre Mutter war eine an den König in Engeland verheurathete Prinzessinn aus dem Hause Oesterreich.

Junge Marg. Wenn man schon christlich erzogen ist, da ist es leicht, eine Heilige zu werden. Aber meine heilige Margareth hat sich aus dem Heidenthum durch viele Martern erst heilig machen müssen. Ihr Vater war selbst einer der vornehmsten Götzenpriester. Er über-

gab

gab sie zur Erziehung ihrer Baase; diese war eine heimliche Christinn, und unterrichtete sie im christlichen Glauben.

Alt. Marg. Nun! so wurde sie ja auch christlich erzogen?

Junge Marg. Aber heimlich. Freylich hat es hernach ihr Vater erfahren, und ist deßwegen sogleich zu der Baase hinausgeritten.

Alte Marg. Warum denn eben geritten?

Junge Marg. Weil er nicht gefahren ist. Weiß sie es jetzt? Gehupft oder gesprungen ist eins soviel, als das andere; genug daß meine heilige Margarita bei allem Zureden sowohl ihres Vaters, als auch des Landpflegers vom christlichen Glauben keinen Absprung mehr gemacht hat. Der Landpfleger hat sie mit aller Gewalt wieder beim Heidenthum, und zu seiner Gemahlinn haben wollen. Und als sie in keinem Stücke einwilligte, hat er die zarte fünfzehn Jahr alte Jungfrau entblössen, mit Ruthen unbarmherzig geisseln, mit Nägeln an

ei=

einem Pfosten annageln, mit scharfen Häcklein schneiden, ihre Brüste und Seiten mit Fackeln brennen, und sie mit gebundenen Händen in einen grossen Kessel stürzen lassen. In welchen Martern aber sie unbeschädigt geblieben; denn schon im Kerker ist ihr ein grosses glänzendes Kreuz erschienen, und auf dem Kreuze saß eine weisse glänzende Taube, von welcher Taube sie mit vielen schönen und deutlichen Worten zur Standhaftigkeit aufgemuntert worden.

Alte Marg. Die Taube hat zu ihr geredet?

Jung. Marg. Ja! die Taube hat geredet; und die nämliche Taube hat wieder mit ihr in dem Wasserkessel geredet; denn das vorige glänzende Kreuz erschien abermal, stand im Kessel, und die Taube, die eine Krone in ihrem Schnäblein trug, setzte sich über das Haupt der Jungfrau, und sprach ihr Muth zu.

Alte Marg. Der Taube muß ja die Krone aus dem Schnabel gefallen seyn, wie sie zu reden angefangen hat?

Junge Marg. So meine schöne Spötterinn! Das ist allerliebst für eine katholische Christinn!

Alte Marg. Befiehlt denn der katholische Glaube solche Dinge für wahr zu halten? Ist das bei uns ein Glaubensartikel? Uiber ihre heilige Margarita, über derselben Standhaftigkeit im Glauben, über derselben Tugenden werde ich nie spotten; vielmehr verehren werde ich solche Tugenden, so wie ich die Tugenden meiner heiligen Margareth verehre, und zur Nachahmung nehme. Aber deswegen glaube ich nicht alles, was ausser diesen Tugenden von Legendenschreibern immerzu ganz übertrieben erzählet wird.

Junge Marg. Wenn einen der Teufel einmal zur Verachtung der Legenden bringet; so bringet er einen leicht zur Verachtung der Heiligen auch.

Alte Marg. Das ist nicht wahr; denn sonst dürfte man eine Legende nicht einmal verachten, wenn eine solche auf allzuschwarzem Papier, mit schlechten Buchstaben, und hart

leserlich gedruckt, oder schlecht eingebunden ist. Solche Dinge haben keinen Zusammenhang mit den Heiligen. Und darf man also ohne Verachtung der Heiligen die schlechte äussere Beschaffenheit einer Legende verachten; so darf man wohl noch mehr die schlechte innere Beschaffenheit verachten, wenn nämlich in der Beschreibung selbst die ungereimtesten Sachen angeführet werden, die gegen Vernunft; Wahrscheinlichkeit, und allen Nutzen sind. Eine solche Verachtung kömmt nicht auf Anstiften des Teufels her, sondern sie hat ihren guten Grund in der Liebe zur Wahrheit, und in dem Verlangen, daß den lieben Heiligen Gottes nichts angedichtet werden solle; weil dieses vielmehr zu ihrer Entehrung, und hiemit auch vielmehr gegen unsere heilige Religion, als für dieselbe ist.

Junge Marg. So fromme Gedanken weiß einem der Teufel schon auch einzugeben, damit er sein Ziel und End erreicht. Er erscheinet nicht gleich einer jeden in so wilder Gestalt wie meiner heiligen Margarita. Dieser ist er in einer erschrecklichen Drachengestalt erschienen.

Alte Marg.

Alte Marg. Ungezweifelt als ein groſſer Drach?

Junge Marg. Spotte ſie nur fort. Es giebt doch, glaube ich, Drachen, und ſie hätte doch im Leben des heiligen Gregorius des Groſſen leſen können; daß der Drach, der ſich damal in die Tyber geſtürzet hat, ſo wie ein Maſtbaum lang war. Richtig iſt meiner heiligen Margarita der Teufel als Drach erſchienen, mit vielen abſcheulichen Schlangen umgeben, aus ſeinem Rachen ungeheuer brüllend, und aus ſeinem ganzen Leibe unerträglich ſtinkend.

Alte Marg. Der Teufel läßt ja (wie es die Legenden anführen) immer einen ärgerlichen Geſtank von ſich.

Jung. Marg. Nur fortgeſpottet! Er lief doch etlichemal um die heilige Martyrinn herum; jagte ihr einen unnatürlichen Schrecken ein; und ſtellte ſich mit aufgeſperrtem Rachen vor ihre Augen, gleich als ob er ſie verſchlingen wollte. Sie vermeinte auch nicht anders, als daß er ſie ſchon verſchlungen hätte, und daß

ſie

sie nur nach Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze wieder unverletzt aus seinem zerrissenen Bauch heraus gienge.

Alte Marg. Das ist einmal zuviel. Da muß man die Fenster aufreissen statt des Drachenbauches, damit diese Lüge hinausfliegen kann. Was sind das für kindische Possen! Ihre heilige Margarita wird zuletzt enthauptet worden seyn; nicht wahr?

Jung. Marg. Freylich ist sie enthauptet worden; wobei ein entsetzliches Erdbeben entstanden; Christus mit einer ganzen Schaar Engel aus dem Himmel zugegen gewesen; die Soldaten zu Boden fielen; und die Heilige selbst dem Scharfrichter mit den Worten: Lieber Bruder! so thue doch, was dir meinetwegen befohlen ist, hat Muth machen müssen, daß er sie endlich enthauptet hat.

Alte Marg. Schon wieder zuviel bei der Enthauptung. Sie war standhaft im Glauben; sie vertheidigte den Glauben bis in den

Tod,

Tod, und mit ihrem Tode. Das ist genug; und die Standhaftigkeit im Glauben ist sowohl das Verehrliche an ihr, als auch für uns ein Beispiel, daß wir gleichfalls ehe sterben, als Gott und seine wahre Lehre verlassen sollen.

Stubenmutter. Die alte Margareth hat Recht. Ich verehre mit ihr auch die heilige Margarita aus der nämlichen Ursache. Aber das Leben der heiligen Margaretha; Königinn von Schottland, wie es recht schön blos nach ihren Tugenden beschrieben ist, und keine unwahrscheinliche und unnütze Nebensachen darinn vorkommen, gefählt mir besser. Unser Herr Spitalverwalter ist ein guter; aber gescheider Christ; den fragt ihr einmal, ob das alles, was in Legenden steht, zu glauben sey. Der wird euch gerade das, was mir mein Beichtvater schon gesagt hat, auch sagen; daß ihr nämlich statt solcher mit so vielen Fabeln angefüllten Bücher euch um bessere Erbauungsbücher umsehen sollet. Mich wundert nur, daß nicht auch die **lange Christina** mit der **kurzen Christina** zanket, welche unter ihren Namenspatroninnen eine grössere Heilige sey;

denn es ist doch unter euch eine jede dem Namen nach eine andere Christina?

Lange Christina. Ich bin die Christina von Köln; sie ist aber die Christina aus Welschland.

Kurze Christina. Ich glaube, daß meine heilige Christina standhaft wegen des Glaubens gestorben. Deswegen verehre ich sie; hierinn will ich ihr nachfolgen; und wenn es Noth wäre, wollte ich mit der Gnade Gottes auch ehe sterben, als vom Glauben abweichen. Aber alles, was daneben in der Legende angeführet ist, glaube ich nicht, oder ich wollte es nicht nachahmen.

Lange Christina. Sie ist also auch eine neue Modechristinn? Ich hingegen glaube alles, was von meiner heiligen Christina in der Legende steht. Sie heißt bei uns zum Unterschiede von mir die kurze Christina, weil sie kürzer vom Leibe ist, als ich. Ich meyne, sie ist aber auch kürzer im Glauben.

Kurze Christ. Ja, ja! es haben manche einen grossen hölzernen Glauben an ihren Rosenkränzen; aber der Glaube, der im Kopfe, und im Herzen ist, ist bei ihnen sehr kurz. Mein Glaube, den ich im Kopf, und im Herzen habe, ist so lang, daß ich bis zur Wahrheit damit hinmesse.

Lange Christ. Das ist hochgelehrt; — Ich habe nicht darauf gedacht, daß sie eine Maurermeisterstochter ist. Sie hat vom Herrn Vater gelernet, alles nach dem Maaßstab zu nehmen.

Kurze Christ. Ich rede von ihrem Vater weit aufrichtiger, als sie von dem meinigen. Ich habe ihren Vater wohl gekannt; er war ein ehrlicher Schneidermeister, der auf Gesellen und Dienstbothen nicht viel gehalten hat, welche Bethbrüder und Bethschwestern waren. Weiß sie sich nicht mehr zu erinnern, wie er oft geschrieen hat: Nichts andächteln; Gott und den Nächsten lieben, wie sich selbst, und rechtschaffen arbeiten. Ihr Vater hat nämlich kein elendes

Flick=

Flickwerk auf den Kleidern geduldet, zugeschweigen erst bei der heiligen Religion.

Lange Christ. Eine Spitzfindigkeit nach der anderen. Was ist denn also dasjenige, was sie von ihrer heiligen Namenspatroninn nicht glaubt?

Kurze Christ. Wegen meiner kann es wahr seyn, daß der Landpfleger, der eben der Vater meiner heiligen Christina war, in einem Thurm viele goldene, silberne, und metallene Götzenbilder gehabt hat. Die Heiden haben ja ihre Hausgötzen gehabt, und manche in der Menge. Wollte Gott, es wäre nicht bei manchem Christen der Mißbrauch, daß auch sie sich in ihren Häusern ganze Altärlein mit einer Menge kleiner Bilder aufthürmten; worunter oft fünf Christkindeln, sechs Frauenbilder, und unzählbare Statuen der Heiligen, deren jeder für das und das sein besonderes Nothhelferamt haben muß, auf einem Platze beisamm stehen. Wegen meiner kann weiters wahr seyn, daß meine heilige Christina sammt zwölf Dienerinnen in jenem Thurm

wohnen, und die Verehrung der Götzen hat besorgen müssen. Das gilt mir gleich.

Lange Christ. Kömmt noch nichts, was sie glaubt?

Kurze Christ. Das glaube ich, daß meine heilige Christina durch die göttliche Gnade eingesehen hat, daß solche Bilder keine Götter seyn, und daß ihnen kein Opfer noch Verehrung gebühre; so wie manche Christen einsehen sollten, daß es noch weniger bei dem Kenntniß der wahren Religion zu entschuldigen sey, wenn Andacht und Vertrauen auf Bilder und Statuen gesetzet wird.

Lange Christ. Sie sollte gar nicht Christina heißen, weil sie immer dabei so vieles gegen die Christen zu erinnern hat.

Kurze Christ. Eben hiedurch will ich meinem Namen Ehre machen, und mich als eine wahre Christinn bezeigen, die vom Christenthum alles dasjenige unreine hinwegwünschet, was so schädlich hinzugeflicket worden.

Lange Christ.

Lange Christ. Jetzt wird also nicht mehr viel übrig seyn, was sie von ihrer heiligen Christina glaubet.

Kurze Christ. Ich glaube daß sie Gott fleißig um Erleuchtung angeruffen, und ihr Gebeth beim Fenster hinaus gegen Aufgang der Sonne, ja auch den Weihrauch, den sie den Götzen hätte opfern sollen, dahin gerichtet habe; denn es ist nichts natürlicher, als daß sie auch ihre äusserliche gottesdienstliche Gebräuche sogleich nach dem Gegenstand ihrer inneren Andacht abgeändert hat. Aber daß sodann gleich ein Engel aus dem Himmel zu ihr in das Zimmer gekommen, der sie völlig im christlichen Glauben unterrichtet hat, das ist schon wieder kein Glaubensartickel.

Lange Christ. Wie wäre denn ihre heilige Christina unterrichtet worden, wenn kein Engel vom Himmel herabgekommen wäre?

Kurze Christ. Hat sie nie gehört, wenn jemand ein Anliegen hat, und zu ihm gäh einer kömmt, der ihm nach Wunsch und Verlangen

Hilfe leistet; wie der, dem geholfen wird, den Helfer seinen Schutzengel, seinen Schutzgeist nennet? Sie sind wirklich mein Schutzengel, sagte er, sie sind ein Engel, der mir von Gott geschicket worden. Nun zu meiner heiligen Christina wird von den damaligen Dienern und Verbreitern des Evangeliums auch einer gekommen seyn, der sie im christlichen Glauben unterrichtet hat; und der war auf diese Art ein, ihr vom Himmel geschickter Engel, welchen aber die Legendenschreiber sogleich zu einem wahren himmlischen Engel umgestaltet haben.

Lange Christ. Höre sie; sie ist eine ganze Gelehrte. Sie muß nicht mehr im Spital bleiben. Sage sie mir nur, woher sie diese grundgelehrten Auslegungen habe?

Kurze Christ. Ich habe mir das wohl gemerkt, was in meinem väterlichen Hause von meinem seeligen Vater, und von stattlichen geistlichen Männern, die in unser Haus gekommen sind, hierüber geredet worden.

Lange Christ. Zu einem Maurermeister kommen freylich verschiedene Leute, aber auch freylich von verschiedenen Religionen.

Kurze Christ. Waren alle gut katholisch. Damit ich ihr aber weiter sage, was ich nicht glaube; so bekenne ich ihr ohne Anstand, daß ich die ganze Peinigungsart, mit welcher meine heilige Christina soll hergenommen worden seyn, ebenfalls für keinen Glaubensartikel halte. Das Geißeln bis zur Ermüdung lasse ich zu. Ich lasse zu, daß die lieben heiligen Martyrer auch auf die eine oder andere Art vor ihrem Tode gleich anderen Böswichtern, für welche man sie angesehen hat, schärfest und schmerzlichst gezüchtiget worden. Aber das lasse ich nicht zu, daß immer alle die ausstudirten Peinigungsarten, die in den Legenden angeführet werden, mitsamm vorgegangen. Bei meiner heiligen Christina, welche noch dazu von ihrem eigenen Vater als Landpfleger nach den damaligen Landesgesetzen zum Tode verurtheilet werden mußte, scheinet mir in Rücksicht auf das Vaterherz das Zerreissen mit scharfen Häcklein; das Anbinden an ein Rad,

wor=

worunter glühende Kohlen lagen, auf welche Oel gegossen wurde; die eisene Wiege mit brennendem Pech, Harz, und Oel, worein sie geleget wurde; der geheizte Ofen, in welchen man sie schob, allzuviel, oder wenigstens nicht ganz wahr zu seyn. Ich dächte, der erzörnteste Vater, wenn er sähe, daß das Bitten der Aeltern eben so wenig, als harte Züchtigungen helfen, würde doch lieber das vorgeschriebene Todesurtheil nicht verschieben, als an seinem Kinde ausgesuchte Grausamkeiten verüben lassen. Das glaube ich aber schon gar nicht, daß meine heilige Christina ihrem erzörnten Vater ein Stück Fleisch von ihrem Leibe in das Angesicht geworfen, und zu ihm gesprochen habe: **Du grimmiger Wolf! fresse das Fleisch, so du gezeuget hast; und saufe das Blut, so du mir gegeben hast.** Meine heilige Christina wollte einmal des Glaubens wegen alles geduldig leiden. Dieser Tugend wäre ja entgegen gewesen, den eigenen Vater zu schimpfen. Schimpfen läuft immer wider die Geduld, und im gegenwärtigen Falle zugleich wider die Ehrfurcht, die meine heilige Christina gewis auch gegen ih-

ren erzörnten Vater nicht hat verletzen wollen. Hiedurch hätte sie eben zur Bewegung des väterlichen Herzens, zu seiner Uiberzeugung daß der christliche Glaube den Pflichten des Menschen mehr Stärke gebe, als etwas benehme, nichts beigetragen. Ich glaube also nicht von meiner heiligen Christina, daß sie ihrem Vater ein ganzes Stück Fleisch von ihrem Leibe mit solchen Ausdrücken in das Gesicht geworfen habe. Und wenn es wirklich wahr wäre; so würde ich, falls ich der Legendenschreiber gewesen wäre, hierüber angemerket haben, daß sie zwar vom ausserordentlichen Schmerzen, und menschlicher Schwachheit hiezu verleitet, von Gott aber in der Standhaftigkeit für den wahren Glauben erhalten, und in Ansehung ihrer Tugenden mit der ewigen Glorie belohnet worden. Der Legendenschreiber hätte sollen dafür recht gezüchtiget werden, daß er meine heilige Christina als eine solche beschrieben hat, die gleich fertig war, jemanden etwas in das Gesicht zu werfen; denn es wird weiter in der Legende gesagt, daß, als ihr die Brüste ohne Blutvergiessen, und nur mit Herausfliessung der Milch abgeschnit-

schnitten, und die Zunge ohne Verlust der Sprache aus dem Halse gerissen worden, sie die Zunge genommen, selbe dem Richter gerade auf ein Aug geworfen, und ihn auf diesem Auge blind gemacht habe. Welches ich wieder nicht glaube.

Lange Christ. Auf die Mirakel, die bei der Marter ihrer heiligen Christina vorgegangen sind, muß sie also auch nicht glauben; weil sie die Marter selbst nicht durchaus glaubt.

Kurze Christ. Meine heilige Christina, die nichts anders, als eine Christinn seyn wollte, und hiezu schon unterrichtet war, hatte ja gewis die Begierde zur Taufe, und die Bluttaufe war bei ihr als Martyrinn ohnedem. Zu was wäre denn also nothwendig gewesen, daß Christus selbst vom Himmel herabgestiegen, und er mit eigenen Händen sie auf dem See, in welchen sie geworfen worden, getauft hätte? Meiner heiligen Christina solle ein Mühlstein mit Stricken an den Hals gehenkt; sie damit in das Wasser geworfen; die Stricke sogleich von den Engeln abgeschnitten; eben von

den Engeln sie auf den Mühlstein hinaufgesetzet, und damit schwimmend gemacht; sie dann vom Christus auf dem Mühlstein getauft; vom Christus dabei die Worte: **du sollst, wie ich heißen, und Christina genannt werden**, öffentlich gesagt; und endlich eben vom Christus sie dem heiligen Michael mit dem Befehle, daß er sie wieder zum Gestade führe, übergeben worden seyn? Das glaube ich aber nicht. Ebenso glaube ich nicht, daß die Flamme von denen mit Oel begossenen glühenden Kohlen, worüber meine heilige Christina geleget worden, soweit ausgeschlagen, daß fünfzehn hundert Heiden verbrennet worden. Ihren Vater soll der Teufel erwürget haben; einen Zauberer, der zu der heiligen Jungfrau, da sie im eingeheitzten Ofen fünf Täge und Nächte herumspatzirte, grausame Schlangen und Nattern hineingezaubert hat, sollen eben diese Schlangen umgebracht haben; wieder ein anderer Richter soll aus Schrecken vor dem in Gegenwart der heiligen Jungfrau zu Stücken zerfallenen Bild des Apollo auf der Stelle gestorben seyn. Alles daß ist mir nicht glaublich,

lich, und besonders das vom Zauberer nicht, weil ich auf Zaubereien und Hexereien schon gar nicht glaube.

Lange Christ. Die Neumodechristen, die auch an dergleichen nicht glauben, würden eine rechte Freude haben, wenn sie wüßten, daß es schon sogar unter den alten Spitalweibern einige gebe, bei welchen die Neumodelehre sich verbreitet hat. Nein! hierunter will ich nicht gehören; ich glaube alles, was von meiner heiligen Christina geschrieben steht. Ich glaube, daß ihr schon im sechsten Jahre ihres Alters Christus sich persönlich in der heiligen Hostie gezeiget hat. Ich glaube, daß sie in ihrem achten Jahre von ihrem Schutzengel in den Himmel geführet, und dort von einem Seraphin folgendermassen begrüsset worden: Gegrüsset seyst du Christina! du bist voll der Gnaden; der Herr ist mit dir; du bist für vielen anderen gebenedeyet; und gebenedeyet ist Jesus Christus dein Bräutigam; denn viele Sünder werden durch dich bekehret werden, viele Gerechte werden durch dich gestärket werden, und viele Seelen werden aus dem Fegfeuer erlöset

werden. Ich glaube, daß sie im neunten Jahre der Mutter Gottes von den Engeln vorgestellet, und von der göttlichen Mutter als die süsseste Tochter, und als die liebste Braut Christi die Gratulazion empfangen habe. Ich glaube, daß im zehnten Jahre ihres Alters ihre Vermählung mit Christo dergestalt feyerlich vor sich gegangen, daß Christus ihre Hand in seine Hand genommen; und ihr (wie die Legende sagt:) zur Morgengabe folgende Versicherung gegeben, nämlich; daß alle, welche eine Andacht zu dieser Heiligen tragen, bis zum Ende der Welt ihres Leidens, wie auch ihrer Tugenden zur Zierde und zur Stärke ihrer Seelen, und der himmlischen Dinge werden theilhaftig werden.

Kurze Christ. Von allem dem glaube ich aber nichts, als dieses, daß die, welche die heilige Christina in ihren Tugenden nachahmen, ebenso wie sie den himmlischen Lohn erlangen werden; welches keiner besonderen Versicherung bedarf, weil das schon im Evangelium enthaltene Wort Gottes jeden versichert, daß diejenigen den himmlischen Lohn sicher zu gewarten haben, welche sich um die Gnade Got-

tes, seine Gebothe zu erfüllen, nach allen ihren Kräften beworben haben. Zu was ist also nöthig, eine Bestättigung hievon erst durch eine feyerliche Vermählung, durch einen förmlichen Heurathskontrakt, und durch eine bestimmte besondere Morgengabe zu erdichten? Erdichtungen sind dieses, und nicht im Geiste und in der Andacht, sondern allzusinnlich immer nach dem Model fleischlicher Lüste gegossene Vorbildungen.

Lange Christ. Nur zu, nur zu! Sie Spitalweise! denn eine Weltweise kann ich sie doch nicht nennen; weil unser Spital den geringsten Theil der alten Welt ausmacht. Ich sage ihr aber, daß ich weiter glaube, daß meine heilige Christina ihren Aeltern davongelaufen ist, wie man sie verheurathen wollte.

Kurze. Christ. Das kann seyn; denn in der Legende werden mehrere angeführet, die ihren Aeltern davongelaufen, und in die Wüste oder Klöster gegangen sind. Es waren damal die Begriffe der Leute darnach, und man hat geglaubt, nicht heilig, oder wenigstens nicht so heilig in der Welt bei aller Erfüllung seiner

Pflich=

Pflichten werden zu können, als in einem Kloster mit Bethen, Betrachten, Chorsingen, und Habittragen.

Lange. Christ. Meine heilige Christina ist in kein eigentliches Kloster gegangen; sondern sie begab sich zu denen geistlichen Jungfrauen, welche man Beginnen nannte.

Kurze. Christ. Was waren diese für geistliche Jungfrauen, die Beginnen?

Lange. Christ. Nun sie waren geistliche Jungfrauen, die Beginnen genannt wurden, in der Welt lebten, und Gott dienten.

Kurze Christ. Hierum werde ich gleich unseren Herrn Verwalter fragen, sobald er zu uns kömmt. Der kennet alle die Sachen, die vorhin gewesen sind. Gewis waren sie Bethschwestern, die abgeschaft wurden; weil man ietzt nichts mehr von diesem Namen höret. *

Lange Christ.

* Lambert ein lütichischer Priester, der anno 1177 starb, mit dem Zunamen der Stammelnde brachte

Lange Christ. Frage sie, wie sie will. Meine heilige Christina war einmal eine Beginne; lernte den Psalter lesen, fastete in Brod und Wasser; trug keine Leinwath an ihrem Leibe —

Kurze Christ. Um Läuse zu bekommen.

Lange Christ. Lasse sie den Heiligen ihre Läuse. Die Läuse heiliger Leute gehen sie nichts an. Meine heilige Christina hatte einmal statt des Hemdes einen Strick voller Knotten; schlief auf Brettern und Steinen; gieng baar-

fuß

---

verschiedene Witwen und unverheurathete Frauenspersonen zusamm, die er überredet, in Einsamkeit zu leben, und welche nach seinem französischen Zunamen Begun, Beginnen genannt worden. Weil sie aber durch fantatische Mönche auch fantatisch geworden, und in verschiedene irrige Meynungen und Gebräuche gegen die Reinigkeit des Glaubens und der Sittenlehre abgegangen sind, sind sie vom Kirchenrathe zu Vienne und vom Papst Klemens dem fünften verdammet worden. Siehe Fleury X. Theil §. 382 und XIII. §. 237.

fuß in Schuhen ohne Sohlen; betrachtete immer das Leiden Christi; und was das merkwürdigste ist, so wir alle nachahmen sollen, knieete sie des Nachts zweyhundertmal (merke sie sich das) zweyhundertmal nieder, und bethete auf ihrem Angesichte liegend.

Kurze Christ. Ich bethe, wenn ich mich zu Bett lege; und bethe, wenn ich aufstehe. Aber daß ich bei der Nacht zweyhundertmal aufstünde, da wäre ich nicht gescheid. Ich benütze die Nacht zur Ruhe, und Erholung meiner Kräfte; und glaube, daß dieses Gott wohlgefähliger sey. Man muß froh seyn, wenn man keine schlaflose Nächte hat. Jeder wird so denken, der nicht von Sinnen ist.

Lange Christ. Die Beginnen haben auch geglaubt, meine heilige Christina sey von Sinnen; da sie immer in der Verzuckung lag; und haben sie deswegen nicht mehr bei sich gelitten.

Kurze Christ. Gewis war sie nicht recht bei Sinnen. Ich schliesse es aus allem, und wer-

de in meiner Meynung nun um so mehr bestätiget, da sie nicht einmal von den Beginnen geduldet worden.

Lange Christ. Weil der Teufel sein Spiel dabei gehabt hat. Als sie fünfzehn Jahre alt war, hat sie der Teufel schon stark versucht, und ihr eingegeben, daß sie sich umbringen solle; und es wäre auch geschehen, wenn es Gott nicht verhindert hätte; weil ihr der Teufel vorgemacht hat, daß sie hierdurch eine Martyrinn werde.

Kurze Christ. Immer werde ich in meiner Meynung mehr bestärket, daß sie nicht recht bei Sinnen war.

Lange Christ. Hauptsächlich brachte sie die Versuchung des Teufels dazu (wie die Legende sagt) daß sie die Gegenwart Christi in der heiligen Hostie nicht glauben konnte.

Kurze Christ. Aber nach der Erzählung hat sie ja schon in ihrem sechsten Jahre Christum persönlich in der heiligen Hostie gesehen.

Lange Christ.

Lange Christ. Deßwegen hat sie es doch wieder nicht geglaubt, und so lange nicht, bis sich nicht Christus ihr nochmal in der Messe aus der heiligen Hostie herausgezeiget, und ihr gesagt hat: Ich bin Jesus dein Erlöser.

Kurze Christ. Ich glaube die Gegenwart Christi im heiligen Altarssakrament, ohne daß ich meinen Heiland persönlich sehe. Was man schon sieht, das hat man nicht mehr nöthig zu glauben, sondern das weis man schon. Hielte sie was auf einen katholischen Christen, der es nicht ehe glauben wollte?

Lange Christ. Ich habe ihr aber ja schon gesagt, daß es eine Versuchung vom Teufel war.

Kurze Christ. Einer Versuchung in Glaubenssachen muß man aber nicht dergestalt nachgeben, daß man ehe nicht glaubt, bis man nicht sieht. Immer war es also gefehlt, und wir müssen unsere Fehler nicht immer auf den Teufel schieben.

Lange Christ. Wenn sie vom Teufel so geplagt würde, wie meine heilige Christina geplagt worden ist; so würde sie den Teufel schon besser kennen lernen. Meine heilige Christina ist schier täglich von vielen sichtbaren Teufeln geprügelt, geschleift, mit glühenden Ketten gebunden, mit glühenden Eisen gestochen, tödlich verwundet, in ein gefrornes Wasser gestürzet, an Bäume und Galgen aufgehenkt worden. Lese sie nur die Legende; darinn wird sie weiter finden, daß meiner heiligen Christina die Teufeln auch den Leib aufgeschnitten, ihr Eingeweid herausgerissen, ihr Herz durchstochen, am Feuer gebraten, sie über die Strassen durch den Koth gezogen, ihr Haupt mit einer Säge durchschnitten, und mit allen erdenklichen Peinen nicht nur gemartert, sondern auch tormentiret haben. Dieses hat gewähret von ihrem fünfzehnten bis in ihr fünf und viertzigstes Jahr. Freylich ist sie immer vom Christo wieder geheilet und erquicket worden.

Kurze Christ. Geh sie; schweig sie stille! Das sind entweder zum Theil lautere Erdichtungen; oder vieles ist ihrer heiligen Christina

nur

nur so in der Phantasie vorgekommen. Sie muß wirklich an Verstande und Gesundheit eine Zerrüttung gehabt haben; ich lasse es mir nicht nehmen. Ihre Tugenden ehre ich; aber diese Dinge, wenn sie sich mit ihr zum Theil begeben haben, waren eine bedaurungswürdige Folge übler Leibsumstände. Alles dieses könnte auch für andere Leute nicht zur Nachahmung, sondern nur zu dem taugen, daß man mit einer solchen Person Mitleiden habe; Gott danke, daß man nicht in gleichen üblen Umständen sich befinde; und Gott bitte, jeden vor dergleichen Anfällen zu bewahren. Sonst ist wirklich keine Belehrung und keine Frucht dabei.

Lange Christ. Keine Frucht? Sie weiß es gut, daß es Gott erbarm. Es sind dadurch viele verstockte Sünder bekehret, viele fromme Leute auferbauet, und viele Seelen aus dem Fegfeuer erlöset worden. Unter diesen war die Seele der eigenen Mutter meiner heiligen Christina, welche sechshundert Jahre im Fegfeuer hätte bleiben sollen. Item ihr Vater Heinrich Bruzon genannt, welcher zwölftausend Jahre hätte brennen sollen. Item ein Bürger aus

Köln, welcher sie einmal aufgenommen, wohl tracktirt, und knieend um ihr Gebeth angesprochen hatte, und welcher dreyßigtausend Jahre im Fegfeuer hätte gepeiniget werden sollen. Dieses und viel mehreres ist in ihrer vierzig Bögen grossen Legende beschrieben, und mit Verwunderung zu lesen *

Kurze Christ. Wirklich zur Verwunderung über Leute, die was solches schreiben; und über Leute, die was solches glauben konnten. Kein Evangelist hat zur Beschreibung des Lebens und der Lehre unseres Heilandes so viele Bögen gebraucht. Aber freylich faßt sich die Wahrheit kürzer.

Stubenmut. Ich bin mit der kurzen Christina verstanden; und ich ehre zwar nicht minder die heilige Christina von Köln, wie die andere heilige Christina; aber ich glaube ebenfalls dasjenige nicht, was unserer kurzen Christina in beiden Lebensbeschreibungen nicht gefahlen will. Frage die lange Christina nur un=

* Henschenius Tom. IV. ad diem 23 Junii.

unseren Herr Pfarrer; und sie wird hören, daß auch er hieran keinen Glauben und kein Wohlgefahlen habe. Er ist (wie ich euch schon erinnert habe) kein Liebhaber von Legenden. Erst neulich sagte er mir wieder: Es wäre ganz gut, Legenden lesen, wenn sie bescheidner und nützlicher geschrieben wären; aber die meisten sind nicht mit vollständiger Wahrheit, mit unpartheiischer Aufrichtigkeit, mit richtigen Belehrungen, mit nützlichen Anwendungen, und mit einer auferbaulichen Schreibart verfaßt, wie solche Beispielbücher verfaßt seyn sollen. Es ist also besser (sagte er) andere Erbauungsbücher zu lesen, in denen diese Eigenschaften angetroffen werden. Die Gebothe Gottes, die Gebothe der Kirche, die hierüber theils von der Kirche vorgeschriebenen, theils von ächt frommen und bescheidenen Männern verfaßten Unterrichtsbücher belehren einen ganz schön, was man zu thun, oder zu lassen; und wie man seine Pflichten zu erfüllen habe. Der seine Handlungen hiernach einrichtet, wird tugendhaft und heilig, wenn er auch nicht gleich daher zu erzählen weis, von welchem Heiligen diese nämlichen Tugenden schon ausgeübet worden.

den. Weil die Heiligen durch die Tugenden heilig geworden; so wird man ein sicherer Nachahmer auch der unbekanntesten Heiligen, wenn man sich der Tugenden befleisset.

Weisse Klara. Die Tugenden sind die Münze, mit welcher man sich den Himmel erkauft. Wissen wir doch auch bei unserer irrdischen Geldmünze nicht alle die, durch deren Hände die Münze, die wir ietzt im Sacke haben, schon gelaufen ist; von welchen sie nützlich und recht gebraucht worden; welche dabei in keine Hoffahrt, in keinen Geitz, in keine Verschwendung, in keinen Uibermuth, in keinen wohllüstigen Gebrauch verfallen sind; sondern das nämliche gute Geld fleißig und rechtschaffen erworben, vorsichtig erhalten, und bescheiden benützet haben. Wenn wir nun das nämliche Geld auch so gebrauchen; so ahmen wir alle jene brave Leute nach, ohne daß wir sie kennen; genug daß wir aus guter Erziehung, aus gutem Unterrichte, aus Erfahrung und Beispielen derer neben uns Lebenden die Art wissen, auf welche das Geld erworben, erhalten, und gebraucht werden solle; da eben so viele unter uns Leben-

de uns die traurigsten Beispiele geben, wie übel es zuletzt denen ergehe, welche das Geld übel erworben, oder dasselbe nicht vorsichtig genug zu erhalten gewußt, oder mit demselben einen unrechten und sündhaften Gebrauch gemacht haben.

Stubenmut. Meine weisse Klara! sie hat vollkommen recht. Auf diese Weise erspart man wirklich das Legendenlesen.

Weisse Kla. Sieht oft ein Geldstück recht schön her, und zuletzt ist es ein falscher Siebenzehner. Gerade ist es so mit vielen Handlungen, die in Legenden angerühmt werden. Wenn man sie recht untersucht; so sind sie für Gott, und für einen vernünftigen Menschen keine gangbare Münze.

Schwarze Kla. Hält sie also die Handlungen ihrer heiligen Klara nicht durchaus für eine gangbare Münze?

Weisse Kla. Ich habe das Leben meiner heiligen Klara öfters gelesen, und habe dabei

mich

mich selbst befragt; hast du das nachgeahmet, oder hast du es nicht nachgeahmet? Dieses und jenes, was du nicht nachgeahmet hast, reuet es dich nicht nachgeahmet zu haben? Kannst du sie noch nachahmen? Mußt du sie auf die nämliche Art, die sie gebraucht hat, nachahmen; oder kannst du ihre Tugenden auf eine andere Art auch erreichen? — Meine heilige Klara gieng von ihren Aeltern davon; ließ sich wider Willen der Aeltern vom heiligen Vater Franziskus die Haare abschneiden, und mit dem Habit bekleiden; und stärkte ihre Schwester Agnes in dem nämlichen Vorhaben, daß die Träger, die daher kamen, die Agnes wieder nach Hause zu tragen, sie ungeachtet derer zum Mittragen herbeigeruffenen Feldarbeiter nicht vom Platze bringen konnten; weil sie so schwer wurde, als wenn sie aus Blei gegossen wäre. Daß ich sie hierinn nicht nachgeahmet habe, das reuet mich nicht. Ich blieb bei meinen Aeltern, Gott vergelte es ihnen; sie gaben mir eine gute Erziehung; liessen mich in der Religion, und in Handarbeiten gut unterrichten; und ich wurde an einen braven Mann verheurathet, der auch meinerseits keine Ursache fand,

mir

mir so wenig die Haare aus dem Kopfe zu reissen, so wenig ich Lust hatte, mir dieselben abschneiden zu lassen. — Ich weis es, daß meine heilige Klara viele Eheleute bewogen hat, als dritte Ordensbrüder und dritte Ordensschwestern keusch beisamm zu leben. Aber ausser dem, daß ich die eheliche Keuschheit mit der Gnade Gottes beobachtete, und meinem Manne nicht untreu wurde, erfüllte ich übrigens die Pflichten des Ehestandes, und bekam zween Söhne, die ietzt stattliche Soldaten sind; und mir, da sie mich im vorigen Jahre besuchten, erzählten, daß sie in einem aufgehobenen Klarisserkloster einquatirt sind. Mich reuet es also wieder nicht, daß ich ihr hierinn nicht nachgefolget bin. — Meine heilige Klara war demüthig. Freylich haben die Klosterfrauen besondere Arten, ihre Demuth äusserlich zu zeigen; aber weil diese Arten nicht alle für Leute sind, die in menschlicher Gesellschaft ausser dem Kloster leben; so hatte ich nur zur Hauptabsicht, dasjenige nachzuahmen, was zum Wesentlichen der Demuth gehöret. Gott wird mich noch ferner behüten, daß ich in einen Stolz gerathe, und mich leichtfertig über andere erhebe, oder

mich

mich unbesonnen eines Vorzuges über andere, oder einer Eigenmacht über anderer Leute Handlungen anmasse.

Schwarze Kla. Sie sagte aber doch neulich; die Strümpfe, die ich gestrickt habe, seyn nicht so gut, wie die Strümpfe, die sie stricket. Sieht sie, daß sie ihre heilige Klara in der Demuth noch bei weitem nicht erreichet hat!

Weisse Kla. Aber sie hat doch nicht erfahren, daß ich ihr dabei mit Stolz und Verachtung begegnet bin? Das ist nicht wieder die Demuth, wenn man sich bewußt ist, etwas gelernet zu haben, und hiernach eine andere Arbeit prüfen kann, ob sie recht, oder nicht recht ist. Sonst foderte die Demuth, daß, wenn andere nicht Gelegenheit gehabt haben, durch Unterrichtung und Uibung eine Arbeit besser zu erlernen, man auch schlechter mitarbeiten, und jede schlechtere Arbeit für gut ausgeben müßte.

Stubenmut. So wurde leider manche Tugend oft Unrecht genommen, daß einige aus lauter übel verstandener Demuth ihre Talente, mit welchen sie nützliche Dienste hätten leisten können, vergraben haben. Ebenso gieng es mit der heiligen Einfalt, unter welcher manche statt eines einfachen Herzens die Dummheit übel verstanden, und sich gar nicht um mehrere Kenntnisse beworben haben, mit welchen sie die Erfüllung ihrer Pflichten hätten besser einsehen, und vollkommener leisten können. Wollte Gott! es wäre in Klöstern oft nicht der Gehorsam dergestalt mißbraucht worden, daß der Befehl des Paters Provinzials, oder des Paters Quardians, oder des Herrn Prälatens dem Befehle der Päpste, Bischöfe, und Landesfürsten vorgezogen worden. Und sagt mir nur, liebe Weiber! ob mit der Klosterarmuth nicht ein wahres Spielwerk getrieben worden.

Weisse Kla. Meine heilige Klara hat sich hierinn gewiß nicht verfehlet, sondern die evangelische Armuth gewiß beobachtet. Und weil man die evangelische Armuth mit Ver-

meidung alles unordentlichen Hanges nach zeitlichen Gütern auch im weltlichen Stande beobachten kann; so habe ich mir in soweit auch diese ihre Tugend, so wie ihren Gehorsam gegen ihre Vorgesetzte zur Nachahmung genommen. Gegen Gott werde ich Niemanden gehorsamen. Ich werde mich niemal zu einer Handlung gegen seine Gebothe verleiten lassen. Aber das ist wohl möglich, daß ich nicht nur durch besondere Umstände, sondern auch von meinen Vorgesetzten selbsten verhindert werde, diese oder jene Handlung, die ich für eine Andacht gehalten habe, auszuüben; und dann wird mich Gott behüten, meinen Vorgesetzten mich deswegen zu widersetzen. Sie werden es besser verstehen, als ich; sie werden es zu verantworten haben. Gott nicht beleidigen, das kann ich allzeit für mich; aber diese oder jene Handlung auszuüben, das steht nicht immer bei mir. Ich habe keine Schuld, wenn mir zu einer solchen Ausübung durch eine andere Einrichtung die Gelegenheit benommen wird, die ich mir gegen das Verboth meiner Vorgesetzten nicht eigensinnig und gewaltthätig suchen darf.

Schw. Kla.

Schwarze Kla. Aus der Kirche, und von der Andacht hinweg lasse ich mich durch keinen Landesfürsten schaffen.

Weisse Kla. O sie Armseelige! Sogar der Meßner schafft sie hinaus, wenn er die Kirche zusperrt, und die Bethschwestern über die gehörige Zeit nicht mehr darinn läßt; und der Landesfürst solle sie nicht hinausschaffen können? — Alles hat seine Zeit; und wenn die Zeit des Gebethes mit Unterlassung anderer Pflichten, und mit üblen Beispielen überschritten wird; so kann man wohl auch vom Gebethe hinweggeschafft werden. Ist Gott nur in der Kirche? Redet Gott nicht auch durch unsere Vorgesetzte? Wenn sie Gott also durch ihre Vorgesetzte aus der Kirche heraus zur Arbeit ruft; kann sie wohl noch bei Gott in der Kirche sodann wohlgefählig verbleiben? Den Eifer im Gebethe, welchen meine heilige Klara bezeiget hat; habe ich mir so weit zur Nachahmung genommen, daß ich recht eifrig und mit vollem Vertrauen zu Gott auch mündlich bethen will, wenn es Zeit zum Bethen ist, und dabei keine von jenen grösseren Pflichten

ver-

vernachlässiget wird, die mir eben auch von Gott entweder durch die Vernunft, oder durch das Evangelium, oder durch meine Vorgesetzte auferlegt ist.

Schwarze Kla. Was können das für grössere Pflichten seyn? und was redet sie da von Vernunft daher?

Weisse Kla. Ich rede das daher, was sie doch selbst im vorigen Jahre erfahren hat. Weiß sie, wie alle schon in der Kirche bis auf mich und sie waren? Sodann giengen auch wir mitsamm; sie fiel aber über die Stiege, so, daß man geglaubt hat, sie habe sich einen Fuß gebrochen. Hätte ich sollen in die Messe gehen, und sie liegen lassen? Nein! — die Vernunft gab mir ein, daß die Liebe des Nächsten vorgehe; das Evangelium erinnerte mich, daß man die Feyerung des Sabaths unterlassen dürfe, um einem Esel zu helfen, der in den Brunn gefallen ist. Ich trug sie also in das Zimmer; und der Herr Spitalverwalter befahl mir auch, bei ihr zu bleiben. Sieht sie, daß, wenn ich in die Messe gegangen wäre, ich da-

bei

bei grössere Pflichten gegen sie vernachläßiget hätte, die mir Gott durch die Vernunft, durch das Evangelium, und durch meine Vorgesetzte auferleget hat.

Stubenmut. Ja, ja; schwarze Klara! der Esel, der in den Brunn gefallen ist, ist eine recht anpassende Erklärung für sie.

Schwarze Kla. Jetzt hätte ich bald was gesagt. Aber meine heilige Klara hat sich besonders mit dem Stillschweigen ausgezeichnet.

Stubenmut. Das ist gewiß sehr gut, wenn man seine Zunge im Zaume hält, und überhaupt nicht zu viel redet. Man muß mehr hören und denken, als reden. Aber auch das Denken muß nicht in das Arge ausarten; und dort, wo zu reden ist, kann und solle man; aber bescheiden reden.

Schwarze Kla. Am leichtesten hat sich meine heilige Klara mit Gott geredet.

Stubenmut.

Stubenmut. Mit Gott redet sich ein jedes leicht durch Gebeth und Gemüthserhebung, wenn anders das Gebeth und die Gemüthserhebung auf eine, Gott wohlgefählige Art eingerichtet ist. Denn durch ein gleißnerisches, abergläubisches, unzeitiges, oder mehr nach eigenen Absichten, als nach der Ergebung in den Willen Gottes eingerichtetes Gebeth redet man sich mit Gott auch nicht leicht, weil er ein solches Gebeth nicht erhöret.

Schwarze Kla. Ich muß es aufrichtig gestehen; einmal ist es meiner heiligen Klara wirklich nicht nach ihrem Wunsche gegangen. Es erschien ihr zwar auf ihr Gebeth die göttliche Mutter mit dem holdseeligen Jesukindlein. Die göttliche Mutter hat auch zu ihrem Kindlein gesagt; es solle seine Braut die heilige Klara umfangen, und ihr seine grosse Liebe kund machen. Die heilige Klara streckte auch schon ihre jungfräuliche Hände aus, und wollte (wie die Legende sagt) das liebste Kindlein umhalsen. Aber das Jesukindlein hat sich losgerissen, und unter den Mantel seiner geliebten Mutter versteckt.

Stubenmut.

Stubenmut. O mein liebster Gott! so mußt du, nachdem du in deinen mannbaren Jahren gestorben, auferstanden, und gegen Himmel gefahren bist, nicht nur als ein Kind, sondern noch als ein solches Kind zum Vorschein kommen, welches sich gleich den scheuen Kindern unter dem Mantel seiner Mutter versteckt.

Schwarze Kla. Was will denn die Stubenmutter sagen? Christus ist meiner heiligen Klara nicht dießmal allein, sondern öfters, und in verschiedenen Gestalten erschienen. Am öftesten kam er zu ihr in Gestalt eines Lämmleins, und blieb eine gute Weile bei ihr. Einmal erschien er ihr mit einer heiligen Hostie, und gab ihr mit eigener Hand die heilige Kommunion. Ein andermal erschien er ihr als ein Jüngling mit dem Kreuz auf der Schulter, und sprach: Tochter Klara! suche ein ruhiges Ort, da man dieses Kreuz aufrichte; bereite derowegen deine Brust, denn mir beliebt; solches in derselben steif anzunageln, * Und wirklich fand man

* Ex Cronicis ord. min. part. 3.

nach ihrem Tode in ihrem Herzen ein, aus Fleisch formirtes Kreuz, drey Nägel, das Speer, den Schwamm, die Säule, die Ruthen, und die dörnerne Krone.

Stubenmut. Nicht wahr, wie man sich einbildet, in Hechtenköpfen auch das Leiden Christi zu finden? Was das für Unsinn, und ein, unsere heilige Religion entehrender Unsinn ist! Heilige Dreyfaltigkeit steh uns bei!

Schwarze Kla. Auch von der heiligen Dreyfaltigkeit hat sie Zeichen in ihrem Leibe gehabt. In der Galle fand man nämlich drey runde Steine so groß, als eine Nuß gleiches Gewichtes, gleicher Grösse, und Farbe. Einer wog soviel als die zwey anderen, und insbesondere war jeder dem anderen im Gewicht gleich.

Stubenmut. Schweig sie still mit diesem erdichteten Gezeuge. Ich glaube nicht an diese ganze Erzählung; die zu nichts taugt, als zum Beweis, daß, wie unser Herr Pfarrer und unser Herr Spitalverwalter sagt, die Legenden wirklich nicht sollen gelesen werden.

Nicht

Nicht nur die eine oder die andere Legende solle verbothen seyn; sondern keine soll erlaubt seyn, in welcher ausser den nachahmlichen Tugenden der Heiligen, und ihrer verläßlichen Geburts- und Todesgeschichte etwas mehreres erzählet wird. Die heiligste Dreyfaltigkeit muß nicht durch Steine und Nüsse, und durch eigens hiezu erdichtete Steine erkläret werden. Fantasten können geglaubt haben, dergleichen in der Galle der Heiligen zu sehen; ein vernünftiger Mensch hätte es gewis nicht gesehen.

Weisse Kla. Auch das, was ihre heilige Klara bei ihren Lebzeiten gesehen zu haben glaubte, kam gewis von einer, bei ihrer Andacht überspannten Einbildung her. Sag sie mir nur; hat ihre heilige Klara Verzückungen gehabt?

Schwarze Kla. Freilich wohl; öfters durch längere Zeit. Auch der Teufel hat sie durch sieben ganze Jahre mit erschrecklichen Erscheinungen geängstiget. Sie wäre auch bald zu früh begraben worden; denn da man sie in ihrer Entzückung für todt hielt, und in die

Kirche trug, hat sie sich wieder daselbst erholet; ist aber auch gleich sodann dort recht gestorben.

Weisse Kla. Da haben wir es schon. Sobald ich von vielen Entzückungen, Erscheinungen, Plagen des Teufels, und dergleichen höre, oder lese; so wird mir es Gott verzeihen, daß ich alles dieses einer überspannten Einbildung, einem gepreßten Gemüthe, und verschiedenen Leibsumständen zuschreibe. Hiedurch wird nichts der Ehre der Heiligen, nichts ihren Tugenden benommen; denn eben wegen ihrer Tugenden wurden sie heilig, und bleiben immer deswegen verehrungswürdig; aber die Legendenschreiber sind nicht verehrungswürdig. Nicht wahr, magere Magdalena! sie ist meiner Meynung?

Magere Magdalena. Ich bin vollkommen ihrer Meynung. Ich verlange mir von meiner heiligen Magdalena nichts anderes zu wissen, als was von ihr in der heiligen Schrift steht. Ich habe zwar ihr Leben, wie es zu Maria Einsiedel im Drucke herausgekommen ist, auch

gelesen; verlange es mir aber in meinem Leben nicht mehr zu lesen. Nach derselben Beschreibung muß sie eine Fürstinn, Gräfinn, oder wenigstens eine Baroninn gewesen seyn; weil dort angeführet wird, daß ihr das Kastell Magdalum sammt allen Freyheiten, Unterthanen, und Renten; ihrer Schwester Martha der Flecken Bethania; und ihrem Bruder Lazarus viele Landgüter zugehöret haben. Diese Landgüter würden also meiner heiligen Magdalena auch als ein Erbtheil zugefallen seyn, wenn ihr Bruder Lazarus nicht vom Tode wäre erwecket worden. Daß sie, solang sie noch zu Jerusalem war, täglich die heilige Messe gehöret, welche der heilige Johannes gelesen; daß sie sammt ihrer ganzen Freundschaft, und mit ihrer Magd von Juden in einem alten Schiffe auf das weite Meer hinausgeführet; dort verlassen; sodann ohne Ruder, Segel, Speis, Trank nach Frankreich gekommen, und bei der Stadt Marsilia ausgestiegen; wo die Gemahlinn des Landesfürsten auf Bitte meiner heiligen Magdalena gleich mit einem Sohne solle schwanger geworden seyn, das glaube ich nicht. Weiters glaube ich nicht, daß sie sodann in

je=

jener Höhle, in welcher sie ein einsames Leben solle geführet haben, einen gefliegelten Drachen, welcher gröſſer als ein Ochs, und giftiger als Kroten und Nattern war, nebst einer Menge unzahlbarer giftiger Schlangen angetroffen habe; daß sie von diesem Drachen wirklich verschluckt, aber wieder aus dessen Schlunde von einem Engel herausgerissen worden; daß, nachdem der Drach sammt den Schlangen sich halb kriechend, halb fliegend über den Felsen hinabgestürzet hat, der Engel aus seinem Munde einen wohlriechenden Athem herausgeblasen, und dieser Athem sich in eine feurige Flamme verwandelt habe, wodurch die Höhle und die Luft darinn gereiniget worden; daß, da sie von Teufeln versucht worden, sogleich der heilige Michael mit seinem ganzen Kriegsheere wider diese Teufeln daher gekommen, und ihr ein Kreuz vor die Berghöhle aufgesteckt habe; daß die Engeln sie vor die Pforten der Hölle, wo sie eine unsägliche Menge der verdammten Seelen, sammt den unterschiedlichen Qualen gesehen; sodann in das Fegfeuer zur Ansehung der daselbstigen Peinen geführet; nachhin aber alle Tage siebenmal zwischen Tag und Nacht hoh in die Luft er-

hoben, damit sie die himmlischen Melodieen auch erschallen gehöret; daß Christus vor ihr hundert und zehnmal so verkläret worden, wie er es auf dem Berge Tabor war; daß sie von Engeln zum heiligen Bischof Maximinus in die Kirche getragen worden, um dort noch vor ihrem Tode kommunizirt zu werden; daß der, eine Stund weit von ihrer Höhle entlegene Einsiedler, da derselbe aus Schickung Gottes vor ihre Höhle kam, von ihr hörte, was geschehen würde, und ihr deswegen auf diese Luftreise seinen Mantel leihen mußte, weil ihre Kleider vorlängst verfault waren, und statt derer ihr Gott Haare wachsen ließ, sie beim heiligen Bischof Maximinus schon vorher angesagt; daß sie endlich dort in der Kirche nach erzählter ihrer ganzen Lebensgeschichte, und hierauf empfangener heiligen Kommunion unter gar lieblicher Musik der Engel gestorben, und mit der nämlichen Musik in den Himmel übertragen worden; das sind lauter zusammgedichtete Sachen von jenen Zeiten her, wo solche Erzählungen von himmlischen und höllischen Geistern, von Göttern und Göttinnen, von Drachen und Zauberern, von Rittern und

Prin=

Prinzessinnen, von Helden und Heldinnen, und von anderen sonderbaren Personen männliches und weibliches Geschlechtes auch in die Lebensbeschreibungen der lieben Heiligen Gottes nur mit einiger Umstaltung, die unserer Religion hätte gleicher sehen sollen, um das Volk nach der damaligen Denkungsart zu befriedigen, sind hineingebracht worden.

Strubenmut. Hierinn hat sie wohl recht. Und seitdem die Bücher von Feen, die Zauberhistorien, die Zauberkomödien, die Bücher voll unsinniger Abendtheuer nicht mehr im Schwunge sind; seitdem geht einem auch das Licht auf, daß solche romanhafte Sachen noch weniger in Religionsbücher gehören. Sie wird sehen, meine liebe magere Magdalena! daß alle bisherige Legenden und Exempelbücher, welche nicht ganz rein sind, ebenso wie die Mirakelbüchel, und die, mit falschen Offenbarungen und ungegründeten Andachtsübungen angefüllten Gebethbüchel gewis noch aus dem Gebrauche kommen werden.

Magere Magda.

Magere Magda. Gott gebe es! Ich werde ihn täglich hierum bitten. Ich werde auch meine heilige Magdalena, die ich wahrhaft verehre; von der ich alles glaube, was im heiligen Evangelium geschrieben ist; und deren Liebe zu Gott, wodurch sie seine Gnade verdienet hat, ich mir immer zum Beispiel nehmen will, diese werde ich auch inbrünstigst anruffen; daß sie ihr Gebeth mit dem meinigen bei Gott vereinige, damit solche elende Bücher, welche mit solchen Fabeln und unschicklichen Erzählungen nicht zur Ehre Gottes, seiner lieben Heiligen, und seiner Kirche, wie auch nicht zum wahren Nutzen des Lesers dienen können, den Leuten bald aus den Augen kommen.

Stubenmut. Schau, magere Magdalena! die fette Magdalena schüttelt den Kopf! Sie muß nicht unserer Meinung seyn.

Fette Magda. Ich schüttle nicht deswegen den Kopf. Ich bin vollkommen mit euch verstanden. Ich schüttle nur den Kopf über die erstaunlichen Narrheiten, die von den Legen-

denschreibern in die Lebensbeschreibungen der Heiligen gebracht worden. Wenn die Legenden von alten Kindsweibern wären geschrieben worden; so wunderte es mich nicht. Ich dächte, sie hätten solche Erzählungen erfunden, um ihre Kinder dabei einzuschläfern.

Stubenmut. Meine **fette Magdalena!** bei den Legendenschreibern war gewis die nämliche Absicht, kleine und grosse Kinder damit einzuschläfern. Sie haben (sagt unser Herr Pfarrer) den Befehl Christi; daß wir wie die Kinder werden sollen, * nicht von der Demuth, wovon dort die Rede ist, genommen; sondern sich gegen die Lehre des Apostels ein Recht herausnehmen wollen, kindische Dinge in die Religion einzuführen, ** und die Leute den Begriffen nach, immer als Kinder zu erhalten.

Fette Magdalena. Das Leben meiner heiligen Magdlena von Pazzis, die Karmeliterinn war,

---

* Matth. XVIII. 3. 4.

** I. ad Corinth. XIII. 11.

war, fand ich Anfangs ganz leidentlich beschrieben. Das erste, was mir auffiel, war dieses, daß sie die Sünden der Weltmenschen erstaunlich beweinet hat. Ich dachte; hat denn meine gute Heilige wirklich dabei vergessen, auch die Sünden der Klosterleute zu beweinen? Giebt es denn dort nichts zu beweinen, wenn schon einmal über andere geweinet werden muß? Aber sobald ich auf die Verzuckungen, Erscheinungen, Plagen vom Teufel gekommen bin, dann fand ich an der Art, wie ihr Leben beschrieben ist, schon für mich keine Auferbauung mehr, sondern ich nahm mir nur das wahrhaft Tugendhafte zu ihrer Ehre, und zu meinem Nutzen heraus, und blieb in Ansehung des übrigen gleichgültig, ob es erdichtet sey, oder ob das eine und andere bei ihr eine Wirkung der Phantasie, des Temperaments, der Gemüths- und Leibesbeschaffenheit gewesen. Wer wird das glauben, daß ihr der himmlische Vater im Jahre 1585 eben den 21ten May befohlen hat, zur Abbüssung der menschlichen Laster in Brod und Wasser zu fasten, und sich nur allein an Sonn- und Feyertägen mit Fastenspeisen zu begnügen? Wenn nicht jeder selbst seine Laster durch Besserung des Lebens abbüs-

set, und hiedurch sich der Verdienste unseres Heilandes theilhaftig macht; so ist alles vergebens. Durch das, daß der Hans fastet, wird der Veit noch kein ehrlicher oder braver Mann. Zu Gott bethen, daß sich die Sünder bekehren, ist heilsam und nützlich. Aber die Schuldigkeiten, die das Sakrament der Busse mit sich bringt, müssen sie selbst erfüllen; sie müssen selbst büssen, damit sie der Verdienste dessen theilhaftig werden, der für die Sünder gestorben ist. — Wer wird glauben, daß meine Heilige, da sie in einer achttägigen Verzuckung war, wirklich den heiligen Geist siebenmal, nämlich in Gestalt des Feuers, des Wassers, einer Taube, einer Wolke, eines Windes, einer feurigen Zunge empfangen habe? In ihrer Phantasie mag dieses vorgegangen seyn, so wie auch ihre Vermählung mit Christo durch einen goldenen Ring, die Erscheinung Christi, um ihr die dörnerne Krone aufzusetzen, und ihr nicht nur die fünf Wundenmaalen einzuprägen, sondern auch mit goldenen Buchstaben: **das Wort ist Fleisch geworden**, in ihr Herz zu schreiben; die Einkleidung mit dem Habit, so Gott selbst unter einem englischen

Ge=

Gesange an ihr vorgenommen haben solle, nichts dann Wirkungen ihrer, aus Andacht überspannten Einbildung waren.

Stubenmut. Die Plagen von Teufeln, wie sie in den Legenden beschrieben werden, sind gewis nur Wirkungen einer Beklemmung des Hirns, und des Gemüthes, und Folgen eines, übel bestellten Geblüts und dessen Umlaufes.

Fette Magda. Die verschiedenen Gestalten, in welchen der Teufel meiner Heiligen erschienen ist; die Art, mit welcher er sie zu Boden geworfen, an allen Gliedern zerprügelt, sie öfters beinahe erwürget, bei der Nacht nicht ruhen gelassen; die Erscheinungen des Teufels, einmal wie selber den schläfrigen Klosterfrauen im Chore Kissen unter das Haupt legte, um darauf bequemer schlafen zu können; ein andermal wie er die Gestalt meiner Heiligen selbst annahm, und aus der Küche ein Stück Fleisch raubte, als wenn er es heimlich fressen wollte, um die Heilige zur Fleischdiebinn und Fleischfresserinn zu machen; alles dieses kam bei meiner Heiligen sicher von ihrer Gemüths- und Leibs-

be-

beschaffenheit her; worüber ich sie, wenn ich gegenwärtig gewesen wäre, vom Herzen bedauret hätte. Ich bin überzeigt, daß diese meine gutmüthige Bedauerniß von ihr ietzt im Himmel gut wird aufgenommen werden.

Stubenmut. Kommen von ihr keine Mirakel in der Legende vor?

Fette Magda. Als ein überaus grosses Mirakel wird angeführet, daß sie in ihren Verzuckungen doch nähen, mahlen, weben, und jede Arbeit verrichten konnte.

Stubenmut. Nun zweifle ich schon gar nicht, daß sie bei allen ihren Geschäften eine immerwährende Spannung in dem Hirn, wie auch Milz = und Brustbeschwerde mit sich herumgetragen habe.

Fette Magda. Noch als ein besonderes Mirakel wird angeführet, daß, da sie schon sterben wollte, ihr Beichtvater eben die heilige Messe las. Man brachte ihm die Nachricht zum Altar, er aber ließ ihr unter dem heiligen

Ge=

Gehorsam befehlen, mit dem Sterben zu warten, bis er mit der Messe fertig seyn würde, und zum Seelaussegnen kommen könnte; welchem Befehle sie auch gehorsam nachgekommen, und mit dem Sterben bis dahin gewartet hat. Die übrigen Mirakel habe ich mir nicht alle gemerket. Das weis ich, daß sie noch nach ihrem Tode ein kostbares, mirakuloses, und heilsames Oel schwitzen solle.

Stubenmut. O dergleichen mirakulose Oele werden auch bei vielen Körpern anderer Heiliger ausgegeben. Ich, obwohl ich nur ein Weib bin, bemühe mich um solche Oele nicht. Ich salbe mich mit dem Vertrauen auf meinen Gott.

Magere. Magd. Aber soviel ich sehe, sind von uns Spitalweibern, wie wir da sind, die meisten, welche so denken, und den Legenden ihr gebührendes Urtheil sprechen.

Stubenmut. Wirklich machen wir die meisten Stimmen aus. Unser Herr Pfarrer und unser Herr Spitalverwalter können an uns eine wahre Freude haben. Aber die Legenden-

schrei-

schreiber, oder die, bei denen die albernen Legendenerzählungen noch in Hochachtung sind, würden übel zufrieden seyn, daß sogar im Spitale von alten Weibern wider sie das Urtheil gesprochen worden. — Hört Weiber! sie läutzeh zur Spitalmesse! — Gehn wir, daß wir nicht zu spät kommen. Ein andermal reden wir aber von Legenden gar nichts mehr; sondern nur von Pflichts — und Tugendregeln, wie wir solche in bescheiden geschriebenen Erbauungsbüchern auffer der Arbeitszeit lesen wollen.

VI.

VI.

Die Zunftfähne.

Maler. Belieben die Herren Zechmeister nur einer nach dem anderen zu reden, jeder für seine Zunft, was dieselben auf ihren neuen Zunftfahnen gemalt haben wollen; denn wenn alle zusammreden, so weis ich von keinem, was er geredet hat, und ich werde ganz verwirrt. Es ist ja auch nothwendig, daß ich mir sodann eigens das aufschreibe, was ich für jeden Zunftfahn malen solle.

Goldschmied. Wir wollen schon einer nach dem anderen reden. Aber was auf jeden neuen Zunftfahn gemalen werden solle, das muß uns der Herr sagen; denn deswegen sind wir hieher gekommen, weil wir wissen, daß der Herr gute Einfälle hat. Die Zechmeister von den anderen Zünften sind zu einem anderen Maler gegangen; wir haben aber zu dem Herrn unser Zutrauen, daß uns der Herr mit

Rath und Arbeit bestens an die Hand gehen werde.

Maler. Nun so nehmen wir für die Goldschmiedsfahne den heiligen Eligius. Der hat dieses Handwerk aus der Kunst gelernet, und gar schöne Arbeit machen können. Er arbeitete nicht nur goldene Geschirre, sondern auch Ringe und Geschmuck aus Perlen und Edelgesteinen. Man sieht noch bis auf den heutigen Tag die, von ihm aus Gold, Silber, und Edelgesteinen gemachten Läden, darinn die Gebeine des heiligen Germanus, parisischen Bischofs, des heiligen Abtens Severinus, der heiligen Jungfrau Genofeva sind. Sonderbar wird das, von ihm nicht weit von Paris verfertigte herrliche Grab des heiligen Dionisius angerühmet, und für ein ausserordentliches Kunststück gehalten.

Goldschm. Nein Herr! mit diesem Heiligen ist uns nicht geholfen. Er ist beim Handwerke nicht geblieben, sondern ist ein Bischof geworden. Nebst dem machen einige gar einen

Huf-

Hufschmied aus ihm. Sag uns der Herr einen anderen Gedanken.

Maler. Es ist ja nicht nothwendig, daß es eben ein Heiliger sey, der ein Goldschmied war, und ein Goldschmied geblieben ist. Wenn nur in der Geschichte eines Heiligen etwas vorkömmt, was einen besonderen Bezug auf das Goldschmiedhandwerk, und die Goldschmiedarbeit hat; so dächte ich, könnte es schon zur Vorstellung auf der Goldschmiedsfahne taugen. Wie wäre es denn; wenn wir den heiligen Zyrillus, dritten General des heiligen Karmeliterordens auf die Fahne brächten?

Goldschm. Was solle denn ein Karmeliterordensgeneral für einen Bezug auf uns Goldschmiede haben?

Maler. Diesem Heiligen, da er auf dem Berge Karmelus in der Kapelle des heiligen Hilarions Messe las, erschien ein Engel in einer lichten Wolke, der eine goldene Ruthe und zwo silberne Tafeln in der Hand hatte. Diese silbernen Tafeln übergab der Engel dem Heili-

gen mit diesen Worten: Diese Tafeln schicket dir der allmächtige Gott, als seinem vertrautem Freunde, und treuem Prediger; und wenn die heilige Messe wird aus seyn, so schreibe die Worte, so darauf stehen, alsbald sauber ab. Darnach sollst du aus diesen Tafeln einen Kelch, und ein Rauchfaß machen lassen, auf daß Gott dem Herrn am Altar damit gedienet werde.

Goldschm. Haben das andere Leute auch gesehen?

Maler. Das weis ich nicht, ob sie den Engel selbsten, wie er die Tafeln überbracht hat, gesehen haben. Der Engel blieb zwar bis zum Ende der Messe in der größten Klarheit am Altar stehen; aber weil der Heilige in einer Kapelle Messe gelesen, und weil es bei Mönchen, die ein Eremitenleben führten, gar nichts neues war, ohne Ministranten zu lesen; so weis ich nicht, ob auch andere Leute zugegen gewesen. So viel ist richtig, daß der heilige Zirillus erst nach der Messe die himmlischen

Sil-

Silbertafeln angenommen, und seine liebe Brüder zu diesem Wunder beruffen; auch den Innhalt der Tafeln, welcher auf die zukünftigen Dinge der Welt lautete, alsogleich ganz sauber abgeschrieben, und hernach die Tafeln schmelzen, und einen Kelch sammt einem Rauchfaß daraus machen lassen.

Goldschm. Nein! Der Heilige ist auch nicht für uns. Erstens ist das Ding hart zu glauben. Zweytens passete diese Geschichte mehr für die Silberarbeiter, als für die Goldarbeiter; denn der Engel hat nur die silbernen Tafeln hergegeben, die goldene Ruthe hat er fein sauber wieder mitgenommen. Drittens geht das Ding auf das Verschenken hinaus. Alle Augenblicke käme ein Pater Sakristaner daher, und mahnete uns auf den heiligen Zunftpatron, damit man ihm zu Ehren etwas um ein leichteres thun sollte. Nein, nein! Es ist schon so auch gut. Der Engel hat die Silbertafeln leicht herschenken können, ihn haben sie keinen Kreuzer gekostet.

Maler.

Maler. Lassen sie die heilige Athanasia auf die Fahne malen.

Goldschm. Warum diese?

Maler. Weil sie eine Goldschmiedstochter war, und weil die Erfahrung lehret, daß die Frauenbilder gleich mehreren Werth finden, als die Bilder der Männer.

Goldschm. Der Gedanke läßt sich hören. Ein solches Bild würde auch bei unseren Töchtern Beifall finden, und für sie schmäuchelhaft seyn. Hat die heilige Athanasia einen Ehemann bekommen?

Maler. Sie ist eben auch an einen Goldschmied den heiligen Andronikus verheurathet worden.

Goldschm. Bravo, bravissimo! Bei dieser Heiligen bleiben wir; und wir können ja auf der einen Seite der Fahne die heilige Athanasia, auf der anderen den heiligen Andronikus malen.

Maler.

Maler. Das gilt mir gleich, ob ich sie nebeneinander male, oder eine jede Figur auf ein besonderes Blatt. Ohnehin müssen sie durchaus haargleich gemalen werden, so daß sie von einander nicht zu unterscheiden sind! hiemit ist es besser, wenn sie nicht nebeneinander stehen, sondern eins auf die vordere, und das andere auf die hintere Seite kömmt.

Goldschm. Was sagt der Herr? Durchaus müssen sie haargleich gemalen werden, so, daß sie von einander nicht zu unterscheiden sind? Die heilige Athanasia, die ein Weibsbild war, und der heilige Andronikus, der ein Mannsbild war, sollen durchaus gleich gemalen werden; daß man zuletzt nicht wüßte, ob die heilige Athanasia der heilige Andronikus, oder der heilige Andronikus die heilige Athanasia sey? Hat denn die heilige Athanasia ein Mannsgesicht, oder der heilige Andronikus ein Gesicht wie ein Frauenzimmer gehabt? Oder haben sie einander wie zween Zwillinge gleichgesehen? Nun wenn auch dieses alles ist; so unterscheiden sie sich ja hinlänglich dadurch, daß der heilige Andronikus in der Männerkleidung, und

die

heilige Athanasia in der Frauenkleidung gemalen wird.

Maler. Dann würden mich die Historienmaler nicht wenig auslachen. Sie muß die nämliche Kleidung haben, wie er. Und um die Geschichte wahrhaft vorzubilden, müssen die, welche das Bild der heiligen Athanasia ansehen, gar nicht kennen, daß es ein Frauenzimmer ist; weil auch selbst der heilige Andronikus zuletzt sie nicht mehr gekannt hat, daß sie sein Weib sey.

Goldschm. Was ist das? Der heilige Andronikus hat sein eigenes Weib nicht mehr gekannt?

Maler. Ja, so ist es! — Der heilige Martyrer Julianus ist in dem Habit eines Mönches der heiligen Athanasia erschienen; und hat sie über den Tod ihrer Kinder dergestalt getröstet, daß er ihr gesagt hat; sie solle lieber ihre Sünden, als ihre Kinder beweinen. Und hierauf beredete sie ihren Mann, das Handwerk zu verlassen, und nach Jerusalem und

so-

sodann in Egypten zu reisen. Dort bekam er Lust, in das Kloster Laura sich als Mönch zu begeben; und sie wurde im Nonnenkloster in Tebaide aufgenommen. Nach zwölf Jahren gieng Andronikus als Mönch abermal nach Jerusalem; und Athanasia bekam auch Erlaubniß dahin zu reisen. — Auf dem Wege, ohne daß er von ihr, oder sie von ihm etwas wuste, kamen sie zusamm. Er aber erkannte sie nicht; weil sie Mönchskleider angelegt, um sicherer fortkommen zu können; und weil sie sowohl von der Sommerhitze verbrannt, als auch durch strenges Fasten ganz vermagert war, und sich den Namen Bruder Athanasius beilegte. Nach vollbrachter Wahlfahrt wurden sie einstimmig, miteinander in einer Zelle als Eremiten zu wohnen. Sie erhielten auch hiezu von ihren Obrigkeiten Erlaubniß, und lebten so zwölf Jahre beisamm; wobei (wie die Legende sagt) es zu verwundern war, daß sie solange schweigen konnte, und daß er an ihr nicht merkte, daß sie seine geliebte Gemahlinn sey.

Goldschm. Es ist sich hierüber nicht nur zu verwundern, sondern es ist gar nicht zu glauben.

Maler.

Maler. Der heilige Abt Daniel besuchte sie öfters; erfreute sich sehr ihres Lebenswandels; und kam auch endlich dazu, wie sie zum Sterben war. Vor ihrem Tode sagte sie zum heiligen Abt Daniel: wenn ich werde begraben seyn; so werdet ihr unter meinem Haupte einen Brief finden. Leset diesen, und gebt ihn dem Andronikus zu lesen. Da sie tod war, wollte Andronikus den Leichnam waschen, und befand, daß sie eine Weibsperson sey. Wie der Abt Daniel und der Bruder Andronikus hierüber erschrocken seyn müssen, das kann sich der Herr leicht einbilden. Aber nach gelesenem Briefe war es mit dem Andronikus beinahe gar aus. Gleich fiel er aus Liebe und Leid über den heiligen Leib; weinte, und jammerte ganz entsetzlich. Unterdessen kamen auf die vom Abten Daniel verbreitete Nachricht alle Mönche und Einsiedler, weiters die ganze Stadt Alexandria, und endlich das ganze Land mit Palmzweigen daher; verwunderten sich über diese Begebenheit, und begruben den heiligen Leichnam mit grosser Ehre und Andacht. Sieben Täge blieb der heilige Abt Daniel sammt seinen Mönchen dort, und hielt

der

der Verstorbenen das Leichenbegängniß. Darnach wollte der Abt Daniel den Andronikus in das Kloster nehmen; weil aber dieser dort bleiben wollte, wo seine Gemahlinn gestorben ist; so gab der Abt hiezu die Erlaubniß, und wollte allein davon gehen. Er war aber kaum etliche Schritte davon gegangen, so ist ihm schon einer nachgelaufen mit der Nachricht: daß der Andronikus auch zum Sterben ist. Diese Begebenheit könnte allenfalls ganz historisch ausgemalen, und unter dem Bilde dreymal die Zahl zwölf angesetzet werden; weil sie zwölf Jahre im Ehestande, zwölf Jahre im Kloster, und zwölf Jahre beisamm in der Wüste gelebt haben.

Goldschm. Herr! die Zahl zwölf ist genug, wenn sie einmal angesetzet wird zur Andeutung derer zwölf Jahre, durch die sie heilig im Ehestande gelebt haben. Die Reise nach Jerusalem, die Mönchskleider, das Kloster, und die Wüste lassen wir hinweg. Goldschmiede und ihre Weiber sollen von diesen Heiligen lernen, heilig im Ehestande zu leben; nicht nach Jerusalem zu reisen, und Mönche oder Einsiedler

zu werden. Sie sollen lernen, fleißig bei ihrem Hauswesen zu bleiben. Und für die Goldschmiedstöchter und Goldschmiedssöhne, und Gesellen ist dieses Beispiel gleichfalls das hinlänglichste und nützlichste. Das wäre mir lieb; wenn meine Tochter einmal ihren Ehemann überredete, das Handwerk zu verlassen, nach Jerusalem zu reisen, und in eine Mönchkaputze zu schliefen. — Weis denn der Herr keine besondere Tugenden vom heiligen Andronikus und der heiligen Athanasia ausser den Mönchshandlungen?

Maler. Sie theilten (wie die Legende sagt) ihr Gut in drey Theile; einen Theil gaben sie den Armen, einen Theil den Geistlichen und einen Theil behielten sie für sich.

Goldschm. Herr! Da lassen wir abermal etwas hinweg; nämlich den Theil für die Geistlichen. Meine Tochter und ihr Mann sollen reichlich nach ihren Kräften den Armen geben, das andere zu ihrem Fortkommen für sich behalten, und zur Emporbringung des Gewerbes und des Hauswesens wohl verwenden; es

mag

mag dem Legendenschreiber recht seyn, oder nicht.

Maler. Nun wollen sie also den heiligen Andronikus und die heilige Athanasia gemalen haben? und wie soll ich sie malen?

Goldschm. Es bleibt dabei; sie sollen auf unsere Fahne kommen. Auf der einen Seite male der Herr den heiligen Andronikus in einer solchen Kleidung, wie ein ehrlicher Goldschmied bei der Arbeit angekleidet ist. Er muß auch vorgestellet werden, wie er bei der Arbeit sitzet, und einem herzukommenden Armen Almosen giebt. Auf der anderen Seite muß die heilige Athanasia nicht minder arbeitend in ehrbarer bürgerlicher Kleidung, und mit Hinreichung eines Almosens an Arme erscheinen. Den Zwölfer lassen wir gar aus. Punkto zwölf Uhr gehe ich zum Essen, und die anderen Goldschmiede auch. Der Hunderte wüßte nicht, was der Zwölfer sonst anderes bedeuten solle; und unsere Töchter und Söhne sollen, so wie wir, weit über zwölf Jahre, nämlich solang sie Gott leben läßt, im Ehestande heilig beisamm leben.

Maler.

Maler. Gut! Die zwey Bilder werden richtig so gemalen werden. — Nun was beliebt dem Herrn Zechmeister von der Schusterzunft?

Schustermeister. Auch wir überlassen uns des Herrn seinen guten Gedanken.

Maler. Wollen sie nicht den heiligen Krispinus und Krispinianus? Dabei könnten auch Arme vorkommen, denen sie die Schuhe unentgeltlich machten.

Schusterm. Wäre alles recht. Aber wegen dieser Heiligen werden wir Schuster immer zum Besten gehalten; als wenn diese Heiligen das nämliche Leder, woraus sie für die armen Leute Schuhe machten, den Reichen gestohlen hätten.

Maler. Ich weis diesen Volksbegriff und diese Volkssage. Es ist aber nicht wahr.

Schusterm. Ich glaube es auch nicht. Aber ein anderes Bild wäre uns doch lieber.

Maler. Nun! So nehmen wir die heilige Hedwig?

Schusterm. War diese eine Schustermeisterinn oder eine Schusterstochter?

Maler. Nein! Sie war Herzoginn in Pohlen; gieng aber immer aus Bußfertigkeit im kältesten Winter mit blossen Füssen; und trug nur Schuhe bei sich, damit, falls ein vornehmer Herr ihr sollte eine unterthänige Ehrenbezeigung abstatten wollen, sie sich eilend könnte beschuhen lassen. Dem Herzog, der hievon benachrichtiget wurde, war dieses nicht anständig, und er wollte sie in diesem Aufzuge überraschen. Allein ob sie gleich damal so viele Zeit nicht mehr hatte, sich geschwind beschuhen zu lassen, und sie hiemit blosfuß war; machte doch Gott durch ein Mirakel (wie es Ribadeneira anführt) daß der Herzog glaubte, an ihren Füssen Schuhe zu sehen; und die ihm gegebene Nachricht für falsch hielt.

Schusterm. Herr! Für unser Handwerk wäre es sehr übel, wenn viele Leute diese Heilige nach-

nachahmten, und sich statt der Schuhe mit Mirakeln behelfen wollten. Dañ müßten die Schuster dabei verderben.

Maler. Das wäre ja eine Hauptsache, daß auf der Fahne Stiefeln gesehen würden?

Schusterm. Mir ist's schon recht; wenn die Stiefeln nur schicklich angebracht sind.

Maler. Am schicklichsten sind Stiefeln bei einem Offizier angebracht. Ich male ihnen also den heiligen Zeno, der ein Offizier war, in Stiefeln, und daneben seinen heiligen Bedienten Zenas, wie er seinem Herrn die Stiefel wichset.

Schusterm. Geh der Herr mit diesem Einfall! Wer weis es, ob damals die Offiziers auch Stiefel getragen haben; und ob gewichste Stiefeln schon in der Mode waren?

Maler. Wir Maler sind hierinn nicht heicklich, so wenig, als die Legendenschreiber selbsten. Wir lassen unseren Gedanken bei Abbildung

dung der Heiligen eben so freien Lauf, als es die Legendenschreiber bei ihren Erzählungen von Heiligen thun.

Schust. Uibel genug. Ich wollte zwar noch ehe einen heiligen Bedienten in der Arbeit mit Stiefelputzen vorgestellt sehen, weil dieses doch auf einen Bedienten, auf eine, ihm angemässene Arbeit, und auf ein Beispiel eines Dienstfleisses einen Bezug hat; ja ehe wollte ich ihn so vorgestellet sehen, als mit anderen Dingen, die von Legendenschreibern öfters Heiligen zugeschrieben werden, und die man gar nicht glauben kann, wenn man nicht selbst ein Stiefel ist. Und wenn Stiefeln noch so kothig und schmutzig sind; so ist dieser Schmutz nichts gegen den Schmutz, der öfters in der Schreibart der Legendenverfasser enthalten ist. * O pfui Teufel! ich bin nur ein Schustermeister, aber mir hat geeckelt vor einigen schmutzigen Erzählungen, die gewiß jedem gesitteten Menschen die Ohren

* Hievon ist die Lebensbeschreibung des heiligen Gangulphus ein Beweis. Surius ad diem XI. Maj.

im Hören, und die Augen im Lesen beleidigen müssen, zu geschweigen daß er sie eben so erzählen, oder nachschreiben wollte. Ich lese auch schon lange keine Legende mehr, und lasse sie meinen Kindern noch weniger lesen. Es sind ja einige Erzählungen darinn; die man ehe beim Eulenspiegel, als in einem Religions = und Erbauungsbuche suchen sollte.

Mal. Wir haben schon noch einen anderen Heiligen, bei dem wir Stiefel anbringen können. Dem heiligen Vitalis sind glühende Stiefel angelegt worden; weil man dachte, ihn durch diese Marter von dem Glauben abwendig zu machen.

Schusterm. Ist wieder nichts damit. Unsere Stiefel müssen nicht einmal angebrennt, zu geschweigen glühend seyn. Stiefel sind gar eine heickliche Arbeit.

Mal. Es könnte allenfalls auch etwas vom Werkzeuge des Schusterhandwerkes vorgestellet werden. Nehmen wir die heilige Aquilina, die wurde mit glühenden Schusterahlen gemartert,

kert, welche ihr durch die Ohren gestochen wurden.

Schusterm. Wir Schuster stechen Niemanden die Ahlen durch die Ohren, und sind keine Peiniger mit Schusterahlen. Das ist so gräuslich als unglaublich, und wäre keine Ehre für unseren Handwerkszeug.

Mal. Bleiben wir beim Krispinus und Krispinianus. Ich will ihren Fleiß in der Arbeit, ihre Sorgfalt für die Armen, ihre reine Gemüthserhebung gegen Himmel, ja ihren standhaften Glauben an Christum und seine Lehre recht schön ausdrücken.

Schusterm. Die ersten drey Stücke bringt der Herr ganz leicht zusamm, weil man bei der Arbeit zugleich den Armen ein paar Schuhe hinreichen, oder ihnen deuten kann, sich dort unter den Schuhen was auszusuchen. Aber zugleich das Sitzen bei der Arbeit, und zugleich das Hangen an der Folter, wo sie geprügelt, ihnen zwischen Nägel und Fleisch spitzige Eisen eingebohret, ihnen Rieme aus dem Leibe ge-

schnitten worden; das Darinnstehen im glühenden Hafen voll geschmolzenes Bleyes, das Darinnliegen in der Bodung, die mit geschmolzenem Pech, Fett, und Oel angefüllet war, das läßt sich nicht alles zusamm ausdrücken.

Mal. Das ist alles nicht nothwendig. Sonst müßte ich auch noch dazu malen, wie die Engel gekommen, dem Heiligen die spitzigen Eisen herausgezogen, und auch gleich untereinst etwelche Schergen auf dem Platze erschlagen haben; oder wie der Richter aus Verzweiflung, weil er mit seinen Grausamkeiten nichts ausrichten konnte, sich selbst in das Feuer gestürzet hat.

Schusterm. Daß sie um des christlichen Glaubens willen enthauptet worden, das glaube ich; und daß sie auch vorher werden gepriegelt, hart gehalten, und wie Uibelthäter behandelt worden seyn; das will ich gleichfalls glauben. Aber die ausgesuchten Peinigungsarten, welche von den Legendenschreibern fast bei jedem heiligen Martyrer nur mit einigen Abänderungen angeführet werden; die glau-

be

be ich ohnehin nicht. Die kann der Herr also ohne alles Bedenken hinweglassen.

Mal. Nun, ich male sie, wie sie von zween, mit einem Schwerde umgürteten Soldaten vom Arbeitstische hinweggeholet werden, da eben die Armen bei ihnen mit dankbaren Minnen für die empfangenen Schuhe stehen, und sie beide die Augen gegen Himmel erheben. Wollen sie etwelche Engel mit Lorberkränzen in Lüften fliegend dabei gemalen haben?

Schusterm. Nein, Herr! die Engel haben keine Leiber, und keine Flügel; hiemit muß man ihnen auch keine malen. Und wenn sie mit Leibern erschienen; so sind sie nicht als blosse Köpfe erschienen, die aus zweien Fliegeln hervorsehen. Auch wenn sie mit ganzen Leibern erschienen, waren sie gewiß nicht so nackend, wie sie gemalen werden, dergestalt, daß sie an manchen Bildern und Statuen kaum um die Mitte mit einem Tuche bedecket sind. Ich denke, daß ein Engel, der einen Leib annähme, denselben auch so bedecket haben würde, wie gesittete Menschen ihre Leiber bedecket haben.

Mal. Ungezweifelt ist der Herr Zechmeister den Engelbildern nicht hold, weil man auch bei diesen keine Schuhe sieht.

Schusterm. Genug, daß ich den heiligen Engeln selbst gut bin, und hoffen darf, daß auch sie mir gut seyn; weil ich das nur zu ihrer Ehre sage, daß sie nicht so gemalen, und vorgestellet werden sollen. Mir ist noch nicht beigefallen, darüber ungehalten zu seyn, daß die Engel keine Schuhe brauchen; wenn nur viele Leute, welche Schuhe brauchen, in meinen Laden kommen. Solange nicht auch die Leute anfangen, zu fliegen, werden die Schuster an Arbeit und Verdienst nie eine Noth haben. Aber Herr! dann wäre es mit den Schustern gar, wenn die Leute einmal Fliegel bekämen, und nicht mehr nothwendig hätten, mit Schuhen durch Koth und Morast herumzugehen. Lasse der Herr die Engel beim Bilde für unsere Fahne nur hinweg; übrigens aber male es der Herr durchaus so, wie der Herr gesagt hat. Auf die andere Seite der Fahne male der Herr nichts als ein Kruzifix.

Goldschm.

Goldschm. Auch bei uns kann Andronikus und Athanasia auf einer Seite beisamm, und auf der anderen nur das Kruzifix seyn.

Mal. Gut meine Herren! ich werde nicht weniger und nicht mehr in die Vorstellung bringen. — Nur jetzt auch geschwind geredet, Herr Zechmeister vom Fleischhackerhandwerk!

Fleischhackermeister. Wenn sich unsere Fahne nur durch einen recht sichtbaren Ochsen von anderen unterscheidet; so gilt es uns sodann gleich, was der Herr immer für eine heilige Geschichte auf die eine Seite der Fahne malet; denn, auf der vorderen Seite wollen auch wir nichts anderes, als ein Kruzifixbild haben.

Mal. Herr! Für die Seite, wo in dem Bilde auch ein Ochs zu sehen seyn soll, sey der Herr unbekümmert; bei so vielen Geschichten in der Legende kommen auch soviele Geschichten von Ochsen mit darein vor, daß alle unsere Fleischhacker nicht im Stande wären, diese Ochsen, wenn sie da wären, in ihren Stallungen unterzubringen.

Fleischh. Nun laß der Herr einige soicher Geschichten hören. Wo die besten Ochsen sind, dort greift man sodann zu. Wir werden bald übereinkommen.

Maler. Mit den wilden Ochsen haben die Herren immer die grösten Verdrüßlichkeiten.

Fleischh. Leider! Und die Leute selbst, die zu unseren Ochsentheilungen kommen, machen sie noch wilder, und erschweren uns die Arbeit, die wilden Ochsen gut und ohne Gefahr nach Haus zu treiben. Ich weis nicht, was es doch für Leute giebt? Nebst dem, daß sie die Zeit unnütz mit dem Zusehen durchbringen, haben sie die gröste Freude, wenn die wilden Ochsen recht herumwüthen, und die gröste Gefahr drohen. Bei der Ochsentheilung, heißt es, war es nicht lustig, weil die Ochsen nicht recht wild waren, und sich nicht recht über die Fleischhackerknechte hermachten, oder keiner mit Hunden hat gefangen werden müssen. Einige Leute können recht mit Herzenslust zusehen, wenn von Ochsen besonders in der Hetze einigen

Hun-

Hunden der Bauch aufgetrennet wird, daß ihnen die Gedärme heraushangen.

Mal. Ich gehe in keine Hetze, und lasse meine Kinder auch nicht gehen. Das zeigt eine schlechte Gemüthsbeschaffenheit an, wenn man eine Herzenslust am Martern des Viehes hat. Ein solches Gemüth ist gemeiniglich auch gegen Nebenmenschen nicht das beste; und genug, daß ein vernünftiger Mensch sich ganz anders zu ergötzen wissen soll.

Fleischh. Was für einen heiligen Patron weis denn der Herr gegen die wilden Ochsen?

Mal. Den heiligen Franz de Paula. Dieser hat von einem vornehmen Herrn ein Paar Ochsen für sein Kloster begehrt. Der vornehme Herr, der wohl wußte, daß alle seine Ochsen wild sind, sagte, um des Heiligen nur los zu werden, aus Scherz: er solle sich ein Paar herausnehmen. Der Heilige suchte ein Paar aus, und trieb sie nicht nur wie geduldige Lämlein fort; sondern befahl ihnen sodann weiters ohne Treiber und ohne Hirten auf dem rechten

Wege

Wege dem Kloster zuzugehen. Zur mehreren Sicherheit henkte er einem Ochsen den schriftlichen Befehl und die Marschroute um den Hals; und die Ochsen giengen sodann erstens mehr, dann vierzig Meilen trockenes Fusses über das Meer, und sodann hundert und zwanzig welsche Meilen zu Lande dem Kloster zu.

Fleischh. Herr Maler! Das glaube ich nicht, wenn es hundertmal in der Legende steht. Uibrigens schickete sich schon der heilige Franz de Paula, da der Paulanerorden kein Fleisch, sondern alles im Oele ißt, nicht auf die Fleischhackerfahne. Ungezweifelt werden auch diese Ochsen im Kloster nur zum Fuhrwerk gebraucht worden seyn. Wir müssen Ochsen zum Schlachten haben.

Mal. Nehmen wir etwas aus der Legende der heiligen Jungfrau und Martyrinn Blandina. Diese wurde in ein Netz gesteckt, und also verstrickt einem wilden Ochsen vorgelegt. Der auf das heftigste angehetzte Ochs lief in vollem Grimme auf sie zu, riß sie mit dem Horn den ganzen Platz auf und ab; versetzte ihr mit sei-

nen

nen Hörnern manche entsetzliche Stösse. Die Heilige blieb aber dabei nicht nur unbeschädigt, sondern führte während dem immerfort mit Christo ein süsses Gespräch. *

Fleischh. Gebethet wird sie dabei haben; und da hat sie recht gethan. Gott sey Dank! Es hat mich auch schon einmal ein wilder Ochs, ungeachtet ich niedergefallen bin, und die Ochsen sonst gleich über einen Liegenden hinüberspringen, recht herumgestossen, und herumgerüttelt, daß ich schon geglaubt habe; jetzt sey es um mich geschehen. Nun ich habe mich Gott empfohlen, und seine Hilfe angerufen; und der Ochs ist sodann von mir hinweggelaufen. Aber eines ganzen Gespräches, das Christus dabei mit mir geführet hätte, kann ich mich nicht rühmen.

Mal.

* Siehe kleine Ehehaltenlegende vom Pater Jakob Schmidt aus der Gesellschaft Jesu Priester. Augspurg 1735. pag. 17.

Mal. Gefiele ihnen der heilige Johannes von Urtika nicht? der hat Ochsen eingekauft, um hievon das Fleisch den Armen zu geben. Ich dächte doch, daß das ein löblicher Ochsenhandel sey.

Fleischh. Der gefiele mir schon besser. Die Herren Zechmeister, die vor mir geredet haben, haben alle ein solches Bild angeschaft, worauf die, den Armen erwiesene Liebe vorgestellt wird. Wir wollen in Ansehung der Menschenliebe auch nicht schlechter seyn. Male der Herr also diesen Heiligen, wie er Ochsen für die Armen einhandelt; und male uns der Herr nur die Ochsen schön, fett, und schwer.

Mal. Dürfte ich nicht Kühe auch darunter malen? denn er kaufte auch Kühe zu diesem End; und Diebe, welche ihm von solchen Kühen einmal einige gestohlen haben, sind mit allem Forttreiben und Herumtreiben den anderen Tag wieder dort gestanden, wo sie die Kühe gestohlen hatten.

Fleischh. Nein! die Kühe lasse der Herr hinweg. Man wirft uns ohnehin immer vor, daß

wir

wir statt der Ochsen Kühe schlagen, und uns das Fleisch um den nämlichen Preis, wie das Ochsenfleisch bezahlen lassen.

Mal. Armen Leuten dürften sie ja immer Kuhfleisch unentgeltlich hingeben. Aber Kuhfleisch statt Ochsenfleisches verkaufen wäre freylich keine Tugend, und hiemit auch keine Nachahmung eines Heiligen.

Fleischh. Lasse der Herr die Kühe lieber hinweg.

Mal. Weil dieser Heilige das Fleisch den Armen unentgeltlich hingegeben, werde ich also keine Waage dazu zu malen nöthig haben, um anzuzeigen, daß er jederzeit gut und ehrlich gewogen, und nicht statt des Fleisches blosse Beine zur Hälfte in die Waage gelegt habe.

Fleischh. Der Herr machete einem mit seinem Malergedanken wirklich ganz ängstig. Ich denke aber bei meinem Handwerke schon selbst darauf, daß, wenn nach meinem Tode

mei-

meine üble und gute Werke abgewogen werden, auf die Waagschale der üblen Handlungen nicht soviele Ochsenbeine kommen; damit die Ochsenbeine nicht etwa mehr, als ich im Gewichte haben. Ein ehrlicher Mann thut dieses nicht. Sey der Herr aber versichert, daß ich das Fleisch viel wohlfeiler geben wollte; wenn der Aufschlag, der auf die Ochsen gesetzet ist, auf die Ochsen, die in den Legenden unschicklich stehen, und auf die Leser solcher Legenden gemacht würde. Jeder, der eine solche Legende im Hause hat, soll jährlich etwas namhaftes zahlen müssen. Das Lesen solcher Legenden, denen ich selbst feind bin, würde bald aufhören.

Mal. Das ist gar kein Zweifel, daß der Fleischaufschlag mehr eintragen würde, wenn er auf Leute, die das unvernünftigste Gezeug zur Religionssache machen wollen, gesetzet würde.

Fleischh. Nun lassen wir das der Obrigkeit über, was sie in Ansehung des Aufschlages bei dem Ochsen- und Kalbfleisch für gut befin-

finden wird. Nur wünsche ich, daß auf was immer für eine Art die unschicklichen Legenden den Leuten aus den Augen gebracht werden, damit sie nicht immer fortfahren, ihrer Denkungsart nach den Ochsen und Kälbern näher; als vernünftigen Geschöpfen zu seyn. Ein Ochs ist ein Ochs; ein Kalb ist ein Kalb. Aber Menschen müssen nicht wie Ochsen und Kälber seyn. Der Schöpfer hat ja dem Menschen die Vernunft gegeben, und der Erlöser hat der, durch heidnische und pharisäische Betrügereien unterdrückten Vernunft wieder aufgeholfen, wie es neulich unser Prediger recht schön erkläret hat. Unser heiliger christkatholischer Glaube (sagte er) kann nichts zulassen, was wider die Vernunft ist, und die Leute dümmer, als verständiger macht. Er führte auch aus der heiligen Schrift den Text an: Werdet nicht wie ein Roß und Maulthier, * die keinen Verstand haben. Heißt das nicht eben soviel, Herr Maler! als wenn ich sage; die Leute sollen nicht wie Ochsen und Kälber werden?

Mal.

---

* Psalm. XXXI. 9.

Mal. Freylich wohl ist es das nämliche.

Fleischh. Ich habe mich erst neulich mit einem Mönche, den ich nicht nenne, erstaunlich zertragen; da er eine meinige alte Bekannte, welcher ohnehin schon die Mönche die Hälfte ihres Vermögens verzehren halfen, noch auf dem Todbette überreden wollte, ihr übriges Vermögen seinem Konvente auf etwelche hundert Messen, auf Herstellung eines neuen Frauenaltars, auf Stiftung einer Kirchenmusick zu geben. Nicht so Frau Nachbarinn! fiel ich ihm in die Rede; die Frau Nachbarinn will zu Gott kommen, und wird bald zu Gott kommen. Dieser Gott wird fragen; ob wir die Hungrigen gespeiset, die Durstigen getränket, die Nacketen bekleidet, die Kranken und Gefangenen besuchet, die Fremdlinge aufgenommen, kurz, ob wir den Armen Hilfe geleistet haben? * Daß er fragen werde, ob wir Messen, Kirchenmusik, Frauenaltäre gestiftet, hievon steht kein Wort im heiligen Evangelium.

Ich

* Matth. XXV. 35. 40.

Ich weis wohl, daß wir die Ehre Gottes befördern müssen; allein die Ehre Gottes wird durch die Haltung seiner Gebothe hauptsächlich befördert, und besonders durch die Liebe des Nächsten; weil Christus sagt: **Was ihr den Armen gethan, das habt ihr mir gethan.** Die Frau Nachbarinn (fuhr ich weiter fort) gebe also, weil sie keine Erben hat, ihr Vermögen in das Armeninstitut; und dann wird die Frau Nachbarinn ihrem lieben Gott auf die angeführten Fragen leichter antworten, und ihm sagen können: Ich habe sonst keine Opfer gemacht, weil du mein Gott gelehret hast, daß dir Barmherzigkeit lieber, dann Opfer sey; und weil ich meine Sünden nebst der Reue hierüber auch mit den Werken der Barmherzigkeit nach dem Rath des heiligen Apostels Petrus * bedecken wollte. Das ist der Hauptablaß und die beste Generalabsolu-zion, Frau Nachbarinn! so der erste Papst selbst angekündet hat, wie dieses ebenfalls unser Prediger erst letzhin sagte.

* I. Petri IV. 8.

Mal. Da wird der Mönch darein geschaut haben?

Fleischh. Ich weis der Frau Nachbarinn (sagte ich weiters) noch einen Rath, ihre Sünden zu bedecken, welchen Rath neulich unser Herr Pfarrer einem reichen Mann in meiner Gegenwart gab. Mache die Frau Nachbarinn auch eine Stiftung, wovon jährlich so viele gute Unterrichts = und Erbauungsbücher eingekauft, und unter das arme Volk vertheilet werden sollen; damit dasselbe von seinen abergläubischen Meynungen, Mißbräuchen, und falschen Andachten hinweg, und zur reinen Religion Jesu Christi, zur wahren Andacht bekehret werde; denn auch der bedecket nach Ausspruch des heiligen Apostels Jakobs die Menge der Sünden, der einen anderen vom Irrthum seines Weges zur Wahrheit bekehret.*

Mal. Was sagte denn die kranke Frau dazu?

Fleischh.

* Ep. Iacobi V. 19. 20.

Fleischh. Sie winkte mir mit den Augen, daß ich Recht habe; und ich merkte, daß sie gern des Mönchs los seyn möchte; denn ihr Beichtvater war er ohnehin nicht; sondern er schlich sich nur herbei, um durch einen Besuch zu erfahren; ob er nicht etwas von der Kranken, wenn sie Testament machte, für sein Konvent erbetteln könnte. Ich sagte daher gleich zu der Kranken: Ich glaube, die Frau Nachbarinn will ein wenig schlaffen? sie winkte hierauf mit dem Kopfe; und dann hieß ich den Mönch mit mir fortgehen. Wie wir vor der Thüre daraussen waren, fuhr er mich ganz grimmig mit dieser Frage an; haben denn die Fleischhackermeister auch schon keine Religion mehr?

Mal. Das war ziemlich grob gefragt.

Fleischh. Herr! da bin ich in Zorn gekommen. Glauben eure Hochwürden (hab ich g'sagt) weil ich mit Ochsen, Kälbern, und Schöpsen zu thun habe, daß ich deßwegen eine Ochsen- Kälber- und Schöpsenreligion haben solle? Eine solche Religion mögen gewisse Leute einmal

haben einführen wollen. Ich habe die reine Religion Jesu Christi, der durch seine heilige Glaubens = und Sittenlehre die Leute vernünftiger, statt dümmer zu machen auf die Welt kam, und seine Apostel auch nichts anders, als die Wahrheit predigen hieß. Ich bin ein guter Katholick, und ich will im heiligen katholischen Glauben leben und sterben. Meine heilige katholische Kirche in dem Kathechismus, und unser Herr Pfarrer in seinen Predigten rechnen aber das niemal zur Glaubens = und Sittenlehre, was sie da alles meiner kranken Nachbarinn so vorsagten, als wenn es zum Beweis eines wahren Christenthums, zur Versicherung der ewigen Seeligkeit, und zur wahren Nachahmung der Heiligen gehörte. Tugendhaft leben, und mit Zuversicht auf die Barmherzigkeit Gottes, und auf die, von ihm dafür versprochene ewige Belohnung sterben, das heißt die Heiligen nachahmen. — Der Mönch ist über Hals und Kopf davon gelaufen. Ich bin aber zur Kranken wieder zurückgekehrt, und sie hat sodann das ganze Testament nach meinem Rath eingerichtet.

Mal.

Mal. Aber Herr Meister! das war auch stark, was der Herr dem Mönche gesagt hat.

Fleischh. Ich konnte nicht anders.

Mal. Herr Zechmeister von der Schneiderzunft! Für sie weis ich eine Heilige, die hat den Schneidern Geld zu lösen gegeben; die heilige Eudozia. Diese hat (wie die Legende sagt) zweyhundert fünf und siebenzig seidene Kleider, und vierhundert und zwölf mit der allerkostbarsten Leinwath angefüllte Kisten gehabt. Zwar wegen der Leinwath könnten die Herren Webermeister diese Heilige auch auf ihre Fahne nehmen.

Schneidermeister. Hat der Legendenschreiber die Kleider so genau gezählet? — War sie gewiß vom Adel?

Mal. Nein! Allein weil sie ausserordentlich schön war, hatte sie die alleredelsten und reichesten Liebhaber. Sie änderte aber sodann ihr Leben; wurde auf Anrathen eines Mönchs Klosterfrau, und verschenkte ihren ganzen Putz,

wor-

worunter auch die allerkostbaresten Edelgesteine waren, nebst zwanzigtausend Pfunden Goldes und vielen anderen Reichthümern an ein Spital.

Schneid. Eine vortrefliche Heilige in Rücksicht auf die Verlassung des schändlichen Lebens. Hierinn soll sie von allen denen nachgeahmet werden, welche leider bei dieser Zeit in Menge sich Geld, Putz, und alles, nach was sie noch lustet, auf gleiche schändliche Art zu erwerben wissen; aber oft nicht ehe davon abstehen, als bis sie selbst ungeachtet alles genossenen Uiberflusses zuletzt in ein Spital kommen; oder zu Hause in den elendesten Leibsumständen dahin sterben müssen. Eine vortrefliche Heilige auch in Ansehung derer einem Spitale erwiesenen Wohlthaten; und das ist mir ganz lieb, wenn auch auf unserer Fahne ein Werk der Barmherzigkeit vorgestellet wird. Aber doch kömmt mir nicht vor, daß sich diese Heilige auf unsere Fahne schicke. Daß sich mehrere auf solche Art bei uns sollen Kleider machen lassen, das verlange ich nicht; Gott soll mir nur mein tägliches Brod schicken; und der sich bei mir ein Kleid machen läßt, soll es

sich von ehrlich erworbenem Gelde nach seinem Stande machen lassen. Daß die Leute ihre Kleider verschenken, in das Kloster gehen, und hernach nur von den Klosterschneidern eine Arbeit brauchen sollen; das wünsche ich auch nicht. Die Leute sollen die Pflichten, welche es ausser dem Kloster zu erfüllen giebt, erfüllen; und ihr Leben ebenso gottesfürchtig als ordentlich einrichten; damit sie sich die Bedürfnisse, folglich auch Kleidungen anschaffen, und noch dabei ihren armen Nebenmenschen speisen, kleiden, und Krankheit- oder Altershalber besorgen lassen können. Die Leinwath der heiligen Eudozia wird allerdings dem Spital willkommen gewesen seyn. Zwar wenn sie gar so fein war, werden sie selbe wohl so, wie die seidenen Kleider, die sie im Spitale auch nicht brauchen konnten, verkauft, und zu Geld für andere Spitalbedürfnisse gemacht haben. Aber es scheint mir doch, daß in dieser Geschichte, und besonders in Berechnung des Reichthums der Eudozia viel übertrieben sey.

Mal. Nun die Legende sagt es einmal. Wenn dem Herrn das schon verdächtig vorkömmt; was wird der Herr erst zu denen Mirakeln sagen, die im Leben der heiligen Eudozia angeführet werden? Einen geilen Jüngling, der sich, um sie desto gewisser zu verführen, als einen Mönch ankleidete. —

Schneid. Kann man denn in dieser Gestalt die Frauenzimmer leichter verführen?

Mal. Nachdem Eudozia eine Klosterfrau war, hat er sich als Mönch ankleiden müssen, sonst hätte sie mit ihm gar nicht geredet. Nun, damit ich dem Herrn Meister das Weitere erzähle; so hat der, als Mönch verstellte Jüngling auch viel Gold zu sich genommen, um die heilige Eudozia (wie die Legende sagt) zum vorigen Luder zu locken.

Schneid. Das war dumm gemacht. Eudozia hat gleich merken müssen, daß er kein Mönch sey; denn wo wird ein Mönch so viel Gold haben?

Mal. Lassen wir das gut seyn. Eudozia hörte eine Weile die teuflischen geilen Reden an; endlich aber machte sie einen Blaser —

Schneid. Was ist das?

Mal. Angeblasen hat sie ihn; und er ist todt zu Boden gefallen.

Schneid. Den grossen Kerl hat sie umgeblasen; und gleich auch zu todt geblasen?

Mal. Richtig. Sie hat ihn aber hernach wieder zum Leben erweckt; damit er nach dem ersten Tode Busse thun, und das zweytemal glückseeliger sterben könne.

Schneid. Nein, Herr! Das ist zu viel.

Mal. Es kömmt noch mehr. Die Soldaten, von welchen sie sollte gefangen werden, mußten drey Täge und Nächte an einem Orte unbeweglich verbleiben. Als sie sich rächen wollten, ungezweifelt da sie wieder beweglich wurden; kam ein giftiger Drach hinter sie,

und

und zerriß viele mit seinen Zähnen. Der Sohn des Landesfürsten Aurelianus starb gleichfalls in derselben Nacht, in welcher er ihr nachjagen wollte. Aber auch dieser Erbprinz wurde von ihr wieder zum Leben erweckt; denn der Landesfürst Aurelianus schrieb der heiligen Eudozia hierwegen einen demüthigen Brief; schickte ihr diesen Brief durch den Herrn Hauptmann Bibila; und in wehrendem, daß sie den Brief las, setzte der Hauptmann sich indessen zum Tisch, worauf das Gebethbuch der heiligen Eudozia lag; schlief auf diesem Buche ein, und sogleich kam ein Engel mit einem Stecken über ihn, berührte ihn, und sagte ihm: Er solle gehen, der todte Erbprinz warte schon auf ihn. Die Heilige gab ihm sodann ein Antwortschreiben an den Landesfürsten Aurelianus mit; drückte statt des Petschaftes drey Kreuze darauf, und der Hauptmann warf den Brief auf den Todten nieder; worüber der Todte lebendig wurde; der Landesfürst sich sammt seiner ganzen Familie zum Glauben bekehrte; der wieder lebendig gewordene Prinz Diakon, und seine Schwester Klosterfrau wurde.

Schneid.

Schneid. Ich lasse alles dahin gestellt seyn; aber Klosterfrauen schicken sich auf unsere Fahne nicht.

Mal. Eudozia blieb ja selbst nicht mehr in ihrem Kloster. Nachdem sie eine Gräfinn vom Tode erweckt hatte, bekehrte sie auch einen Grafen; wohnte sodann bei diesem Grafen, ließ ihm das Todtenerwecken probiren, welches ihm auch bei einem Kinde von Statten gieng; tödtete einen grossen, giftigen, und feurigen Drachen, und predigte öffentlich zu Heliopel das Evangelium.

Schneid. Das wäre mir lieb, wenn unsere Weiber und Töchter Lust bekämen, das Evangelium zu predigen? Zuhörer würde es bei solchen Predigten genug geben. Aber es würden auch bald diejenigen herbeikommen, die der Frau oder Jungfrau Gassenpredigerinn ein anderes Ort anzuweisen wüßten. Der Drach reimt sich auch nicht zum Schneiderhandwerk; Scheere und Nadel sind keine Waffen gegen grosse Drachen; und mit den Mirakeln würde es unserer Zunft elend gehen. Mancher Schneider-

dermeister hat freylich an seinem Weibe mehr, dann einen Drachen; aber ist doch schuldig, sie leben zu lassen; und kann höchstens, wenn er Courage hat, ihr das Feuerspeyen abwehren. Nein, Herr! das ist alles nichts für uns.

Mal. Ich will ihnen den heiligen seraphischen Vater Franz malen, wie er in Gegenwart des Bischofs seine Kleider ganz bis auf das Hemd ausgezogen. Der Pater Kochem läßt ihm nämlich noch das Hemd an; der Pater Ribadeneira aber sagt, daß er sich in Gegenwart des Bischofes gar bis auf den letzten Faden ausgezogen; und der Bischof ihn entzwischen mit seinem bischöflichen Mantel bedecket habe. Dabei kommen also auch Kleider vor.

Schneid. Aber nicht auf eine gar säuberliche Art

Mal. Er hat sodann gleich wieder ein anderes Kleid bekommen; denn die ausgezogenen Kleider hat er nur seinem Vater hingegeben zum Zeichen, daß er seinen Vater nur bisher

Va=

Vater genannt, zukünftig aber sich nur an den himmlischen Vater wenden werde.

Schneid. Jeder Mensch ist schuldig, sich an den himmlischen Vater zu wenden, und dabei doch seinen Vater der ihn gezeuget hat, mit Ehrfurcht zu erkennen.

Mal. Der heilige Franz ist aber der Frömmigkeit halber von seinem Vater hart gehalten worden; denn dieser Vater wollte nicht angehen lassen, daß der Sohn das Geld, was für verkaufte Waaren eingieng, sogleich zum Kirchenbau und für die Armen herschenke.

Schneid. Das würde ein anderer Vater auch nicht leiden; denn die Frömmigkeit und die Nächstenliebe muß ja von einem Sohne nicht so unächt genommen, und übertrieben werden, daß er willkührlich das Vermögen seines Vaters verschenke.

Mal. Bei diesem Bilde käme eine Schneiderscheere auch zum Vorschein. Dem nacketen Franziskus wurde nämlich sodann ein Rock von einem Taglöhner, oder ein Baurenkittel gege-

ben, welchen Rock er mit einer Scheere in Form eines Kreuzes schnitt; sodann in der nämlichen Form wieder zunähte, und dergestalt zu tragen anfieng. Sieht der Herr; da kömmt Scheere, Nadel, und Faden auf das Bild.

Schneid. Herr! wenn unsere Söhne oder Gesellen das Geld, was bei der Arbeit eingeht, aus lauter Frömmigkeit an andere verschenkten, oder alle Leute in der Kleidung den heiligen Franz nachahmen wollten; dann hätte die ganze Schneiderzunft ihr End erreicht. Die Leute sollen sich nur alle ehrlich kleiden; Schuhe, Strümpfe, und Beinkleider auch der Ehrbarkeit halber tragen; fleißig arbeiten; nach Kräften und Vermögen den armen Nebenmenschen Hilfe leisten; die Gebothe Gottes, der Kirche, und des Landesfürsten beobachten; und ihr Hauswesen bescheiden und ordentlich einrichten. Mehr ist nicht nothwendig, um vollkommen zu werden, und den himmlischen Lohn dafür zu erhalten. Male uns der Herr nichts auf die eine Seite der Fahne, als wie Christus prediget. Was diese Predigt von dem enthält,

daß

daß wir auch die Armen kleiden sollen, kann durch den darunter gesetzten heiligen Schrifttext angezeiget werden. Hieraus können sich alle Leute eine Ermahnung und Aufmunterung nehmen, bei den Schneidern für arme Leute und ihre Kinder Kleider machen zu lassen; und die Schneider selbst können nicht minder es sich zur Lehre seyn lassen, daß auch sie ihrerseits zur Kleidung der Armen mit geringerem oder gar keinem Arbeitslohn, oder auch mit Kleidungsstücken beitragen. Auf der anderen Seite wollen auch wir nichts anderes, als ein Kruzifixbild haben.

Mal. Gut! Dieser Gedanke ist nach meinem Geschmack. Ich habe immer eine Freude, wenn ich ein lehrreiches Bild von meinem Heilande zu malen habe. Ich werde mir dabei recht Mühe geben, und sorge nicht, daß es nicht Beifall finden werde. Wenn ich manchmal einen Armen sah, dessen elendes Kleid voll aufgesetzter Flecken war, kamen mir immer diejenigen Flecke in Gedanken, die bei manchem Schneider so wunderlich auf die Seite fallen, und doch zuletzt ganz schön taugen, ein Ganzes

tes in einer anderen Gestalt mit Nutzen heraus zu bringen. Wie oft wünschte ich, daß ein ehrlicher Armer das hätte, was manchem Schneidermeister die heimliche Fleckelsammlung einträgt, der Arme würde sodann die öffentliche Flecktragung auf seinen Kleidern nicht nothwendig haben. Aber bei einem Schneidermeister, wie der Herr Zechmeister ist, kommen weder Vermögliche, weder Arme zu kurz.

Bäckenmeister. Auch uns male der Herr auf der einen Seite das Kruzifix; aber auf der anderen Seite, wie Christus die Armen speiset. Die biblischen Geschichten sind die verläßlichsten, so wie die Lehren und Beispiele des Lehrmeisters selbsten die besten sind.

Mal. Ist auch recht. Solle auch gut ausfallen dieses Bild. Wir haben zwar eine Menge der Heiligen in der Legende, welche sich mit Austheilung des Brodes so wie anderer Bedürfnisse unter die Armen ausgezeichnet haben. Auch lesen wir hierinn viele mirakulose Verwandlungen des, den Armen zugetragenen Brodes, und viele Strafen, die denen wi-

der-

derfuhren, die den Armen nicht Brod geben wollten.

Bäckenm. Ist alles gut. Ich verehre alle diese Heiligen; allein auch sie haben sich Christum zum Muster genommen, und dieser solle nun einmal auf unserer Fahne seyn. Das Geboth Gottes, den Nächsten zu lieben, und die Armen zu speisen, ist mir ohne alle Mirakel genug. Da das Geboth, den Nächsten zu lieben, ein Hauptgeboth, und dem Geboth, Gott zu lieben, gleich ist; so ist auch die Strafe für die Uibertretter, so wie der Lohn für die Befolger eben nach der Lehre Christi ganz gewiß zu erwarten.

Mal. Wider des Herrn Meisters sein Brod habe ich noch von Niemanden weder in Ansehung des Gewichts, weder in Ansehung der übrigen Beschaffenheit jemals eine Klage gehöret. Aber Arme sehe ich wohl alle Tage in der Menge mit unentgeltlich erhaltenem Brod dankbar aus des Herrn seinem Laden herausgehn.

Bäckenm. Es ist soviel nicht. Was man den Armen zu thun vermögend ist, das ist Pflicht, daß man es thue.

Mal. Nun ich weiß es ehe, daß der Herr durch kein eitles Lob um seinen Verdienst bei Gott gebracht werden will. Aber wenigstens wird man sagen dürfen, daß man bei dem Herrn das beste, wohlgeschmackteste, und im Gewichte aufrechteste Gebäck bekömmt.

Bäckenm. Schweig der Herr still! Das ist kein so grosses Verdienst, wenn man kein Dieb ist. Ich hielte das für den größten Diebstahl, wenn man in einem, allen Leuten so nöthigen Bedürfnisse betrügerisch umgienge.

Mal. Nun ist der einzige Herr Hafnermeister noch von denen übrig, die bei mir ihre Zunftfähne malen lassen.

Hafnermeister. Ich habe schon hin und her gedacht; mir fällt nichts ein.

Mal. Ich male ihnen die Erschaffung der Welt, weil der erste Mensch auch aus Laim gemacht worden.

Hafn. Geh der Herr weg mit dem Gedanken. Was doch die Maler für Einfälle haben! Ist denn das eine Gleichheit mit unserem Hafnergeschirr? Ich bedankte mich, wenn meine Häfen lebendig würden, solches Unheil anfiengen, sich untereinander zerschlügen, und zuletzt gegen mich selbst als ihren Meister undankbar würden; wie es einige Leute auf der Welt gegeneinander, und gar gegen Gott machen; bei allen Wohlthaten mit Gott nicht zufrieden sind, und mit lauter übertriebener Gleichheits- und Freyheitssucht einer den anderen erwürget.

Mal. Nun eben gegen solche kann auf die Fahne angebracht werden, wie ein Hafner in der Arbeit begriffen ist, und der heilige Apostel Paulus hindeutet mit den Worten: O Mensch! wer bist du, daß du mit Gott rechtest? Spricht auch ein Werk zu dem, der es gemacht hat; warum hast du

mich also gemacht? Hat der Hafner nicht Macht, aus einem Klumpen Laim zu machen ein Gefäß zu der Ehre, und das andere zu der Unehre?

Hafn. Ja, ja! Wir machen freylich allerlei Geschirr. Die Geschirre aber, die zur Unehre sind, stünden doch nicht gut auf der Fahne.

Mal. Nehmen wir den heiligen Eremiten Markus von Athen, der hat dreyßig Jahre kein Brod, keine Kräuter, und gar nichts anderes, als nur Laim gegessen. Da hätten wir den Laim auf eine andere Art zugleich lehrreich angebracht.

Hafn. Herr! Auf das Laimverarbeiten verstehe ich mich; aber auf das Laimessen verstehe ich mich nicht. Das ist weder für uns Hafnermeister, weder für andere Leute ein Beispiel.

Mal. Wie gefiele dem Herrn die Geschichte vom heiligen Patrizius. Dieser wurde von

Bar=

Barbaren gefangen, in die Dienstbarkeit geführet, und dort für einen Kochtopf verkauft. Allein dieser Kochtopf, um welchen der Heilige verhandelt worden, hat nimmermehr auch mitten im Feuer warm gemacht, und hiemit auch zum Kochen und Sieden niemal gebraucht werden können, solang der heilige Patrizius in der Dienstbarkeit blieb; deßwegen ist er auch bald wieder losgelassen worden. Da hätten wir also abermal etwas von einem Hafnergeschirr.

Hafn. Ja, ja! Ein schönes Hafnergeschirr, das nicht zu brauchen ist. Ich habe eine Menge solcher übelgerathener Töpfe, die nicht zu gebrauchen sind, obwohl sie um keine Heilige ausgetauscht worden. Ein solches Geschirr lasse ich aber nicht zum Verkauf bringen, zugeschweigen daß ich von einem unbrauchbaren Geschirre etwas auf unsere Fahne malen lassen solle.

Mal. Sagen sie nur; wollen sie aus der Bibel, oder aus der Legende etwas auf ihre Fahne haben?

Hafn.

Hafn. Aus der Bibel muß es seyn.

Mal. Nun, so lassen sie mich ein wenig nachdenken — Muß es aus dem neuen Testament seyn?

Hafn. Es ist uns lieber, als aus dem alten Testament.

Mal. Fällt mir schon bei dasjenige, was daselbst noch einen Bezug auf die Hafner hat. Aber wenn das nicht recht ist; so weiß ich sodann wirklich nichts mehr aus dem neuen Testamente.

Hafn. Was will uns denn also der Herr hinaufmalen?

Mal. Wie Christus vom Judas um dreißig Silberling verkauft wird.

Hafn. Wo denkt der Herr hin? Was hat der Judas da bei uns zu thun?

Mal. Haben nicht hernach für diese dreißig Silberling die Hohenpriester einem gewissen Töpfer einen Acker abgekauft, weil sie das Blutgeld nicht in den Gotteskasten legen durften? Sieht der Herr, wie ein Töpfer zu dieser Geschichte kömmt? — Ich werde den Töpfer, wie die Hohenpriester mit ihm handeln, recht gut vorstellen.

Hafn. Nein, Herr! Für diese Ehre bedanken wir uns. Das gienge uns noch ab. Den Augenblick spotteten einige über uns mit der Bemerkung, daß das Judasgeld, um welches Christus verkauft worden, zuletzt an einen Hafner gekommen sey.

Mal. Der Herr ist doch wunderlich! Der Hafner hat das Blutgeld gewiß wieder an andere Leute hingegeben, da er sich dafür dieses oder jenes zu seinen Bedürfnissen wird eingekauft haben. Er hatte deßwegen keinen Theil an der Handlung des Judas. Hieran hatten nur die damal hochwürdigen Hohenpriester hauptsächlichen Antheil. Sogar den Judas gereuete das, was die Hohenpriester nicht gereu-

reuete. Der Hafner sah das Geld nur als den Preis seines Ackers an. Des Herrn sein Besorgniß ist zu weit hergesucht.

Hafn. Dasjenige, was die Maler auf die Bilder immerzu hinaufbringen, ist wohl oft weit hergesucht; und doch entstehen hieraus bei den Leuten die Begriffe; daß solche Sachen, die nur malerische Erfindungen sind, einen nahen und wahrhaften Zusammenhang mit der Geschichte haben.

Mal. Den Malern und Poeten ist dergleichen schon erlaubt. Deßwegen dürfen auch Prediger und Legendenschreiber, wenn sie den Leuten etwas recht malerisch und poetisch zur Ehre Gottes vor die Augen stellen wollen, die Schrifttexte, je nachdem sie ihnen taugen, anwenden; und die Begebenheiten mit solchen Zusätzen und Umständen auszieren, die auf Sonderheiten hinausgehen.

Hafn. Ich bin nur ein einfältiger Hafner; aber ich dächte, auch zur Ehre Gottes dürfe man niemal lügen, weil die Lüge eine Sünde,

und

und wider die Ehre Gottes ist. Zudem bin ich von der Wahrheit des heiligen katholischen Glaubens und von dem überzeuget, daß, wo Wahrheit ist, es keiner Lüge bedarf; und durch das Lügenhafte nur ein schädlicher Verdacht erwecket werde.

Mal. Aufrichtig zu gestehen, denke ich eben so. Aber das Poetische und Malerische ist einmal zum Volksgeschmack geworden.

Hafn. Uibel genug. Male uns der Herr auf unsere Fahne auf einer jeden Seite nichts, als das Kruzifix. Das ist, mit Gunst zu reden, die beste Fahne für einen Christen, zu was immer für einer Zunft er gehöret. Ich will deßwegen den anderen Herren Meistern nichts vorschreiben, besonders da sie auch von Christo unserem Herrn eine lehrreiche Begebenheit, oder wenigstens eine Geschichte, die sich auf die, von ihm so sehr gepredigte Nächstenliebe beziehet, gewählet haben.

Mal. Nun! Ich werde also auf die Fahne der Hafnerzunft beiderseits ein recht schönes Kruzifix malen.

Hafn. Ich wäre nicht entgegen, wenn auf der anderen Seite den Leuten anschaulich gemacht würde, daß den Armen, damit sie sich vor Kälte wehren können, nicht genug ist, Oefen zu haben, sondern daß sie auch Holz vonnöthen haben. Hiedurch könnten also die Leute angeeifert werden, den Armen im Winter mit Holz beizuspringen. Ich will gern den armen Leuten ihre Oefen unentgeltlich ausbessern, oder auch dort und da, wo der Ofen ganz mangelt, einen nöthigen Ofen herrichten, wenn nur auch andere das Holz für die Armen herbeischaffen.

Mal. Könnte denn hiezu ein besseres Beispiel seyn, als welches sogar Barbaren gaben; da sie dem armen heiligen Paulus nach erlittenem Schiffbruch einen Haufen Reisig zusammgetragen, ein grosses Feuer angezunden, und sie alle auf diese Art wegen des erlittenen Regens, und wegen der Kälte erqnicket haben.

Hafn.

Hafn. Es bleibt dabei; das solle auf die andere Seite gemalen werden. Nun überlege der Herr alles gut; und sage mir der Herr bis morgen, was der Herr für diese Malerei am Gelde fodert.

Alle Zunftmeister. Das bitten wir uns auch bis morgen aus.

Mal. Wir werden schon übereinkommen; bis morgen werde ich mich gegen jeden Herrn Zunftmeister erklären.

Alle Zunftm. Nun so lebe der Herr indessen recht wohl. — Nichts für ungut.

Mal. Ganz und gar nicht. Empfehle mich ihnen. Leben sie auch indessen wohl!

VII.

Der Wirth beim blauen Herrgott.

Wirth. Ich habe die Ehre, euer Gnaden einen guten Appetit zu wünschen.

Hauptmann. Schönen Dank, Herr Wirth! am Appetit fehlet es heut nicht. Auf schlechtem Wege herumgeprellet werden, und durch zween Täge nichts beinahe zu essen bekommen, das macht Hunger.

Wirth. Ja, die Wege zu uns hieher sind ausserordentlich schlecht. Mein Gott! Es ist nicht anders möglich. Wo die Strasse keine Post- oder kein; Kommerzialstrasse, sondern nur ein Seitenweg ist; da sieht Niemand darauf.

Hauptm. Künftig wird schon darauf gesehen werden müssen.

Wirth.

Wirth. Haben wir vielleicht gar das Glück, daß eine Post = oder eine Kommerzialstrasse durch unsere Ortschaften gemacht wird?

Hauptm. Eine Poststrasse eben nicht, aber eine Kommerzialstrasse. Eben deßwegen muß ich als Ingenieur auf diesen verzweifelten Wegen den Augenschein nehmen.

Wirth. Erlauben euer Gnaden, daß ich einen Rundsprung mache. — Das ist der Mühe werth.

Hauptm. Beim Teufel! der Herr springt noch wie ein Bursch von zwanzig Jahren.

Wirth. Um Gotteswillen! Nennen eure Gnaden den bösen Feind nicht beim Namen. Wenn man den Wolfen nennt, so kömmt er gerennt.

Haupt. Was fällt dem Herrn ein? Erstens schwöre ich dem Herrn, daß ich, wenn ich beim Teufel sage, auf jenen Teufel in der Hölle gar nicht denke.

Wirth. O heilige Anna! Wie oft nennen euer Gnaden nur jetzt in einem Athem fort den bösen Feind bei seinem Namen.

Hauptm. Und zweytens darf der Herr sicher seyn, daß der Teufel —

Wirth. Schon wieder den abscheulichen Namen! —

Hauptm. — gewiß nicht kommen werde, wenn man ihn wirklich herbeiruffen wollte.

Wirth. Nein, nein! Ich brauche ihn nicht den feinen Kunden; er soll nur in der Hölle bleiben. Aber leider ist er schon öfters herauf gekommen, wenn man ihn genannt hat, wie es der Pater Abraham gar schön erzählet; ohne die tausend und tausend Gelegenheiten mitzurechnen, welche er sich laut der Legenden genommen hat, auf die Welt heraufzukommen, und die Leute zu quälen.

Haupt. Glaube der Herr solche Teufeleien nicht.

Wirth.

Wirth. Da haben wir's! Jetzt liegt das Rindfleisch auf der Erde. — Ich kann nicht dafür; so oft euer Gnaden den bösen Feind beim Namen nennen, giebt es mir einen Stoß. Auf diese Weise könnte ich nichts transchiren; ich würfe noch alles auf die Erde.

Hauptm. Ha, ha, ha! Der Herr ist mir doch ein närrischer Mann. Nur aufgehoben das Rindfleisch von der Erde. Ich bin nicht heicklich.

Wirth. Nun, wenn euer Gnaden vorlieb nehmen, so ist's mir auch recht; denn ich kann nicht dafür. — Mein lieber Gott! Jetzt haben gar euer Gnaden selbst das Teller gewechselt. Ich glaube, es wäre besser, wenn der Bediente von euer Gnaden herauf käme, der weiß besser mit dem Bedienen umzugehen. Wir Gäuwirthe haben meistens Kohlbrenner, Fuhrleute von der Glashütte, Bauern mit Holz, und dergleichen Leute zu Gästen. In Sommermonaten kommen zwar immerzu mit den Wahlfahrtern auch honetere Leute her,

Hauptm. Mein Bedienter soll nur unten bleiben, und auch essen, damit, wenn ich gegessen habe, ich nicht aufgehalten werde; denn ich muß wieder forteilen. Gieb der Herr ihm, wie auch dem Kutscher Suppe, Rindfleisch, Kraut, und meinetwegen heut auch einen Braten. Haben auch mit mir lange fasten müssen die armen Teufel.

Wirth. Ich bitte euer Gnaden fußfällig, nur den Namen in meinem Hause nicht genennt. Wäre übel, wenn euer Gnaden zum Bedienten einen höllischen Geist, und zum Kutscher auch einen höllischen Geist hätten. Der die Legende vom Pater Ribadeneira gelesen, oder den Doktor Faust in der Komödie gesehen hat, der verlanget sich gewiß keine solche Bedienung. — Kellnerinn! Geh, daß der Bediente und der Kutscher alles dieses richtig bekommen. Nicht wahr, euer Gnaden erlauben auch einem jeden eine Halbe Wein?

Haupt. Mehr aber nicht. — Wie heißt man denn dieses Wirthshaus nach seinem Schilde?

Wirth.

Wirth. Beim blauen Herrgott.

Hauptm. Was ist das närrisches?

Wirth. O heilige vierzehn Nothhelfer! Eure Gnaden werden ja doch einen Schild, wo Gott darauf ist, nicht etwas närrisches nennen?

Hauptm. Herr! Eben weil ich gegen Gott die schuldige Ehrfurcht trage; so muß mir der Schild **beim blauen Herrgott** närrisch vorkommen. Wider Gott habe ich nicht das Mindeste; aber daß man aus ihm einen blauen Herrgott macht, und ihn dergestalt als einen Schild beim Wirthshause aushenket; das nenne ich närrisch. Heißt vielleicht in dieser Ortschaft ein anderes Wirthshaus beim weissen oder beim grünen, oder beim gelben, oder beim rothen Herrgott.

Wirth. Mein lieber Gott! Der Schild bei meinem Hause ist uralt, und hat sich noch Niemand darüber aufgehalten. Nun, der Maler hat dem lieben Herrgott einen blauen

Mantel gemalen, und daher hat der Schild den Namen **beim blauen Herrgott**, oder auch **beim Manterlherrgott.**

Hauptm. **Blauer Herrgott**, und **Manterlherrgott** ist eins so unschicklich, als das andere. Gott ist im Himmel ohne solche Farben und ohne Mänterl; und ein Bildniß von ihm muß zu keinem Wirthshausschild gemacht werden. Religionsbilder, wenn sie anders nach der Vernunft, nach der wahren Geschichte, und nicht mit verbothenen Vorstellungen gemacht sind, gehören in die Kirche, oder meinetwegen in die Zimmer, aber nicht auf Wirthshausschilde.

Wirth. Und in unserem Dorfe ist kein Wirthshaus, welches nicht einen heiligen Schild hätte. Ganze Prozesse hat es schon wegen der heiligen Schilde abgesetzt.

Hauptm. Warum dieses?

Wirth. Weil der neue Wirth, der leider Gott! da wir ohnehin kaum leben können, uns ein=

eingeschafft worden ist, mit seinem heiligen Schilde zween andere Wirthe gleich auf der Stelle ruinirt hätte.

Hauptm. Wie wäre dieses möglich gewesen? nur mit dem Schilde?

Wirth. Ja! Nur mit dem Schilde; ganz leicht möglich. Wir haben schon ein Wirthshaus, das **beim grossen Christoph** heißt; und ein anderes Wirthshaus dort gleich, wo man beim Dorf hereinfährt, heißt **beim kleinen Christoph.** Nun der neue Wirth, ein Erznarr! hatte sein Wirthshaus **beim dicken Christoph** nennen wollen. Natürlich hat der **grosse Christoph** und der **kleine Christoph** protestiren, und die Klage dagegen machen müssen. Aber der neue Wirth hat sich verzweifelt gewehrt. Er hat behaupten wollen; der heilige Christoph, der die Leute über das Wasser getragen hat, habe nicht klein seyn können, weil es ihm sonst unmöglich gewesen wäre, durchzuwaden; und die Grösse (sagte er) hätte ihm zum Tragen auch nichts geholfen, wenn er nicht korpulent gewesen wäre; hiemit sey der

dicke Christoph viel verläßlicher, als der grosse und der kleine Christoph. Lange ist hin und her gestritten worden. Des neuen Wirths sein Unglück war, daß er keine Mässerei mit einer Authentick hat beibringen können, wie von mehreren Heiligen, ja sogar von ihren Fußtritten die richtige Maaß beigebracht wird; und deswegen hat er endlich den Prozeß verlohren. Sodann hat er die heilige Wahlfahrterinn Brigitta zum Schild genommen; weil diese Heilige auf ausdrücklichen Befehl Gottes nach Rom und nach Jerusalem hat wahlfahrten=gehen, und dort die Abläße gewinnen müssen.

Hauptm. Herr! So gewiß ich da sitze, ist es nicht wahr, daß Gott der heiligen Brigitta befohlen habe, nach Rom und nach Jerusalem zu wahlfahrten.

Wirth. Verzeihen mir eure Gnaden! Das steht ausdrücklich in der Legende.

Hauptm. In der Legende mag es wohl stehen; aber wahr ist es nicht. Entweder haben die Legendenschreiber selbst dieses von der heili=

gen Brigitta erdichtet; oder die heilige Brigitta hat das, was in ihrer Phantasie vorgegangen, für eine göttliche Offenbarung gehalten. Ungezweifelt mag sie auch keinen richtigen Begriff von den Ablässen gebabt haben, sonst wäre ihr das Ablaßholen auch nicht einmal in der Phantasie vorgekommen. — Meine gute Leute, was habt ihr denn für einen Pfarrer hier?

Wirth. Er wäre ein stattlicher Mann. Er lebt auferbaulich; hält den Gottesdienst auferbaulich; ist fleißig überhaupt in der Seelsorge; sieht ämsig dem Unterrichte der Kinder nach; nimmt sich um die Armen an; thut ihnen selbst aus seinem eigenen Vermögen viel Gutes; kein Mensch gehet von ihm ohne Trost hinweg; er redet mit dem Mindesten liebreich; die Kranken bekommen ein neues Leben, wenn sie ihn nur sehen; wirklich hat manchen die Gemüthsberuhigung, die er ihnen verschafft, schon zur Gesundheit geholfen; und die, denen nicht mehr zu helfen war, sind trostvoll und recht schön gestorben. Aber nach denen Verordnungen, die ihm von der Obrigkeit zukommen, hält er sich genau, und weiß einem eine solche Belehrung zu geben, daß

man

man ihm nichts dagegen sagen, und auch das, was er beobachtet haben will, gar nicht abschlagen kann.

Hauptm. Nun das ist ein stattlicher Mann; der wird auf die Offenbarungen der heiligen Brigitta und auf die Wahlfahrten gewiß nichts halten, und ungezweifelt euch meine liebe Leute hievon sowohl, als von den Abläßen die richtigen Begriffe beigebracht haben.

Wirth. Ich muß es euer Gnaden schon eingestehen, daß er dagegen Predigten und Christenlehren, und auch freundschaftliche Reden bei guter Gelegenheit so gründlich, so schön, und so einnehmend und überzeugend gehalten hat, daß wir ihm alle, so neu als uns diese Dinge waren, den ganzen Tag gern zugehöret hätten. Ich habe oft darnach hin und her gedacht, und habe immer sagen müssen; er hat recht. Aber wir Wirthe giengen ja gerade zu Grund, wenn keine Wahlfahrter mehr kämen.

Hauptm. Der Herr könnte sich aber noch besser helfen, wenn der Herr trachtete, Wirth in

Mekka zu werden; weil dort noch mehrere Wahlfahrter zum Grabe Machomets eintreffen.

Wirth. In die Türkey gehe ich nicht; Türken dürfen keinen Wein trinken. — Darf ich euer Gnaden einschenken? Ich stehe dafür, das Glas Wein wird euer Gnaden schmecken; ohne Einschlag, nichts vermischt, ein reiner Gebürgwein. Ich habe nur sechs Eimer für Extragäste.

Hauptm. Nun, so schenke der Herr ein.

Wirth. Mit Vergnügen! — Ist meine Schuldigkeit — Nicht wahr? das ist ein Wein, der hat sich gewaschen. Das war der Prälaten Wein zu Silbermühl. Nach Aufhebung dieses Klosters habe ich ihn bei der Lizitazion gekauft.

Hauptm. Es ist ein gutes Glas Wein; etwas zu stark für einen Tischtrunk.

Wirth. War er dem Herrn Prälaten nicht zu stark; so werden ihn euer Gnaden als Soldat

noch

noch weniger fürchten dürfen. — Auf der Reise schadet er schon gar nicht. — Ein Rindfleisch essen euer Gnaden nicht mehr?

Hauptm. Nein! Ich habe schon mein gutes Stück nach Gewohnheit gegessen.

Wirth. Nun also hurtig damit hinweg, Kellnerinn! Frisches Teller, und die zwote Tracht her! — Ich bitte jetzt das saure Kraut, und die Bratwürste zu versuchen. Kraut und Bratwürste müssen köstlich sein. — Die eingemachten Hünlein wollen wir unterdessen zudecken.

Hauptm. Also zu Mekka möchte der Herr kein Wirth seyn? obgleich bei so vielen türkischen Wahlfahrten was namhaftes zu verdienen wäre.

Wirth. Nein bei einer falschen Religion will ich mir keinen Kreuzer verdienen.

Hauptm. Nicht? Der Herr verdient ja doch hier sein Geld meistens beim Wahlfahrtern, und

will

will deswegen die Wahlfahrten nicht abbringen lassen?

Wirth. Haben denn diese Wahlfahrter eine falsche Religion?

Hauptm. In Rücksicht auf die Wahlfahrten, auf die Ablässe, auf die Bilder, zu denen sie wahlfahrten gehen, haben sie keine ächte Art, Gott zu verehren.

Wirth. Euer Gnaden reden gerade so, wie unser Herr Pfarrer.

Hauptm. Nun Religion will soviel sagen, als die Art, Gott zu verehren; also haben die Wahlfahrter in Rücksicht auf diese Dinge keine ächte und wahre Religion; und der Herr will sie doch nicht abbringen lassen, weil der Herr sein Geld eben so leicht verdient, als die türkischen Wirthe zu Mekka.

Wirth. Daß euer Gnaden immer mit den verzweifelten türkischen Wirthen daher kommen. Hätte ich nur ein anderes Gewerb, ich wollte

das

das Wirthshaus gern fahren lassen, und es sammt den Wahlfahrtern verschmerzen.

Hauptm. Wenn jetzt eine Kommerzialstrasse durch dieses Ort gezogen wird; so werden andere Gäste den Verlust der Wahlfahrter leicht ersetzen.

Wirth. Nein, euer Gnaden! Das ist nicht möglich. Die Wahlfahrter verzehren was namhaftes; sie sammeln ja eigens darauf, um in jedem Wirthshause rechtschaffen zehren zu können. Aufrichtig zu sagen, es geht recht toll und voll zu. Man muß zwar das eine wie das andere sagen; sie singen und bethen was ehrliches, und die Vorbether und Vorsinger schreien so, daß man die Prozession schon von weitem kommen hört. Es ist also kein Wunder, wenn sich alles hungrig und durstig bethet.

Hauptm. Es bleibt aber sodann nicht beim Hunger- und Durststillen; Nicht wahr?

Wirth. Mein Gott! wir sind alle schwache Menschen. Einige sind mir freylich schon berauscht

im

im Wirthshause, und auf der Gasse liegen geblieben. — Neulich habe ich bei einem Wahlfahrter schon gar geglaubt, er stirbt mir; über dreyßigmal hat es ihm Salva venia alles aus dem Magen herausgebrochen — Befehlen euer Gnaden jetzt das Eingemachte?

Hauptm. Gut, daß mich nicht leicht ein Grauen ankömmt, sonst müßte ich jetzt das Eingemachte bei allem meinem Appetit stehen lassen.

Wirth. Nein, nein, euer Gnaden! Da haben wir schon ein frisches Teller. — Klein sind sie noch die Hünlein: aber sie sind schon eine Weile hergefüttert; ich hoffe, sie werden gut seyn. — Erlauben euer Gnaden, daß ich wieder einschenke — Auf jede Speise gehöret ein Trunk.

Hauptm. Gut! Nicht so voll, daß ich mehr wässern kann. — Giebt es nie Streitigkeiten und Händel bei einer solchen Menge Wahlfahrter, besonders wenn ihnen der Wein in den Kopf gestiegen?

Wirth. Immerzu setzet es ja etwas ab. Wenn recht Berauschte sich übereinander hermachen, da achten wir es nicht; den einen nehme ich, und den anderen nimmt mein Hausknecht, und sodann werfen wir sie einen jeden in ein anderes Eck, wo sie gemeiniglich liegen bleiben. Aber wenn Nüchterne, oder nur Halbberauschte die nämlich nur einen Spitz haben, untereinander kommen, da sieht es übel aus. Verflossenes Jahr haben sich zween wegen einer Wahlfahrterinn geraufet, daß ich geglaubt habe, nicht nur sie alle zween, und in der Mitte die Wahlfahrterinn; sondern auch von den anderen, deren einige diesem, andere jenem haben helfen wollen, müssen etwelche auf der Stelle maustodt bleiben.

Hauptm. So hitzig gieng es um die Wahlfahrterinn zu?

Wirth. Alle Stuhlfüsse unten in der Gaststube haben sie mir entzwey gebrochen; und sodann nur Pitz Patz, Pitz Patz, Pitz Patz! Der Plunder hätte abwehren mögen. Mein gottseliges Weib (unser Herrgott tröste sie) hat

sich

sich gleich eingesperrt. Ich habe mich auch gleich hinter einen Tisch retirirt. Nur mein Hausknecht hat sich noch gewagt, bis er auf der einen Seite eine Ohrfeige, und in währendem, daß er sich umgesehen, auf der anderen Seite mit einem Stuhlfuß zwischen die Ohren einen Streich bekommen hat; wornach er sich ganz gern auch unter einen Tisch verkrochen. Ich habe aus vollem Halse, was ich nur hab schreien können, unter meinem Tische hervorgeschrieen: **die Prozession geht schon! die Prozession geht schon.** — Sie ist wirklich schon gegangen; und der Vorbether hat auch beim Fenster hereingeschrieen: **der für uns Blut geschwitzet hat.** Aber es hat nichts geholfen, bis der Scherg mit seinem grossen Hunde gekommen ist. Da ist freylich alles still geworden; aber einen anderen Schrecken haben wir sogleich wieder gehabt. Weil die Wahlfahrterinn, welcher ihre Haube gleich im Anfange der Rauferey vom Kopfe flog, und zu Fetzen herumgetretten wurde, das ärgste Geschrey und Lamentiren hatte, und immer mit den Händen unter Heulen und Weinen herumschlug; so verstand des Schergens sein Hund

un-

unrecht, und packte sie so erstaunlich, daß wir zu thun hatten, bis wir ihn auslösen konnten; denn das Luder hat sich in die Wahlfahrterinn völlig verbissen; und die Wahlfahrterinn fiel von einer Ohnmacht in die andere. Sie ist freylich wieder zurecht gebracht worden; aber drey Stunden gieng es wohl noch her, bis bei einigen das Bluten aus Nasen und Mund aufgehöret, und den anderen ihre Wunden vom Bader verbunden waren.

Hauptm. Nun bei den Wahlfahrtern geht es ja recht auferbaulich und andächtig zu?

Wirth. Unser Herr Pfarrer hat uns den Sonntag darauf in der Predigt deswegen was Lautes gesagt.

Hauptm. Wie so?

Wirth. Die Wahlfahrtsprozessionen (sagte er) bestehen gemeiniglich aus vier Gattungen Leute. Die erste Gattung ist ein lüderliches Gesind, welches aus Müssiggang, aus Lustbarkeit, aus Hang nach Herumreisen, und He-

rum-

rumlaufen kirchfahrten geht; die andere ist gar ein Lumpengesind, das noch grössere Laster dabei ausführen zu können zur Absicht hat, und alle Todtsünden dabei begeht. Die dritte Gattung (sagte er) sind die dummen und übel unterrichteten Christen, welche von Gott, den sie zu Hause und in ihrer Pfarrkirche im Geiste und in der Andacht mit Vertrauen anbethen, ihn um das, was zu ihrem Seelenheil ist, bitten, und ihn nach seinen Verheissungen gnädig finden könnten, hinweg, und zu einer geschnitzten oder gemalenen Statue mit vollem Vertrauen auf dieselben abgöttisch hinlaufen. Die vierte Gattung sind die Gleisner, die durch Scheinheiligkeit, oder auf andere Art sich bei einer solchen Wahlfahrt einen Gewinn verschaffen wollen.

Hauptm. Der Pfarrer dieses Orts muß wirklich ein wackerer Mann seyn.

Wirth. Zum Aergerniß des Herrn Pfarrers ist auch noch das dazu gekommen, daß eben unter diesen Wahlfahrtern aus der Prozession heraus etwelche Manns- und Weibsbilder, die mit-

samm eine heimliche Diebsbande ausgemacht haben, auf Ansuchen der nächsten Landgerichter sind herausgefangen worden. Da hat es wohl auch übel ausgesehen. Von drey Landgerichtern waren Schergen da, ein jeder mit seinem Hunde. Ehe man sich's versehen hat (die Prozession war schon über die Helfte vom freudenreichen Rosenkranz, ich glaube gar schon beim letzten Gesetzel für die armen Seelen im Fegfeuer,) haben die Schergen angepackt; und binnen fünf Minuten haben sie Diebe und Diebinnen alle gehabt; denn die ganze übrige Prozession ist gleich auseinander gelaufen. Aus Verstoß haben sie mit diesem Gesindel den Vorbether auch mitgenommen; haben ihn aber sodann gleich wieder ausgelassen. Der Kerl lief, was er laufen konnte, wieder zur Prozession zurück. — Kaum hatte er mehr Athem; und doch hat er gleich wieder das Lied: **Laßt uns Maria Nußbaum loben** so zu schreien angefangen, daß die Prozession sich alsbald versammelte, und in der schönsten Ordnung fortgieng.

Hauptm.

Hauptm. Was ist in diesem Liede für eine Titulatur für die Mutter Gottes? Maria Nußbaum?

Wirth. Ja; Maria Nußbaum. So heißt die Gnadenmutter, die da eine Stunde weit von uns ist. Sie war vorher ein Nußbaum, das ist, sie ist aus nußbaumenem Holze geschnitten. Eure Gnaden müssen ja dieses Wahlfahrtsort im Herreisen von weitem gesehen haben; auffer Eselwiesen gleich eine Viertelstunde liegt es links auf einem Berge. Die Kirche und das Mönchkloster ist prächtig, das Dorf Eselwiesen ist dahin unterthänig. — Erlauben Euer Gnaden wieder einzuschenken?

Hauptm. Ich werde mir selbst einschenken.

Wirth. Nun wie's beliebig ist. — Frisches Teller her, Kellnerinn! — Euer Gnaden müssen schon verzeihen, einen anderen Braten, als einen Kalbsbraten hatte ich nicht so geschwind bei der Hand; aber es muß gut seyn das Kälberne, blühweis und zart. Der Häup-

telsalat glaube ich wird auch recht seyn. — Schaffen euer Gnaden kein Backwerk?

Hauptm. Nichts hievon. Ich hätte mir nicht einmal fünf Speisen geben lassen, wenn ich nicht so gar hungrig gewesen wäre. Zwo, höchstens drey Speisen sind sonst mein ganzes Essen.

Wirth. Das heißt wirklich wenig essen.

Hauptm. Wie heißt das nächste Ort, wohin ich jetzt komme?

Wirth. Ochsenhalsen. Bevor euer Gnaden hinkommen; sehen sie wieder links auf einem Berge ein Gnadenort, nämlich Maria Wasserfarb liegen; auch dort ist das Kloster und die Kirche prächtig; und Ochsenhalsen ist ein, dem Sifte unterthäniger kleiner Markt.

Hauptm. Maria Nußbaum! Maria Wasserfarb; Was zum Teufel sind das für Titulaturen?

Wirth. O mein Gott, o mein Gott! Nennen mir euer Gnaden schon wieder den bösen Feind mit Namen?

Haupt. Aber denke der Herr nur selbst: ob man sich wohl enthalten könne, einen solchen Aufruf zu machen; wenn man höret, wie der göttlichen Mutter so possirliche Namen und Titulaturen gegeben werden. Es ist ja das schon gefehlet, daß man ein **Bildniß**, eine **Statue**, durch die Maria vorgestellet wird, **Maria**, oder die **göttliche Mutter**, oder die **Gnadenmutter** nennet. Die göttliche Mutter ist im Himmel; das gemalene, aus Holz geschnitzte, aus Stein ausgehauene Bild ist nicht **Maria**, ist nicht die **göttliche Mutter.** Und ein Holz, einen Stein, eine Malerei **Gnadenmutter** nennen, da selbst Maria im Himmel keine Gnaden austheilet, sondern nur eine Fürbitterinn ist, heißt das nicht der gröste Unsinn? Ist das nicht eine entsetzliche Schande für Christen und Katholiken? Ja noch mehr, ist das nicht eine wahre Abgötterei?

Wirth. Bald hätten wir noch zwey neue Gnadenörter bekommen; **Maria Oelfarb** und **Maria Glas.**

Hauptm. O du liebe göttliche Mutter! Was werden die dummen Leute mit dir noch anfangen?

Wirth. Die Mönche zu **Hechtenheim**, welches drey Stunden von hier liegt, trachteten die Wahlfahrter zu ihrem Kloster zu ziehen. Der Pater Ribadeneira sagt zwar; es sey richtig, daß der heilige Lukas die Mutter Gottes gut und lebhaft gemalen habe. Er setzet auch der Lebensbeschreibung vom heiligen Lukas einen Kupferstich vor, worauf vorgestellet wird, wie Maria dasitzet, und der heilige Lukas ihr Portrait macht; aber die Geistlichen zu Hechtenheim sagten; die göttliche Mutter sey einem Geistlichen von ihnen, dem Pater Geronzius erschienen, habe ihm gesagt; der heilige Lukas habe sie nicht recht getroffen; nun solle also der Pater Geronzius sie malen. Der Pater Geronzius entschuldigte sich, er könne gar nicht malen. Nur probirt, sagte die göttliche Mutter.

ter. Was geschieht? der Pater Geronzius fängt an zu malen, und malet ein herrliches Frauenbild. Dieses nun haben die Mönche zu Hechtenheim zur öffentlichen Verehrung ausstellen, und demselben den Namen **Maria Delfarb** zum Troz des Bildes **Maria Wasserfarb** geben wollen. Auf die nämliche Art haben die Mönche zu **Knopfhausen** der Wahlfahrt nach **Maria Nußbaum** einen Eintrag machen wollen. Sie haben eine Glashütte; dahin giengen einmal die Klostergeistlichen spaziren, und probirten ob auch sie Glas blasen könnten. Richtig hat sich ein jeder eine schöne Maßflasche geblasen. Ein einziger gar ein frommer Mann brachte nichts zuwegen. Ich bitte euch, liebe Brüder! (sagte er) seht mir nicht zu! Sonst geht mir nichts von Statten. Kehrt euch alle um, und zeiget mir den Rücken. Alsogleich kehrten sich alle Geistliche, und alle Glasarbeiter um; dann fieng er an zu blasen. Er blaset, er blaset eine Weile. — Noch nicht fertig? schrieen die anderen. Auf einmal ruft er; o **Maria Glas**! — Alle sehen um, und sehen, daß, da auch er nichts anderes, als eine Weinflasche blasen wollte, er aus himm-

lischer Veranlassung ein Mariabild geblasen hatte. Der fromme Geistliche knieete sogleich nieder, die anderen fielen auch auf ihre Kniee. Es wurde alles eidlich abgehöret; und den dritten Tag war sowohl das Mirakelbuch von Maria Glas schon im Drucke, als auch die gläserne Gnadenmutter schon auf dem Altar so rein, wie ein Cristall.

Hauptm. In eurer Gegend hier dürfte ich nicht Bischof seyn. Solchen Unsinn und Betrug ließ ich bei meiner Treue nicht ungestraft hingehen.

Wirth. Erlauben eure Gnaden nur, daß ich sage, was weiters geschehen ist. Die Geistlichen zu **Ochsenhalsen** nahmen sich gleich einen Advokaten, und klagten wider das Kloster **Hechtenheim**; und die Geistlichen zu **Eselwiesen** nahmen sich auch einen Advokaten, und klagten wider das Kloster **Knopfhausen**. Ich lese nichts lieber, als Abends zwar meine Legende, aber beim Tage, wenn ich Zeit habe, weil ich selbst Dorfrichter bin, nichts lieber, als Prozesse; und ich war so glücklich,

daß,

daß, weil ich neutral bin, und weil von jedem Kloster mich einige Geistliche besuchen, ich alle ihre Schriften, die sie gegeneinander wechselten, zu lesen bekam. Das Kloster Ochsenhalsen nahm sich den Doktor Zigzag; und das Kloster Hechtenheim vertrat der Doktor Springmacher; das Kloster zu Eselwiesen nahm den Doktor Kniffenberg; und das Kloster Knopfhausen vertrat der Doktor Schwenkfeld, lauter stattliche Advokaten. Ich nehme den Doktor Aktenstoß, und den Doktor Guldenfang aus; sonst ist ihnen wirklich kein anderer Advokat gleich. Das Herz hat mir schon gelacht, wenn ich nur heraussen auf der Schrift vom Doktor Zigzag Maria Wasserfarb contra Maria Oelfarb, und ebenso auf der Schrift des Doktor Springmachers Maria Nußbaum contra Maria Glas gelesen habe. Aber inwendig in diesen Schriften hab ich erst meine Wunder gesehen. Waren recht weit auseinander geschrieben die Zeilen, daß man alles recht gut hat lesen können. Das Lateinische habe ich zwar nicht alles lesen können, das müßte ich lügen. Es waren auch oft nach den Wörtern nur einschich-

schichtige Buchstaben und Numern, und verschiedene Zeichen, die ausgesehen haben (Gott laß es mir zu einer guten Stunde am heiligen Montag gesagt haben) als wenn sie von Zauberern wären. Auf dem Rande waren gewiß bis vier A. B. C. Tafeln, und etlichesmal das grosse Einmaleins, und alle Himmelszeichen aus dem Kalender geschrieben.

Hauptm. Nun wenn das auferbaulich ist, daß eine Maria wider die andere Maria klagt; so weiß ich auch nicht mehr, was man ärgerlich nennen solle.

Wirth. Bei der gerichtlichen Klage allein ist es nicht geblieben. In einem jeden dieser Klöster haben die Prediger auf der Kanzel gegeneinander, und einer gegen des anderen sein Klosterbild losgezogen. Der eine hat behauptet, Maria Wasserfarb sey eine grössere Gnadenmutter, und viel mirakuloser, ebendeswegen, weil sie nur von Wasserfarben ist, und sich doch durch so viele hundert Jahre so schön erhalten hat, daß sie aussieht,

als wenn sie erst heut gemalen wäre; wornach er auch Maria Oelfarb eine neugemalene Mutter Gottes genennet; auf die Schmiereien der Maler erstaunlich gestichelt, und daß das Bild Maria Oelfarb auf die angeführte mirakulose Art solle gemalen worden seyn, zuletzt sogar für einen Betrug ausgegeben hat, mit Warnung, von der Mutter Gottes Maria Wasserfarb nur nicht auszubleiben. Der andere hingegen hat behauptet; so wie die Oelfarbe nicht hinweggewischt werden kann, so könne auch der böse Feind keinen mehr hinwegwischen, der sich unter dem Schutz der Gnadenmutter Maria Oelfarb begeben; wornach auch solche Leute, bei denen nach ihrem äusserlichen Ansehen man sich verwundern mußte, daß sie der böse Feind noch nicht weggewischt hat, sich bald in Menge eingefunden haben. Der Prediger zu Eselwiesen hat gar erstaunlich wider die neue Mutter Gottes Maria Glas losgezogen. Nachdem er die Eigenschaften des Nußbaumes herausgestrichen, und (das ist wahr,) alles recht schön auf die göttliche Mutter angewendet hat; so hat er allen zu überlegen ge-

geben, ob wohl ein einziger in der Sündfluth hätte gerettet werden können, wenn die Arche Noe von Glas gewesen wäre. O gebrechliches Glas! (schrie er wohl dreißigmal auf) du schickest dich nicht zu einer Gnadenmutter, die keinem Gebrechen unterlag, und die Arche Noe ist.

Hauptm. Ich glaube, Holz, Stein, Wasserfarb, und Oelfarb sey ebenso, wie Glas unschicklich, eine Gadenmutter abzugeben; denn das wissen wir ja doch, daß Christus so wenig eine hölzerne, steinene, oder gemalene, als eine gläserne Mutter gehabt hat. Und zu allem dem schwieg der Bischof stille, und ließ sie so predigen, und so prozessiren?

Wirth. Statt eines gerichtlichen Spruches über ihre Klagen (welches mir recht leid ist) kam ein bischöflicher Kommissarius; und nahm sowohl **Maria Oelfarb**, als auch **Maria Glas** mit sich hinweg, daß jetzt Niemand weiß, **wohin die zwo Gnadenmütter gekommen sind.** Und es heißt, **Maria Nußbaum** und **Maria Wasserfarb** würden auch

abge=

abgeholet werden. Die Geistlichen sind nun mausstill, und ganz bestürtzt.

Hauptm. Das ist ein gescheider Bischof. Vorlängst hätte das schon mit Maria Nußbaum und mit Maria Wasserfarb geschehen sollen; so wären Maria Oelfarb und Maria Glas gar nicht zum Vorschein gekommen.

Wirth. Ich höre ja einen Wagen?

Hauptm. Mein Kutscher wird eingespannt haben.

Wirth. Wirklich.

Hauptm. Was bin ich für mich, meine Leute, und meine Pferde schuldig, Herr Wirth.?

Wirth. Für alles zusammen zwei Gulden vierzehn Kreuzer.

Hauptm. Da hier ist das Geld.

Wirth.

Wirth. Schuldigsten Dank, euer Gnaden! Bitte vorlieb zu nehmen; und bitte mir auch die Ehre in der Zurückreise wieder aus.

Hauptm. Ein Wort; wenn ich hier wieder durchreise, nehme ich beim Herrn wieder die Einkehr. Bleib der Herr indessen gesund, und heurathe der Herr bald; aber keine nußbaumene, keine gläserne, und keine gemalene.

Wirth. Bei einer solchen hätte ein Wirth eine schlechte Hilfe, einen schlechten Trost, einen schlechten Schutz, einen schlechten Rath.

Hauptm. Und soviele dumme Christen suchen doch Hilfe, Trost, Schutz, und Rath bey solchen Materialien.

Wirth. Es wird freylich wohl gefehlt seyn, weil es unser Herr Pfarrer auch so sagt. — Wünsche vom Herzen eine glückliche Reise.

Hauptm. Adieu!

End des zweyten Bandes.

Staatl. Bibliothek Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eybel, Joseph Valentin,

Die Heiligen nach den Volksbegriffen

Bd.: 2

Leipzig 1813

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Nf (b) 14-2(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11345304-0